UC-NRLF
$B 615 903

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class Y72
B671
sch

Der schöne Valentin

Von derſelben Verfaſſerin erſchien im gleichen Verlage:

Der Rangierbahnhof. Roman.

Schlimme Flitterwochen. Novellen.

Halbtier. Roman.

Das Recht der Mutter. Roman.

Sommerbuch. Altweimariſche Geſchichten.

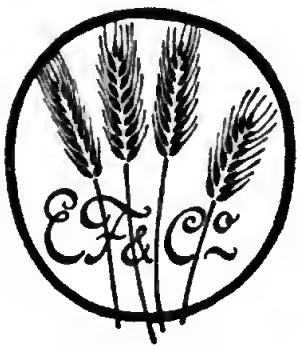
Der ſchöne Valentin

Novellen

von

Helene Böhlau
(Frau al Raſchid Bey)

Zweite Auflage



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1903

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

PT2603
O32
S3
1903

Inhalt:

Seite

Der schöne Valentin 1

Die alten Leutchen 185

157768

Der ſchöne Valentin

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

In einem vom Verkehre abgelegenen Platze des winkeligen Städtchens lag ein altes, wunderliches Häusergehocke. Vor Zeiten war dieser Platz ein Teich gewesen, und die erwähnten Häuser lagen auf einer Art Damm, der einst dem Wasser Schranken gesetzt hatte und sich jetzt über das Niveau der Straße einige Fuß erhob. Sie hatten es sich auf dem fest ummauerten Unterbau recht bequem gemacht und waren ansehnlich alt geworden. Zur großen Annehmlichkeit war der Damm breiter als die auf ihm angesessenen Gebäude, so daß die Leutchen in den erhöhten Häusern über den Häuptern der Vorübergehenden auf- und niederwandeln und vor den Thüren sitzen konnten. Eine schmale, steinerne Treppe führte von da aus erst zur eigentlichen Straße hinab. Der Volksmund hatte seit Jahrhunderten diese eigentümliche Baulichkeit „das Kannerückchen“ getauft und von Kind auf Kindeskind hatte sich die Benennung fortgeerbt. Der Platz, an dem das Kanne-

rückchen lag, war von ärmlichen Wohnungen umgeben und mit einer Eichenpflanzung, die nicht im beſten Gedeihen ſtand, bedacht worden. Ein einziger Baum hatte ſich vor den anderen kräftig entwickelt und machte durch ſein geſundes Verbreiten und ſein ſchönes Emporſtreben die Armſeligkeit ſeiner Genoſſen noch augenſcheinlicher. Seine jungen, kräftigen Triebe glänzten noch purpurn in der Sonne, wenn die Blätter der übrigen ſchon fahl und lebensmüde an den Zweigen hingen und im Winter ſtand der Baum in dichtes, braunes Laub eingemummt, und mochte der Sturm noch ſo hart um die alten Giebel und Wipfel toben, der Baum überließ ihm nicht ein Blättchen, hielt alle feſt, auch wenn das tolle Wetter zwiſchen ſeinen Zweigen herumwirtſchaftete, daß ſich ihm der braune Pelz aufſträubte. Um die armen Genoſſen ſah es auch da übler aus; die reckten die dürftigen Äſte kahl gen Himmel, und auf dem Boden wirbelte ihr Hab und Gut im Winde.

Auf dieſem alten Platze trieben die Schuljungen, die ſich aus Gaſſen und Gäßchen hier zuſammenfanden, ihr Weſen, und an feuchten, geheimnisvollen Herbſtabenden klang dort ihr ſchrilles, langgezogenes Schreien ſo eigen, wie es nur an Herbſtabenden klingen kann, wenn die Töne in der bewegten, neblig dämmerigen Luft verſchwimmen und, wieder auftauchend, von neuen,

helleren überklungen werden. An ſolchen wunderlichen Abenden, wenn aus den Fenſtern ſchon die Lichter glänzten, jagten ſich die Jungen unter den Eichen. Auf dem vertrauten Kannerückchen hockten ſie auf den Schwellen und ſahen, vom Rennen ermüdet, in die Dämmerung. Von den nahen Feldern her zog um dieſe Jahreszeit der kräftige Geruch der Kartoffelfeuer über die Stadt hin und weckte in den Herzen der Buben verlangende Gefühle. In den Häuſern aber auf dem Kannerückchen, da ſaßen die braven Leute behaglich in ihren Stuben und waren ſchon nahe daran, ſich die Zipfelmütze über die Ohren zu ziehen.

Unter den alten, windſchiefen Dächern wohnten friedliche, gute Leute in beſter Nachbarſchaft. Sie kannten ſich alle ſchon ſeit langen Jahren, waren wohllöbliche Angeſeſſene des Städtchens und ehrbare Bürger. Jeder von ihnen konnte dem andern einen guten Abend und guten Morgen bieten, ohne ſich etwas zu vergeben.

Zwei kleine Läden, die des Abends umſtändlich mit eiſenbeſchlagenem Bretterwerk und Stangen unter Verſchluß gebracht wurden, gereichten dem Kannerückchen zum guten Anſehen. Ein Uhrenhandel wurde in dem einen Laden betrieben und den andern hatte ein Inſtrumentenmacher ſeit langer Zeit inne und ſchien ſich darin wohlzubefinden. Das ganze windige Muſikervolk

aus der Umgegend, aus Dörfern und Städtchen, mußte bei ihm ſeinen Bedarf an allerlei Muſikinſtrumenten holen. Er war der einzige ſeiner Art in weitem Umkreis und war gut daran, da ſeine Kunden die Sache nicht ſo genau nahmen und eine Geige, wenn ſie nur recht kratzte, für ein nützliches Ding erklärten, in dem Falle nämlich, daß es damit etwas zu verdienen gab.

Oben im Häuschen des Inſtrumentenmachers wohnten zwei alte Jungfern, Jette und Roſina Degele, die ſich ehrbar als Schneiderinnen durchhalfen und ein paar reſpektable Perſonen waren, auf welche die Bewohner des Kannerückchens mit Achtung und einem gewiſſen Stolz blickten, denn das Schickſal hatte das Daſein der beiden mit einem in den alten Häuſern ungewohnten Luxus ausgeſtattet. Verſchiedenerlei war es, was ſie vor den andern auszeichnete. Zum erſten lagen ihnen geſellige Pflichten auf, denen ſie mit Würde und Eifer nachzukommen ſuchten. Jährlich ein-, zweimal hatten ſie eine Paſtorin und deren Baſe, die beide mit ihnen in Bekanntſchaft ſtanden, bei ſich zum Nachmittagskaffee zu Gaſte. An ſolchen Tagen ging es bei den Jungfern hoch her, und ſie hatten ihre Freude an dem Überfluſſe, wenn ſie, nachdem die Gäſte den Rücken gewandt hatten, in dem nach allerhand Süßigkeiten duftenden Stübchen vor den noch reichlich gefüllten Kuchen-

ſchüſſeln ſaßen. Was die beiden Degeles aber in den Augen der übrigen mit einer Art Nimbus umgab, war, daß Roſina ein altes, verſtimmtes Klavierchen beſaß, an dem der Inſtrumentenmacher ſchon oft ſein Glück verſucht hatte, und auf dem das gute Weib Feierabends manch rührendes Stück abſpielte, ſeit Jahren immer dieſelben, mit derſelben Liebe und Weihe. Wenn dann an warmen Abenden die hellen, ſchwirrenden, harfenartigen Töne durch das offene Fenſter auf den Platz hinausklangen, da hatten die Nachbarn ihre Freude daran, und die Töne, welche Roſina dem Klavier entlockte, mochten vielleicht mancher armen Seele wohlgethan haben, in welcher Frühlingsahnung aus Sorge und Arbeitslaſt hervorbrechen wollte und nur auf eine Bewegung wartete, die ihr das ſchwer verwahrte Thor öffnen möchte. Und an der Schweſter hatte Roſine jederzeit eine ſtille und andächtige Zuhörerin.

Ein altes Ehepaar verhalf ferner dem ſonderbaren Kannerückchen zu einem Schmucke; die alten Leute hatten den kleinen Platz vor ihrer Thüre, ſie wohnten am Ende des Kannerückchens, zum Gärtchen umgewandelt und pflegten dies mit großer Liebe. Ihrer Mühe, die ſie ſich um die Ecke gaben, half die Südſonne nach, ſo, daß vom erſten Frühjahr bis in die Fröſte hinein der kleine Fleck in Blüte ſtand und den Leuten den Wechſel

der Jahreszeiten ſchön verkündete. Kamen im März die Aurikeln hervor und wurden von der Handvoll gelber Krokus die ſchützenden Tannenzweige fortgenommen, ſo war wohl keiner auf dem Kannerückchen, der nicht ſeine Bemerkung jahraus, jahrein darüber gemacht hätte. Diejenige aber, die das Gedeihen des Gartens am regelmäßigſten und eifrigſten beobachtete, war eine alte Trödelfrau. Die wohnte mit ihrem Kram in einem der Hinterhäuſer in unbeſchreiblicher Umgebung von tauſend Lumpen und Dingen, die in anſcheinend rätſelhafter Unordnung aufgehäuft lagen.

Dieſe alte Frau trug Winters und Sommers eine braune Pelzmütze. Niemand hatte ſie je ohne dieſe geſehen; aber man wußte, daß ſie dieſelbe wegen einer Neigung zu Kopfreißen trug.

Die Alte hieß Machlett; ſie war trotz eines ſcheinbar mürriſchen Weſens eine ganz vertrauenerweckende Perſönlichkeit und hatte ihre guten Seiten. Jedenfalls war ihr Intereſſe für den kleinen, fremden Garten ein unverfängliches; in ihm ſprach ſich vielleicht bei ihr die zuſammengefaßte, menſchliche Sehnſucht nach Unerreichbarem, Tiefgewünſchtem aus. Sie ſtand oft verſunken vor dem Holzgitter und ſchaute in die Blumenpracht hinein, und kam dann einer vorüber, der auch ſeine Freude an dem blühenden Eckchen hatte, ſo fühlte ſie

ſich veranlaßt, die Vorzüge des Gartens an das rechte Licht zu bringen. Sie hatte da eine Auswahl verſchiedentlicher Bezeichnungen, um den Fremden die Schönheit ihres Idols recht einleuchten zu laſſen. „Ein hübſches Eckchen!“ oder „ſchöne Pflänzchen!“ oder „ſo was lobt man ſich!“ Sie hatte ihre beſtimmten Ausdrücke. „Ein Paradiesgärtchen!“ — das ſagte ſie, wenn ſie bei Feiertagslaune war, mit ihrer trockenen, rauhen Stimme, ſodaß der, an den ſie ſich mit ihrer Bemerkung wendete, meinte, ſie brumme ihn an, und ſeines Weges ging, ohne ihrer groß zu achten. Die Alte war von den Nachbarskindern ihres Ausſehens wegen ziemlich gefürchtet, aber mit Neugierde beobachtet. Sie ſchlichen ihr gerne nach und ſahen ihr zu, wenn ſie in ihrem Hofe die alten erhandelten Sachen lüftete und ſortierte.

Nun habe ich ſo manchen Einwohner der Häuſer genannt, aber den Helden der Geſchichte nicht. Und außerdem noch manche nicht, von denen ſich allerlei ſagen ließe, die ſich aber äußerlich ſtille verhielten, ſich von der Zeit mitſchleppen ließen, ohne viel Weſens daraus zu machen, die ihre Arbeit thaten und ſich einigermaßen allnächtlich davon erholten; die ſich vielleicht Sonntags beſonders ſorgfältig wuſchen und reine Wäſche anzogen — vielleicht.

Unſer Held alſo war der Sohn des Inſtrumenten-

machers, hieß Valentin und hauſte mit ſeinem Vater in dem kleinen Laden, der zu gleicher Zeit als Werkſtatt und Wohnraum diente und ſich ziemlich tief in das Haus hineinzog, ein dämmeriger Aufenthalt, der nur am Fenſter, an dem die Geigen hingen, ein ſonnenhelles Plätzchen hatte. Da ſtand des Meiſters Arbeitstiſch, und wenn die Sonne zu ihnen hereinſchien, warf ſie die ſchwarzen, geſtreckten Schatten der Geigen auf die vom Alter fahle Diele.

Valentin war der einzige Sohn. Die Mutter hatte frühe wegſterben müſſen; von ihr hatte er eine für ihn überflüſſige, große Schönheit ererbt. Er war ſchön vom Kopf bis zur Zehe, ſchön in ſeinen Bewegungen, ein Meiſterſtück der Natur. Bei weitem übertraf er das, was man ſo gang und gäbe einen ſchönen Knaben nennt, zu welchem Ausſpruch der Anblick roter Wangen, heller Augen und krauſen Haares gar leicht verleitet. Über des Inſtrumentenmachers Sohn ſchien Schönheit ausgegoſſen zu ſein. Sie hatte ihre Heimat in ihm aufgeſchlagen und bekräftigte ihr Daſein in ſeiner Erſcheinung. Seine Schönheit war nicht lachend und heiter, war nicht das, was man reizend nennt, nicht einſchmeichelnd, ſondern ernſt und unverſtändlich für viele. Der Knabe hatte etwas Unnahbares in Blick und Bewegung, etwas Rührendes, und es ſchien,

als ſei das Schickſal der Vereinſamung auch ihm auf die Stirne geprägt, wie es jedem vor den anderen ausgezeichneten Menſchen mit einer königlichen Gabe zugleich überkommen muß. Die Nachbarsleute ſahen den jungen Valentin täglich von ſeiner früheſten Kindheit an unter ſich; aber daß einer an dem ſchönen Geſchöpfe ſeine Freude gehabt hätte? — Gott bewahre. Sie bemerkten ihn kaum; trotzdem aber, wenn ſie mit ihm in Berührung kamen, empfanden ſie etwas wie Verlegenheit, wie Unentſchloſſenheit. Eine Art ärgerlichen Gefühls beſchlich ſie, wenn ſie in ſeine ernſten, wunderbaren Augen blickten, die wie aus einer anderen Welt zu ihnen aufſchauten. Und wirklich war es wohl nur die körperliche Schönheit, die einen Zauberkreis um ihn zog, ſonſt unterſchied er ſich von den Knaben ſeines Alters nicht beſonders. In keiner Weiſe war er begabt, auch nicht einmal das, was man geſchickt nennt. Was er betrieb, betrieb er läſſig, ohne Feuer und Liebe zur Sache. Er hatte keinen Freund unter den Knaben, und wenn er ſich unter ſie miſchte, fühlte er ſich nur geduldet und hatte die Art unbeſchäftigter, unangeleiteter Kinder, überall im Wege zu ſtehen. Saß er auf der Thürſchwelle und ſchaute, weil er nichts zu unternehmen wußte, auf ſeine Füße, ſo hinderte er ſicher jemanden am Ein- und Ausgehen, bekam einen Stoß, ein un-

freundliches Wort und wußte nicht wie. — Lief Jungfer Jette Degele, im Gefühle ihrer unklar gestalteten Lebensstellung, bei halber Dämmerung mit dem Wassereimer zur Treppe hinab, Kopf und Schultern in ihr altes Umschlagetuch gehüllt, das sie bei solcher Verrichtung zu tragen pflegte, in dem unsicheren Gefühl, auf diese Weise symbolisch die eigene Bedienung vorzustellen, rannte sie sicher an Valentin an, der auf der Treppe hockte oder gelangweilt am Geländer lehnte, — kurz, er war immer das, woran sie stieß, was sie in ihrer Eile unliebsam aufhielt, so daß sie mit der Zeit in den heftigsten Widerwillen gegen den Knaben versetzt wurde. Es sind oft kleine Zufälligkeiten, die uns lieblos gegen eine Person werden lassen. Doch stehen diese Zufälligkeiten mit den Eigenschaften der beiden sich nicht Wohlwollenden in enger Verbindung.

Valentins Vater war ein ruhiger, gesetzter Mann von schwacher Gesundheit, der dumpf hin sein Geschäft betrieb und sich damit zufrieden gab, daß die Waren, welche er lieferte, einigermaßen zusammen hielten. Vater und Sohn saßen sich des Abends gewöhnlich stumm gegenüber, nachdem sie ihr Abendessen mit gutem Appetit eingenommen hatten. Der Alte bastelte nach der Arbeitszeit dann noch etwas Unbestimmbares an seinem Werktische, trug in sein Buch ein und führte mit dem Sohne

hin und wieder gleichgiltige, alltägliche Geſpräche. Er war ein zufriedener, trockener Menſch, der zu ſeinem Sohne eine ruhige, kaum bemerkbare Liebe hegte.

Außer ſeiner Schönheit aber hatte der Knabe dennoch eine eigentümliche Gabe auf den Lebensweg mitbekommen. Doch mochte es fraglich ſein, ob dies zweite Geſchenk ihm zum Glücke dienen würde; denn es ſchien auch überflüſſiger Art. Valentin hatte ein phantaſtiſches, zu Träumen leicht geneigtes Hirn.

Wenn ihn abends das Zuſammenſitzen mit dem Vater langweilte, ſchlich er ſich ſachte hinaus, ſetzte ſich auf den äußerſten Rand des Kannerückchens, ließ die Beine herabbaumeln und ſah in den Himmel. Seine alte Katze, die ſich zu ihm hingezogen fühlte, fand ſich bei ihm ein und ließ ſich ſchmeicheln. Die Nachbarskinder jagten zu ſeinen Füßen und blieben von ihm unbeachtet; ſie hieben ſich in die derben Geſichter und gingen gegenſeitig mit einander um, als wären ſie unzerbrechlich, lagen im erdigen Sande und wurden nicht lehmfarbener, als ſie von Natur ſchon waren. Im ſeltenſten Falle neckten die Buben den einſamen Träumer, und einmal nur war es geſchehen, daß ein verſchmitzter Geſelle unten an der Mauer hinſchlich und den Tiefverſunkenen an den am Rande des Kannerückchens herabhängenden Beinen heruntergezogen hatte. Der aber war

gründlich betrogen und blieb nicht unbeſtraft. Valentin wurde durch das rohe Vergreifen an ſeiner ſanften Perſon von einer zitternden Wut befallen und walkte den Frechling durch, daß es eine Art hatte. Der mochte es ſich ſo nicht haben träumen laſſen und ſprach von da an mit einem gewiſſen Reſpekt von Valentin. Als Schüler machte Valentin wenig Glück; wie eine ſchwere Laſt lag die tägliche Unfreiheit der Schule auf ihm. Die Arbeiten, die er zu liefern hatte, entſtanden bei ihm in einem traumähnlichen, verworrenen Zuſtande.

Niemand kümmerte ſich um ihn; der Vater entrichtete das Schulgeld und hatte damit ſeiner Anſicht nach die Pflichten, die ihm die Bildung ſeines Sohnes auferlegte, vollkommen erfüllt. Erbarmte ihn ja einmal das unglückliche, dumpfe Hinbrüten des Knaben, dem eine Rechenaufgabe weſenlos im Kopfe ſpukte, ſo raffte er ſich wohl auf, um dem armen Tropfe beizuſtehen, ſchüttelte aber gar bald nur den Kopf über die unnötige Anhäufung unklarer Begriffe, die in das Hirn der neuen Menſchheit gezwängt werde, und dem guten Valentin war wenig damit geholfen.

Das Erwachen am Morgen mit dem Gefühle, unentrinnbar zur Schule zu müſſen, erfüllte ſeine erſten bewußten Augenblicke mit Sorge und Schwere. Nur in den Ferien und Sonnabend nachmittags war ſein

ſeliſches Weſen unverkrüppelt. Da entfaltete ſich ſein Empfinden und erfüllte ihn freudig; ſeine äußere Schönheit wurde von einer zum Leben erwachenden Seele verklärt. Er fühlte ſich wohl, tief wohl, und die ſtillſte Stunde wurde ihm zum beglückenden Zeitraum, die einfachſte Unternehmung zu einem wünſchenswerten Ereignis. Zu ſolchen Zeiten bargen die gerümpelhaften Häuſer auf dem Kannerückchen ein Geſchöpf, das in ſeiner einfachen Vollkommenheit dem armen, elenden, von Häßlichkeit, Krankheit und Überklugheit heimgeſuchten Menſchengeſchlechte wie ein Bild aus glücklicheren Zeiten erſcheinen konnte, aus Zeiten, die Geſtalten und Seelen rein und ſchön hervorbrachten. Die armen Häuſer umſchloſſen dann eine Offenbarung der Natur, die den Verſtändnisvollen mit Trauer über ſeine eigene und der Maſſe Krüppelhaftigkeit erfüllen mußte. So einfach und ſchön Valentins Körpers ſich gebildet hatte, ſo war er auch von manchen ſchönen Kräften belebt, von einer unbewußten Güte, einem tiefen Zug zum Unnennbaren, Unbekannten und einem grenzenloſen Verlangen nach Freiheit.

Eine gute Freundin, die es wohl mit ihm meinte, hatte er an der alten Machlett: derſelben, die auch dem ſchönen Blumengärtchen von Herzen zugethan war. Bei der verbrachte er manche Stunde. Sie erlaubte

ihm, in ihren Sachen zu kramen, ſo viel er wollte und ſchwatzte gerne mit ihm.

Von allen aus der Nachbarſchaft war die Alte diejenige Perſon, deren Weſen ſich mit dem des Knaben verbinden konnte und die Einfluß auf ihn hatte. Dieſer Einfluß beſchränkte ſich darauf, daß ſie durch Erzählen und eine eigenartige Auffaſſung der Dinge Valentins Phantaſie erregte. Die Frau Machlett hatte eine poetiſche Art zu denken und zu ſehen, und das war es, was den ſchönen, nach Heimatsluft ſeiner jungen Seele dürſtenden Knaben an die alte Frau feſſelte.

Sie war im Grunde ein elendes Geſchöpf, das um ſein bißchen Lebensunterhalt unverhältnismäßig kämpfen mußte. Wie es aber ſchien, achtete ſie ihr Daſein als etwas Wertvolles, das zu verlängern und zu unterhalten man ſich keine Mühe verdrießen laſſen dürfe, war dazu immer guten Mutes und hatte ihre Freude daran, wenn ſie recht ſolid ſatt geworden war. Sie wohnte in einem Stübchen, das zum Hofe hinausging; das war gehörig mit altem Gerümpel ausſtaffiert. Kein Stück paßte zum andern, und nur daß alles zu einem gewiſſen, einheitlichen Stadium der Abnutzung gekommen war, gab den Dingen eine verwandtſchaftliche Beziehung unter einander. — Sie hatte allerlei merkwürdige Bilder, die an den Wänden hingen, in den

Jahren zuſammengekauft. Darunter befand ſich auch ein eingeräuchertes Ölgemälde, welches einen gepuderten und bezopften Kavalier vorſtellte, der vor Zeiten die Verpflichtung in ſich geſpürt haben mochte, ſich malen zu laſſen, um mit ſeiner werten Perſon einen beſtechenden, erfreulichen Eindruck lebenden und kommenden Geſchlechtern zu machen. Jetzt hing dieſer Herr, von allen Verbindungen, die ihn einſt umgeben hatten, längſt abgeſondert in dem Stübchen der Trödelfrau. Ein anderes Bild, welches ſie ſich nicht ſelbſt erworben, ſondern von ihrem Sohne, der in Bayern auf einem Dorfe das Schuſterhandwerk betrieb, vor Jahren geſchickt bekommen, hatte ſeinen Platz über dem ſteifbeinigen, ſchmalen Sofachen, das, einigen vergoldeten Leiſten und Linien nach, einſt beſſere Tage geſehen haben mochte. Es war ein einfach grob kolorierter Holzſchnitt, den die Alte nicht allzu ſorgfältig in einem nicht dazu paſſenden, ovalen, ſchnörkelhaften Rahmen untergebracht hatte. Dieſer Holzſchnitt ſtellte in unklarer Umgebung, die dem Künſtler offenbar Schwierigkeiten gemacht haben mußte und etwa einer Bretterbude ohne Dach glich, den Heiland am Kreuze mit den beiden Schächern ihm zur Seite dar. Dieſe Gruppe nahm ohne jede perſpektiviſche Stellung die obere Hälfte des Bildes ein, und die untere war durch ein unglaubliches Übereinander von Schultern

und Köpfen ausgefüllt. Im Hintergrunde ſah man feſte, dunkelblaue Berge.

Valentin wurde von der kindlich unvollkommenen Weiſe, ein Ereignis darzuſtellen, angezogen; beſonders als die Machlett ihm ſagte, woher das Bild ſtamme und was es vorſtelle, ſchien es ihm das bedeutendſte Stück der für ihn anziehenden Einrichtung der Alten.

Sie erzählte ihm, daß ihr Sohn in einem bayeriſchen Dorfe lebe. Er ſei dorthin verſchlagen worden. Es gehe ihm aber gut. Der Sohn habe ihr, wie ſchon geſagt, das Bild einſt geſchickt und dazu geſchrieben, daß in einem Nachbardorfe im Gebirge die Bauersleute des Herrn Jeſu Leidensgeſchichte aufgeführt hätten auf einer Bühne, wie ſie der Maler auf dem Bilde, ſo gut es ginge, abgezeichnet. Der Sohn hatte nicht genug beſchreiben können, wie gar rührend und ſchön ſie das Leiden des Herrn darſtellten. Und der', der den Herrn und Heiland habe ſpielen dürfen und den ſie an das Kreuz gehängt hätten, ſei ihm wohl bekannt, da er eine Zeit lang bei ihm in Arbeit geſtanden.

„Den Namen hat der Sohn unter das Kreuz geſchrieben," ſagte die Alte, als ſie die Bedeutung des Bildes dem Knaben einſt erklärte, und zeigte Valentin ein grobes, unleſerliches Gekritzel, welches Valentin nie hatte entziffern können. „Die vielen Köpfe," hatte der

Schuſter geſchrieben, „die unten auf dem Bilde zu ſehen ſind, bedeuten die Bauersleute, welche dem heiligen Schauſpiele mit zugeſchaut haben.“

Das Bild habe er am Abend, als alles zu Ende geweſen ſei, in einem kleinen Kram gekauft, und derjenige, der den Heiland vorgeſtellt, wäre ſogar mit ihm gegangen und hätte das Bild, welches ihn ſelbſt am Kreuze hängend darſtellt, ausgeſucht.

Die Machlett erzählte dies mit einer gewiſſen Feierlichkeit, die auf den Knaben ihre Wirkung nicht verfehlte. Es machte ihm einen wunderbaren Eindruck, daß ein Menſch den Heiland dargeſtellt, und daß man ihn auch dafür angeſehen habe, und er wurde nicht müde, die alte Machlett zu fragen: wie das möglich ſein könne; ob er auch in Wirklichkeit eine Dornenkrone getragen, und ob er Jünger gehabt habe; was er geredet und wie alles geweſen ſei; auch wie er am Kreuze ſich halten konnte. Die alte Machlett ſchien ihm, ſeit er erfahren, daß ihr Sohn mit dieſem wunderbaren Menſchen, der den Gekreuzigten vor ſo vielen Leuten vorgeſtellt, ſo nahe bekannt war, eine Zeit lang mit einer Art Weihe umgeben. Es war ihm, als hätte ſie nähere Verbindung mit dem Allerhöchſten als andere Menſchen. Und der Eindruck, den das Bild und die Erläuterungen der Frau Machlett auf ihn machte, war

ein tieferer, als man wohl annehmen mochte. Das Bild blieb, ſo oft er es von da an wieder betrachtete, bedeutungsvoll für ihn.

Wollte man von dem Platze aus zu den Stadtteilen gelangen, die ſich über die Stadtmauer hin ausgedehnt hatten, ſo muß man durch ein von einem altersgrauen Turm gekröntes Thor gehen. Dieſen Weg machte Valentin mit der Machlett öfters.

Eines Tages, als die Dämmerung ſchon ſanft hereingebrochen war, gingen die beiden wieder einträchtiglich neben einander der Stadt zu. Vor ihnen lag das alte Johannisthor im Abendſchein. Der Himmel leuchtete grünlich blau und ſtrömte ein mattes Licht aus, und der alte Turm hob ſich dunkel von dem hellen Hintergrunde ab. Er hatte ein ſpitzes, aus großen Quadern gemauertes Dach, auf dem ein Strauch feſt eingeniſtet war. In den Lücken und Riſſen des Mauerwerks hatten es ſich aller Art Vögel wohnlich gemacht und umflatterten geſchäftig das Gemäuer. An der Seite des Turmes, auf den die beiden zu gingen war ein kleiner, aus rohen, breiten Steinen gefügter Altan angebracht.

„Seid Ihr einmal da oben geweſen, Frau Machlett?“ fragte Valentin.

„Da kann kein Menſch mehr hinauf,“ erwiderte

die Alte. „Die Treppe iſt zuſammengefallen, oder ſie haben ſie abgebrochen.“

„Aber was iſt jetzt dort oben?“ fragt er.

„Ratten,“ ſagte ſie trocken.

„Was hatten ſie denn früher in dem Turme? Wohnte vielleicht jemand dort oben?“

„Ganz früher haben ſie ein Gefängnis darin gehabt, und auf dem kleinen Altane mußten die, die nicht gut gethan hatten, in Sonne und Regen vor aller Augen ſtehen; die Frauen und Mädchen. Das waren harte Zeiten damals; meine Großmutter ſelig hat es noch mit angeſehen. Von einer, die Apollonia Berg hieß, wußte ſie eine traurige Geſchichte, die wir dummen Mädels oft von ihr hören mußten. Du lieber Gott! — Die Zeit vergeht!“ In Gedanken vertieft, ſchüttelte die Alte den Kopf.

Valentins Gemüt erregte ſich bei den Andeutungen der alten Machlett ſchon, und vor ſeinen Augen begann ſich ein geheimnisvolles Leben um den Turm zu bewegen.

„Du kennſt doch das Haus in der Brüdergaſſe,“ fuhr ſeine gute Freundin fort, „in dem wir früher wohnten? Das hat ſchon den Eltern der Großmutter gehört, und wir Geſchwiſter mußten es bei der Erbteilung verkaufen. — Es iſt das Eckhaus in der Brüder-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

gaſſe, links. Da weiß ich noch, wie die Großmutter an einem Winterabende — wir ſaßen alle um den Tiſch, auf dem das Talglicht brannte — uns ihre Geſchichte von der Apollonia zum erſten Male erzählt hat und weiß noch, wie ſie aufſtand, an das Fenſter trat und hinaus in den Mondſchein ſah, der hell auf das gegenüberliegende Haus ſchien; wie ſie nach dem Haus zeigte und ſagte: „Da, wo jetzt die Müllern wohnt, das Fenſter, das gerade zu uns herſieht, das iſt das Fenſter, an dem die Apollonia ſaß.“ Wir ſahen damals alle ſcheu danach hin, der Mond glitzerte ſilbern auf jenen Scheiben, und uns war es beklommen zu Mute. — Die Großmutter hatte uns erzählt, wie ſie als Kind mit der Apollonia geſpielt und wie ſie abends miteinander auf einem Bänkchen vor der Thüre geſeſſen hätten, und daß ſie oft, weil es damals ſo gar ſtreng nicht geweſen war, um die Schulſtunde entwiſcht ſeien und auf der Fähre, die an der Stelle, wo jetzt die Brücke iſt, hin und wieder ging, für einen Pfennig übergefahren wären. Das Apollönchen habe ſich täglich allerlei ausgeſonnen, was die Großmutter getreulich mit ihr zuſammen dann ausgeführt.

„Sie konnte uns nicht genug beſchreiben, was für ein beſonderes Mädchen ihre Freundin geweſen ſei. Sie ſoll braune Augen und ſchönes, blondes Haar

gehabt haben, womit ſie ſich ihren Gefährtinnen gegenüber rühmte. — Daß ſie eine Seltenheit ſei, hat ſie ihnen immer erzählt und hat ihnen im Spaß geſagt, ſie ſollten ſich nur im Städtchen umſehen, ſo etwas Rares wie ſie, fänden ſie nicht noch einmal; nur noch der gelbe Spitzhund am Johannisthore habe ſolche Augen und Haare. —

„Dann, ſagte die Großmutter: ein Lachen, wie die Apollonia an ſich gehabt habe, wäre ihr zeitlebens nicht wieder vorgekommen; manchmal, wenn ſie an das Mädchen dächte, ſei es ihr, als hörte ſie es noch — Aus irgend einem Grunde, ich glaube, bei den Eltern der Großmutter wurde gebaut, da ſchlief die Großmutter bei den Nachbarsleuten mit in der Kammer ihrer guten Freundin. Da hat ſie ihr beim Schlafengehen einmal etwas erzählt; es war eine dumme Schulgeſchichte, die ſie miteinander erlebt hatten; wie ein Mädchen, das wegen ihrer Sanftmut und ihrer Unentſchloſſenheit bekannt war und deswegen von den andern gehänſelt wurde, den Entſchluß faßte, etwas Außerordentliches zu thun. Und was that ſie? — Sie warf dem Lehrer mit großer Ruhe und Ernſthaftigkeit eine tüchtige Semmel mitten in der Stunde an die Naſe und ſtemmte ſich nach der That heulend mit beiden Armen auf den Schultiſch. — Weißt du,

ſo machen es die Mädels," wendete ſich die Machlett noch insbeſondere an Valentin. „Darüber hat die Apollonia in der Erinnerung ſo gelacht, daß ſie ſich in ihrem Hemdchen, wie ſie eben ins Bett ſteigen wollte, auf die Kammerſchwelle geſetzt habe, die Arme um die Kniee geſchlungen und gelacht habe, als wollte ſie nicht wieder aufhören. — Die Großmutter ſagte, ſie hätte ihr Lebtag den Anblick nicht vergeſſen können, ſo ſchön ſei das Mädchen da geweſen und ſo voller Leben, wie ihr nie wieder eine vorgekommen. — Solche Geſchichten hörten wir von der Apollonia gar zu gerne, und ſie bewegten uns ſehr, und vor jeder einzelnen, je unſchuldiger ſie war, grauſte es uns ſpäter ganz eigen; denn das Mädchen hat ein böſes Schickſal gehabt. Die Großmutter erzählte uns Dinge von ihr, die uns jungen Mädchen Tage lang nicht aus dem Kopfe wollten." Die Alte ſchwieg.

„Weiter, Machletten," ſagte Valentin und zupfte die Alte am Rocke.

„Als ob das eine Geſchichte für ſo einen Jungen wäre," erwiderte ſie.

Da blickte ſie Valentin mit ſeinen ſchönen Augen bittend an.

„Wie eins aus dem anderen kam, kann ich dir nicht ſagen," fuhr die Machlett fort, „weil ich es nicht weiß.

Ich glaube auch, die Großmutter hat uns nie von der Apollonia erzählt, wie man eigentlich erzählen muß. Wenn ſie ſich an ſie erinnerte, fing ſie an, wie ſie es gerade im Sinne hatte, bald dies, bald das. — Der Oheim der Apollonia, der hat hier vor der Stadt einen Garten gehabt, und in dem haben ſie alle Jahre ein großes Beet voll wunderſchöner Tulpen gezogen, und die Apollonia mußte gegen Abend immer hinausgehen, um die Blumen zu begießen. Meine Großmutter hat ſie da oft begleitet, auch noch, als ſie ſchon große Mädchen waren; denn die beiden ſind auch nach der Einſegnung ein Herz und eine Seele geblieben. Und als die Großmutter Braut wurde, da wußte die Freundin haarklein, wie das gekommen war. Apollonia aber ſchien anders geartet, die hatte von jeher wenig von Dingen geſprochen, die ſie ſelbſt etwas angingen, aber trotzdem zu jeder Zeit gehörig geplaudert, ſo daß niemand bemerkte, wie ſie ſogar ſchweigſam war über das, worüber andere nicht müde werden zu reden. Auch die Großmutter hat ſich nicht viel Gedanken darüber gemacht, daß die Freundin ihr das Vertrauen nicht wieder zurückgab, denn ſie war mit ihrer eigenen Herzensangelegenheit über alle Maßen beſchäftigt. — Apollonia war ſeltſam hübſch geworden, wie man es im Städtchen nicht zu ſehen gewohnt war, und ſie kleidete ſich ſo

zierlich, wie ein Fräulein. Sie wußte auch von manchem, der ein Auge auf ſie hatte, behandelte aber ſolch' eine Angelegenheit gleichſam, als ginge es ſie nichts an. — Sie machte ſich nicht viel daraus, wenn ein dummer Junge ſich in ſie vergafft hatte, aber für die Großmuttter mit ihrem Schatz hatte ſie ein warmes Herz. Und mit niemand ſoll es ſich ſo vertraulich haben ſchwatzen laſſen, als mit Apollonia; eben darum, weil ſie hübſch zuhörte. ‚Was du für ein närriſches Mädel biſt!‘ ſo etwas hat die Großmutter wahrſcheinlich zu ihr geſagt, als Apollonia wieder einmal über einen annehmbaren Anbeter kein Weſen machte. Darauf hat ihre arme Freundin erwidert: ‚Wenn der kommt, der für mich iſt, den werde ich ſchon lieben.‘ Das wäre das einzige Mal geweſen, daß ſie von ihrem Zukünftigen geſprochen hat; und die anderen Mädel reden davon, ſo oft ſie nur können. — So war es gekommen, daß die Großmutter gar nicht mehr daran dachte, daß ihre hübſche Apollonia auch ein Herz für ſich habe.

„Einmal gingen ſie wieder mit einander zur Stadt hinaus. Es war der ſchönſte Frühlingsabend, und in den Gärten duftete die friſche Erde, das junge Grün und die Aurikeln blühten. Als die Mädchen in des Oheims Garten traten, der weit vor dem Johannisthor lag, da hatten ſie ihre Freude an dem Tulpenbeete.

Die Großmutter war ſeit Wochen, nach langen Sorgen, endlich Braut geworden, und ihr erſchien die Welt ganz wunderſchön. Sie ſtand vor dem Tulpenbeet und ſah wie die bunten Tulpen mit den Köpfen nickten, weil der Wind ein wenig über ſie hinging; du weißt doch, wie ſie es dann an ſich haben?“ fragte die Machlett und fuhr fort: „Die Apollonia hatte ſie ganz vergeſſen. Die kniete am Weg und hielt ein zartes roſa Tulpenköpfchen wie einen Vogel zwiſchen den Händen und ſagte mit einem ganz eigentümlich zärtlichen Tone ſo vor ſich hin: ‚Wollte Gott, die Liebe wäre ſanfter!‘ So wunderlich ſoll ſie das geſagt haben, daß die Großmutter erſchrak und kaum wußte, wer geſprochen hatte. ‚Was meinſt du denn?‘ fragte die Großmutter. Da blickte Apollonia ſie wie mit Glut übergoſſen an. Dann ließ ſie ihre Tulpe aus den Händen fahren, daß der Stengel mit der Blüte auf- und niederſchwankte, ſtand auf und ſtürzte auf die Großmutter zu, preßte ſie an ſich — ſo iſt es uns immer erzählt worden — und bedeckte ſie mit Küſſen. Das ſoll ſie zuvor noch nie gethan haben. Sie hatte der Großmutter bis dahin noch keinen Kuß gegeben und ſagte jetzt: ‚So küßt dich dein Schatz, Bärbchen!‘ und ſie lachte und küßte wie toll, daß der Großmutter ganz verwirrt zu Mute geworden iſt. Aber die wagte Apollonia nichts darüber

zu ſagen, weil ſie nicht wußte, was ſie davon halten ſollte und vergaß auch das wunderliche Benehmen von Apollonia gar bald. — Nun aber waren ſie einmal mit einander zum Tanze gegangen; die Großmutter mit ihrem Bräutigam, und Apollonia hatten ſie mitgenommen. Wie ſie in den Tanzſaal getreten ſind, da ſoll die Apollonia ſich ſehr umgeſchaut und kein Sterbenswörtchen geſagt haben, ſo daß die Großmutter und der Bräutigam ſie darüber zur Rede ſetzten. Noch ehe ſie aber geendet, ſei es wie ein Lichtſtrahl über das Geſicht des Mädchens gegangen. Zur Thüre herein ſei ein Fremder gekommen, der ſchon ſeit einiger Zeit auf einem Gute in der Nähe der Stadt ſich aufgehalten habe, und über den ſie im Städtchen ſchon lange ihre Bemerkungen gemacht hatten. Der iſt ſtracks auf Apollonia zugegangen und hat ſie begrüßt, als hätten ſie ſich nicht zum erſten Male geſehen. „Kennſt du den?“ hat die Großmutter ihr zugeflüſtert. Da hat die Apollonia ſie mit einem einzigen flehenden Blicke angeſehen und ganz glückſelig das Köpfchen geſchüttelt. Sie haben an dem Abend auch nur ein einziges Mal mit einander getanzt. Natürlich aber hatten ſich die Leute doch ſehr darüber gewundert; denn alle kannten den fremden Herrn von Anſehen, wußten aber wenig Beſtimmtes über ihn zu ſagen und wollten nun von

Apollonia alles Mögliche wiſſen. Er war nur kurze Zeit im Tanzſaale geblieben, ſo daß es den Anſchein hatte, als wäre es ihm wirklich nur um den einen Tanz mit der Apollonia zu thun geweſen. Das ſetzte die Leute in nicht geringe Aufregung, und das arme Mädchen konnte ſich kaum vor Fragen retten. Gegen einige alte Baſen, die nicht müde werden wollten, herumzuſchnüffeln und zu horchen, ſoll ſie an dem Abend ganz ausbündig ungehörig geworden ſein. Da hat es böſes Blut geſetzt. Manche mochten ſchon längſt einen Ärger auf das ſchöne Mädchen gehabt haben und gönnten ihr das gleichmütige Leben nicht, das ſie führte. Sie war eine arme Waiſe und wurde von ihrem Oheim gut gehalten, hatte ein beſſeres Ausſehen als die anderen Bürgerstöchter und nahm ſich auch gegen alle Welt in ihrer Munterkeit ziemlich viel heraus; weil ſie es aber für gewöhnlich recht anmutig that, ließ man es ihr ſo hingehen. Seit dem Tanzabend aber, an dem ſie ſich wichtig mit dem fremden Herrn gethan hatte, ſaßen ſie ihr mit einem Male aus lauter Ärger auf dem Nacken, ſo daß ſie um ihren guten Namen hätte bald recht beſorgt ſein können, wenn ihr alles zu Ohren gekommen wäre, was um ſie her geſchwatzt wurde. — Nun erinnere ich mich einer ganz rührenden Geſchichte. Ich meine, die rührend iſt,

wenn man bedenkt, wie alles endete. — Die Großmutter kam eines Abends zu ihr in das Stübchen, um mit ihr über Tauſenderlei zu ſprechen; denn die Großmutter war zu der Zeit gerade dabei, ſich die Ausſteuer zu ſchaffen. Apollonia hörte ihr ſtill zu und lächelte manchmal ganz gedankenlos, ſtatt zu antworten. ‚Was haſt du denn?‘ fragte die Großmutter. Da ſoll Apollonia ſie mit einem unbeſchreiblichen Blick angeſehen haben. ‚Du bekommſt recht viel ſchöne Sachen,‘ hat ſie dann wie im Traume geſagt. Die Großmutter aber plauderte von ihren Angelegenheiten, von denen ihr Herz voll zu ſein ſchien, weiter fort, ſo daß ſie auf nichts anderes achtete. — So machen es die Bräute,“ ſetzte die Machlett wieder erklärend hinzu.

„Apollonia war, während die Großmutter ſprach, aufgeſtanden und neben ein kleines, niedriges Kommodchen getreten, in dem ſie von Kindheit an ihr hübſches Allerlei aufbewahrt hatte. Und als die Großmutter fertig mit Erzählen war, da ſagte Apollonia ganz zaghaft: ‚Ich liebe das Kommodchen ſo ſehr!‘ ‚Warum?‘ fragte die Großmutter lachend und ſah ſich die Freundin ganz verwundert an. Da erwiderte dieſe in ihrer alten, luſtigen Weiſe: ‚Weil etwas darinnen iſt, was ich dir nicht und niemandem geben würde. Für alle deine feinen Sachen gäbe ich dir es

nicht.‘ Indem ſie das ſagte hat ſie ſich hingekniet und ſoll das Kommodchen ganz ſachte geküßt haben. Dann hat ſie ſich mit der Stirn darauf geſtützt und an der blanken Seitenwand iſt ſie mit der Hand daran auf- und niedergefahren, als ſtreichele ſie es, ſo wie man einen Hund ſtreichelt. Wahrſcheinlich hat das arme Ding irgend ein Ringlein oder ſonſt etwas von ihrem Liebſten darin gehabt. Die Großmutter erfuhr nie, was es geweſen, und hat die Apollonia noch am ſelben Abend ſehr darum gequält, es ihr zu ſagen. Die aber ließ ſich kein Wörtchen weiter darüber entſchlüpfen. — Als ſie den Kopf, den ſie auf das Kommodchen geſtützt hatte, wieder in die Höhe hob, da ſind ihr die Thränen über die Wangen gelaufen, und ſie hat mit zitternder Stimme geſagt, als die Großmutter ganz beſtürzt auf ſie zugekommen: ‚Das macht nichts. Zum Leben gehört eben ſo viel Weinen als Lachen.‘ Dabei habe ſie noch immer knieend die Hände, wie zwei Wagſchalen neben einander gehalten. Aber ſo gut war das Lachen und Weinen der armen Apollonia nicht zugemeſſen.“

Jetzt ſtanden die Machlett und Valentin nahe vor dem Thore. Da blieb die alte Frau ſtehen, legte ihre Hand auf Valentins Schulter und ſagte: „Du biſt ein lieber Burſche, Valentin, und weißt nicht, wie böſe

es auf der Welt zugehen kann. So eine alte Schwatzliese, wie ich bin; was hast du mit der Apollonia zu thun? Der ging es so übel, wie es einem Weibe nur gehen konnte. Mitten in ihren jungen Jahren und in ihrer Schönheit that sie, was vor der Welt ein großes Unrecht war, und mußte es schwer büßen. Alles, was sie von Glück gehabt hatte, ging ihr deshalb verloren. Weil sie so allerliebst und lustig gewesen, war sie von jedermann verwöhnt worden. Dabei blieb es nicht; alles nahm ein böses Ende. Die Großmutter erzählte, wie an einem stürmischen Oktobertag die Leute vor das Johannisthor gegangen wären. Sie sagte, daß es Ende Oktober gewesen sei, und auf dem steinernen Ding, das wir da oben auf dem Turme sahen, da mußte an dem Tage die Apollonia für die Sünde, die sie gethan hatte, stehen. Da, wo alles Gesindel seine Strafe abbüßte. Meine Großmutter hat sie dort gesehen. Die war damals gerade ganz jung verheiratet und sehr glücklich, und nie vergeß' ich, wie sie uns erzählte, daß sie auch vor das Thor hinausgeschlichen sei, an den Häusern hin, und nicht um sich gesehen habe, weil sie vor Traurigkeit keiner Menschenseele hätte in die Augen schauen können, und wie sie draußen auf dem Platze alles still gefunden habe. Die Leute hatten sich um die Stunde schon verlaufen, der Regen wäre

auch in Strömen herabgekommen, und der Herbſtwind hätte gehörig geblaſen, ſo daß ſich niemand recht heraus=gewagt. Wie ſie durch das Thor auf dem Johannis=platz angelangt iſt, da haben nur aus den Fenſtern der paar alten Häuſer, die dem Thore gegenüber lagen und jetzt nicht mehr ſtehen, einige Leute geſchaut. Und wie die Großmutter ſo weit vorgegangen iſt, daß ſie beim Umwenden die Apollonia hätte ſehen können, da erzählte ſie — und Gott verzeihe ihr die Sünde — jedesmal mit denſelben Worten: „War es mir doch, als ſähe ich den lieben Heiland am Kreuze hängen. Trauriger hätte es mir nicht zu Mute ſein können, als wie ich die Apollonia geſehen, die ich als ein gutes ſittſames Mädchen gekannt und die nun ein großes Unrecht gethan hatte, daß ſie ſo ſehr dafür leiden mußte. Sie lehnte ganz gerade an der Turmmauer, und die Arme hingen ihr herab. Der Sturmwind wehte eine Strähne von ihrem blonden, ſchönen Haar, ſo lang es war, an der Steinwand hin. — Die Apollonia ſoll ſich nicht umgeblickt haben, als die Groß=mutter ſie in ihrem großen Schmerze bei Namen rief. Sie hat nur in die dunklen Regenwolken geſehen, die der Sturmwind über die Stadt hintrieb.“

Die Frau Machlett ſchwieg und ſchob ſich an ihrem Korbe, den ſie beladen auf den Rücken trug, etwas zurecht.

„Nun?“ fragte Valentin in Erwartung.

„Wart',“ ſagte die Alte, „ich könnte mir für meine Suppe heute abend noch etwas mitnehmen. Da gehen wir gleich zu Ellmerichs hinüber. Siehſt du, wie gut, daß ich daran denke.“

„Und Apollonia?“ fragte Valentin erregt.

„Von der,“ fuhr ſie beiläufig fort, „hat die Großmutter ſeitdem nichts mehr gehört. Sie iſt aus der Stadt gezogen, und was aus ihr geworden iſt, weiß niemand.“

Nun kauften Valentin und ſeine Freundin mit einander das Häppchen ein, das die Alte zu ihrer Abendſuppe verwenden wollte. Die Kaufmannsfrau, die ihnen das Verlangte abmaß, erkundigte ſich, wie es ſchien aus alter Gewohnheit, wie es mit dem Kopfreißen ihrer Kundin ſtehe, und ob die Mütze noch ihre Schuldigkeit thue. Sie fragte recht gutmütig, aber um die Mundwinkel zuckte es ihr verdächtig, und ſie blickte eine muntere Dirne, die ihr zur Hand ging, verſtändnisvoll an.

„Ja, ja,“ ſagte die Machletten und drohte dem jungen Weibe mit dem Finger. „Lachen Sie nur. Wenn es in Jahr und Tag einmal über Sie kommt, will ich wünſchen, daß ſich für Sie ſo eine Mütze findet, die für den Schaden gut iſt.“

Da lachten beide Frauenzimmer, als gäbe es für ſie keine Leiden auf der Welt. —

„Ja, ja,“ brummte die Alte noch einmal, nahm ihr Päckchen vom Ladentiſche und ging mit Valentin ihres Weges.

So wurde durch die Erzählungen ſeiner alten Gönnerin in Valentin vor allem andern der Sinn für alte Begebenheiten geweckt. Das war ganz das Rechte für den Träumer, und das Schickſal ſchien es darauf abgeſehen zu haben, die Natur unſeres Helden ſo zu entwickeln, als wüchſe er im goldenen Zeitalter auf, in dem die Fähigkeiten nicht nötig hatten, das Zeichen der Dienſtbarkeit an ſich zu tragen und ſich zum göttlichen Spielwerk der Geſchöpfe, über welche ſie gekommen waren, entwickeln konnten. Was ſollte in unſerer Zeit, in der alles zur Ausbeutung gebracht werden muß, Valentin mit dem Trieb, ſich in Vergangenes zu verſenken, anfangen, da ihm das Geld fehlte, auf den Profeſſor der Geſchichte und der Archäologie hin zu ſtudieren? Außerdem iſt es für den nutzbringenden Menſchen durchaus nicht vorteilhaft, ſich gerade der einen der drei Zeiten hinzugeben, in der ſchon alles abgethan iſt, in deren Gebiet es wenig zu verdienen giebt; es ſei denn, wie geſagt, daß ein Forſcher von Profeſſion ſich darin umhertriebe.

Valentin aber kümmerte ſich nicht viel darum, wie er die Tage verbrachte, und hatte ſeine Freude daran und ein wohlthätiges, unnennbares Gefühl, wenn er vielleicht über einen alten, in einer Mauer verroſteten Haken die Phantaſie ſich ergehen laſſen konnte. Er wurde dann nicht müde ſich vorzuſtellen, unter was für Umſtänden der Haken eingeſchlagen ſei, was einſt wohl daran gehängt haben mochte, und beſchwerte ihn im Geiſte mit den wunderlichſten Dingen. Mit geheimnisvollen Säcken, die von unbeſtimmbaren Geſtalten hart in Gebrauch geſetzt waren; Schinken aus längſtvergangenen Jahrhunderten ſah er fremdartig und ehrwürdig daran baumeln. Dann wieder ließ er eine Lanze mit dicker, verblichener, roter Quaſte an das eingerammte Eiſenwerk lehnen und ſah närriſch abenteuerliche Röcke und Wämſer hängen. Was für Menſchen mit dem alten Haken in Verbindung geſtanden, wie deren Ausſehen war, was ſie geredet hatten, beunruhigte und erregte auch ſeine Neugierde. Ein wehmütiges, unheimliches Gefühl beſchlich ihn, wenn er ſich von der Natur des Hakens vollkommen überzeugt und ihn als außerordentlich alt befunden hatte.

Das Johannisthor, das mit der Valentin ſo dumpf unverſtändlichen Geſchichte der Apollonia in einem

düſteren Zuſammenhange ſtand, wurde für den Knaben von nun an, der bevorzugte Schauplatz ſeiner Träumereien. Dem Hange zu ſolchem unnützen, geiſtigen Gethue gab er ſo nach, daß er ſich ein paar Male des Abends aufmachte und vor das Thor hinausſchlenderte, ſich draußen ganz behaglich auf eine hervorſpringende Wurzel der ſchönen, volllaubigen Pappel ſetzte, die in der Nähe des Thores gerade und ſteif in die Höhe gewachſen war. Er lehnte ſich hübſch bequem an den Stamm und vergnügte ſich damit, ſeinen phantaſtiſchen Kopf mit aller Gewalt anzuſtrengen, bis er die Apollonia auf dem Altan zu ſehen vermeinte, ſo deutlich, daß ihm faſt davor graute, wie ihr der Strähn Haare im Winde an der Mauer hinwehte. Leibhaftig ſtand ſie ihm vor der Seele, und der närriſche Kerl fühlte ſein Herz bei dieſem geiſtigen Anblick erwachen. Alles, was er von Schönheit und Liebreiz ahnte, das ſtrömte ihm die Geſtalt der Apollonia aus.

So wenig ihm die Machlett vom Schickſal und Weſen des vergeſſenen Mädchens auch mitgeteilt hatte, ſo ſtand die längſt Entronnene doch klarer vor der Seele des Knaben, als irgend ein lebendes Weſen. Er konnte ſich von ihren Eigentümlichkeiten Rechenſchaft geben und an jedes Wort, an alle Andeutungen der Alten, die Apollonia betrafen, hielt er ſich, als gälten

ſie einer geliebten Toten, die man mit Gewalt in ſeinem Innern am Leben halten möchte. Was ihn ſo unwiderſtehlich zu dem Mädchen hinzog, war ihr ſchönes Lachen, das grell ihrem düſtern Schickſale gegenüber ſtand. Ihre Schalkhaftigkeit, deren die Machlett kaum Erwähnung gethan, und die er faſt erraten und durchgefühlt hatte, entzückte ihn und flößte ihm zu gleicher Zeit Grauen ein. Wie man nur das Bild ſeiner Allerſchönſten im Herzen tragen kann, ſo beſchäftigte er ſich mit ſeinem wunderbaren Verhältnis zu dem vor ein paar Menſchenaltern verkommenen und verſtorbenen Mädchen. Ein paar Mal gegen Abend trieb er es in ſeiner Träumerei ſo weit, daß er vor dem alten Hauſe in der Brüdergaſſe auf- und abwandelte und zu den Fenſtern ganz verſtohlen hinaufſchielte, als wäre er in Sorge, die Leute könnten ihm auf der Stirn ſein ſonderbares Beginnen ableſen. Kam einer an ihm vorüber und blickte ihn, weil er von der großen Schönheit des Knaben betroffen war, ſcharf an, wurde Valentin rot bis unter die Stirnhaare. —

Wahrlich ein ſehr verſpäteter Liebhaber, der Liebhaber der hübſchen Apollonia!

Allmählich war Valentin bei all ſeiner Träumerei zu einem jungen Burſchen geworden, hatte die Schule mit ihren Mühen und Beſchwerlichkeiten hinter ſich und

ging bei ſeinem Vater in die Lehre, ohne beſondere Neigung zu dem Handwerke des Inſtrumentenmachers zu hegen. — Wie ſich ſo etwas macht, der Alte hatte es gewollt, denn ihm ſchien es rätlich, daß der Sohn das Geſchäft einſt übernehme, und Valentin hatte ſich ohne Widerſtreben in des Vaters Willen gefügt. Das was er ſein Lebtag mit den gleichgültigſten Empfindungen unter ſeinen Augen hatte entſtehen ſehen, war nun ſeine Lebensbeſchäftigung geworden. In demſelben Raume, in dem Valentin, ſo lange er denken konnte, den Vater hatte Geigen fertigen laſſen, ohne ſich darum zu kümmern, mußte er nun an demſelben Arbeitstiſche ſitzen, an dem ſein Vater ſein Lebtag geſeſſen hatte, und er kam ſo unbewandert mit den erforderlichen Kunſtgriffen des Handwerks daran, als hätte er noch nie in die Inſtrumentenmachers-Werkſtatt einen Blick gethan.

Von früh bis Abend mußte er tüchtig daran und that es ohne Murren und ohne Freude. Der Vater hatte, um den Wohlklang ſeiner Inſtrumente zu prüfen, ein einziges Stücklein im Kopfe, das ſpielte und blies er jahraus, jahrein nun ſchon auf einer guten Anzahl Geigen und Waldhörner. Die eine Weiſe genügte dem Alten vollkommen und nie hatte er das Bedürfnis gehabt, vielleicht der lieben Abwechslung halber auf eine neue zu geraten. Jetzt nahm er ſich vor, beſagtes

wohlbewährtes Stücklein, ſobald es ſich thun ließe, dem Lehrling auch einzuüben.

Valentin war eifrig bei der Arbeit, denn nichts lenkte ihn ſo recht davon ab. Seine Träumereien und Phantaſtereien vergnügten ihn auch jetzt nicht, denn von der arbeitsvollen Gegenwart war er mühſelig benommen, ſo daß ſeine ſchöne Jugend ſich ihrer ſelbſt kaum bewußt wurde. Ein Tag nach dem andern verging, ohne daß etwas Auffälliges für ihn auf dem Kannerückchen oder in der Werkſtatt geſchah. Vater und Sohn ſaßen ſich gegenüber und arbeiteten ernſthaft und langweilig.

An einem ſchönen Sommertage da zog der Lehrling ſeinen Feiertagsrock an und ging hinaus vor die Stadt durch das Johannisthor, ohne an vergangene, geheimnisvolle Schwärmereien zu denken. Zu einem Kameraden hatte er es noch immer nicht gebracht und ſeine Altersgenoſſen vom Kannerückchen waren nun allenthalben bei den verſchiedenſten Meiſtern und Brotherren verſtreut, ſo daß er die freien Stunden faſt ausnahmslos in ſeiner eigenen Geſellſchaft zubringen mußte.

Als er vor die Stadt in das Freie hinausgekommen war, ſchlug er einen einſamen, ſchmalen Weg ein, der durch hohe Kornfelder führte. Hier ward er von niemandem geſtört, denn alle übrigen gingen die

große Straße. Jeder ſchien ſeine Freude daran zu haben, geſehen zu werden und die andern zu ſehen. Valentin ließ den munteren Zug ſonntäglich geputzter Leute abſeits von ſich bunt und geſchwätzig nach Dörfern, Luſtgärten und behaglichen Wirtshäuſern ſtrömen und ging ſtill, von nichts Erfreulichem bewegt, durch die wogenden Kornfelder. Kein beſeligendes Freiheitsgefühl überkam ihn; des Armen Blick war ſchon erweitert, und er fühlte die drückenden Feſſeln, die ihm ſein Lebtag nicht wieder abgenommen werden ſollten, ſchwer auf ſich laſten. Wenn er halb unbewußt auf ſeinem einſamen Gange an Zukünftiges dachte, ſo empfand, ſah und hörte er nichts als Arbeit — Arbeit — Arbeit. Ihm war, als erfüllte dieſer unſelige Begriff die ganze Welt, und ſo raſch es ſich thun ließ, dachte er nicht weiter, ſondern ſchob mit ſeiner Schuhſpitze einen rundlichen Stein trübſelig vor ſich hin; that das aber mit einer gewiſſen Ausdauer und einem ganz geſunden Eifer, der darauf hindeutete, daß er vielleicht im Leben noch einmal gute Freundſchaft mit jener auf der Menſchheit liegenden, ihn jetzt bedrückenden Macht halten würde. — Die Sonne durchſchien die weite Landſchaft und erfreute alles, was auch nur einen Funken Leben in ſich trug, und was eine Stimme, was nur ein Tönchen hatte, machte ſeinem Behagen Luft. Unendliches

zirpte, ſang, ſchwirrte in weitem Umkreis. Die Luft war von ſanften Geräuſchen belebt, alles ein lauter Ausdruck von Behagen, der die Welt von großer Anſchuldigung zu entlaſten ſucht. — Unverſtändlich für Valentin verklang ſo tauſendſtimmiges Lob des Augenblickes, das Qual und Tod verbirgt; aber unermüdlich ſingt und lobt es fort an jedem ſonnigen Sommertage.

Der Weg führte nicht mehr durch Felder, ſondern ſchlängelte ſich in ſchmalen, luſtigen Windungen in einen dämmerigen Buchenwald hinein. Die Sonne blitzte durch das dichte Blätterdach in das grüne Dunkel; feuchtwarm, von keinem Windzug bewegt, ruhte die Luft zwiſchen den hohen Stämmen. Unſerem Helden wurde es in dem ſtillen Walde zum erſten Male wieder ſeit langer Zeit heimlich zu Mute. Er bog im Verlangen nach neuem Ungewohnten vom Pfade ab und ging leicht und wohlgemut querwaldein. Das braune, vorjährige Laub zu ſeinen Füßen rauſchte bei jedem Schritte. Das leichte Unterholz ſtreifte ihm Schulter und Haare, hier und da raſchelte es, huſchte am Boden hin; eine Eidechſe, ein Schlänglein. Er lauſchte, bog die Zweige auseinander und blickte wie beglückt in das grüne Gewirre hinein. Und weiter, immer weiter drang er in der ſchönen Einſamkeit vorwärts. Alles, was ſeine junge Seele

bedrückte, war vergeſſen, von ihm abgeſpült, und er wurde wieder, unberührt von jeder alltäglichen Sorge, ein glückſeliger, dummer Junge. Jetzt ging er einen Bach entlang, der in durchſichtigſter Klarheit ganz ſachte ſeines Weges floß. Valentin ſah etwas wie einen Schatten über den Grund des Bächleins hinſchießen. „Das mochte ein Forellchen ſein," dachte er und freute ſich darüber. Der Bach, wenn er unter dichtem, verdeckendem Blätterwerk vorſchimmerte, glänzte in tiefem Dunkel, und traf die Sonne ſeine bewegten Wellen, leuchtete es golden auf. Die feuchte Heiterkeit, die überfließende Friſche, die alles in ſeiner Nähe ausſtrömte, als wäre hier die Wohlthat Gottes ausgegoſſen, machte den jungen Valentin lebensfroh und jugendſicher. Er wurde nicht müde, an dem Bache hinzugehen, als wenn der ſchimmernde, grünfeuchte Rand kein Ende nehmen würde.

Wie ein Wunder lag mit einem Male ein kleiner, ſanft leuchtender See vor ihm, den der freundliche Bach aus ſeinem Überfluſſe gebildet hatte; und wie ein Wunder lag er tief verborgen in weihevollſter Einſamkeit. Valentin blickte träumend auf die kleine, unbewegliche Fläche. Dann lief er dem lockenden Elemente zu, bog ſich zu ihm herab, um von ſeiner Klarheit zu ſchpöſen, und da, als er ſich beugte, ſah er ſeine Züge

in dem dunkel-hellen Spiegel, kein Lüftchen und keine Welle regte ſich, ſo daß ſein Bild ihm in ruhigſter Unbeweglichkeit entgegenſtrahlte. Er tauchte ſeine Hand nicht in das Waſſer, um ſich den Anblick, in den er ganz verſunken war, nicht zu zerſtören. Der Hut lag neben ihm im Graſe, und das Haar war ihm durch das Bücken tief in die Stirne herabgefallen. Jetzt bewegte ihn ein lockendes Sehnen, ſich näher mit dem ſchönen Elemente zu befreunden. Er ſtreckte ſich, legte ſich der Länge nach am Ufer hin, bog den Kopf ſachte tiefer, immer tiefer zu ſeinem eigenen Antlitz, das von dem Waſſer aus zu ihm heraufſchaute, nieder, bis ſeine Lippen die kühle Flut berührten. Das ſchöne Bild zerrann, löſte ſich in krauſen Wellenzügen, und er trank zur innerſten Erquickung unmittelbar aus dem großen, ausgegoſſenen Reichtum. — Nun erhob er ſich, ſtrich ſich das Haar zurück und ſtand einen Augenblick ruhig von einem Gedanken beſeligt. — Dann in glückſeliger Laune, voller Luſt und Übereile zog er ſeinen Rock aus, ſeine Kleider, blickte ſich ſcheu um und ſetzte den Fuß entzückt und behutſam in die ſanfte Flut, die nahe am Ufer klar und flach ihren Spiegel dehnte. Den anderen Fuß noch auf trockenem Boden, den Oberkörper vorgebogen, die Arme ausgeſtreckt, ſtand er da, als ſtrebe er über dem Waſſer ſchon der dunklen Tiefe

zu. Wie eine Erſcheinung ſah er ſeine ganze Geſtalt ſchimmernd aus dem Waſſerglanze tauchen. Er ſtaunte und erſchien ſich ſelbſt fremd, rätſelhaft leuchteten ihm die Glieder entgegen, rätſelhaft ſchien ihm mit einem Male alles um ihn her zu werden. Die Bäume, die ſich mit ihm im Waſſer ſpiegelten, der blaue Himmel, über welchem weißes Gewölk hinzog und deſſen Abbild aus dem Waſſerſpiegel wieder aufwärts ſtrahlte. Unbewußt fühlte Valentin, je länger er blickte, ſich mit der ihn umgebenden Natur harmoniſch vereint. Er fühlte ſich ſo wert zu leben, wußte nichts Böſes, Elendes von ſich, hatte ſeine arbeitsvolle Armut vergeſſen und ſah nur die ſchöne Geſtalt aus dem Waſſer leuchten, mit Himmelsgewölk und ſich ſpiegelnden, friſch grünen Laubmaſſen wunderbar verbunden. Das war innerſte Freude, die ihn durchzuckte und die ihn nicht mehr in ſeiner ruhigen Stellung verharren ließ, die ihn zwang, das Bild, das ihn beglückte, ſelbſt zu zerſtören. — Er bog ſich zurück und im Augenblick darauf bewegte er ſich voller Lebhaftigkeit in der Flut.

So wenig Pflanzen und freie Tiere Geſchöpfe ihrer Zeit ſind, der Zeit, in der ſie zum Entſtehen, zum Wachſen und Welken kommen, ſondern ſcheinbar unbehelligt von den Jahrhunderten ſich in ihren Eigentümlichkeiten fortpflanzen und ſich ſelbſt von Generation

zu Generation treu bleiben, ſo wenig war Valentin in dieſer Stunde ein Menſch ſeiner Zeit. Als der Knabe die Kleider abgelegt hatte, die ſeiner Erſcheinung den Stempel des Jahrzehntes, das ihm dazu verhalf, von der Kindheit zur Jugend zu wachſen, aufdrückten, war er in ſeinem Empfinden, ſeiner Geſtalt rein von allen Einflüſſen der Zeit, — rein und unbehelligt wie die ſchöne Buche, die am Ufer des Waſſerbeckens emporſtrebte, und er genoß ſeine augenblickliche Zeitloſigkeit, wie es wohl ſelten einem Menſchen, einem Gotte ewig vergönnt ſein mag.

Als Valentin wieder aus dem reinen Elemente geſtiegen und kühl und friſch in die Kleider geſchlüpft war, ſchlenderte er ſeines Weges weiter in angenehmſter Ruhe und Gedankenloſigkeit. Ungefähr ahnte er das Ziel, dem er entgegenſtrebte, wußte aber nicht genau, an welcher Stelle er aus dem Walde wieder herauskommen würde; und das war ihm recht ſo. Wie er nun weiter ging und aus dem Waldesdickicht wieder auf einen betretenen Pfad kam, erkannte er ihn als den, der zu einem beliebten Vergnügsorte führte. Das war ihm wieder recht, denn ihm hungerte nach dem ſchönen Bade, und er hoffte am Ende des Weges eine Stärkung zu erlangen. So ging er wohlgemut vorwärts. — Als er nach dem im Walde liegenden Wirtshauſe kam,

ſah er, daß es viele aus dem Städtchen heute dahin gezogen hatte. Auf Bänken, die unter Bäumen verſtreut eingerammt waren, ſaßen die Leute im ſchönen Sonntagsputz. Die Abendſonne leuchtete in hellen Lichtern durch die Zweige, ſchimmerte den Gäſten zu Füßen, blitzte auf ihren Gläſern und berührte ihren ſchwerfälligen Staat, daß es wie goldene Funken darauf tanzte. An einem Tiſche unter den Fenſtern des Wirtshauſes ſaßen Muſikanten, ungariſche Leute, die hatten hübſche, braune Geſichter und trugen Schnürenröcke. Es waren lauter Geiger und ſchienen vor nicht Langem ihr Stück beendet zu haben. Valentin ſetzte ſich an ein Tiſchchen unter einer Buche in der Nähe der Muſikanten. Er ließ ſich Brot und Bier geben und fühlte ſich behaglich, und als noch die Geiger die erſten Striche thaten, meinte er, daß er es ſich nicht beſſer hätte wünſchen können. Zuerſt betrachtete er ſich bei den Klängen der Muſik die Leute, die um ihn her ſaßen, und brockte mit großem Appetite das Brot und trank nach jedem Biſſe bedächtig. Als er wieder einmal die Reihe um mit ſeinen Betrachtungen gekommen war, blieben ſeine Blicke an den Muſikanten haften, die mit Feuer und Sicherheit ihre Inſtrumente handhabten. Ein Kerl unter ihnen ſpielte temperamentvoll. Er ſtand an den Tiſch gelehnt mit übereinander

geſchlagenen Beinen und geigte, wie man es nur haben wollte, ſo leicht, als würden ihm die Hände ohne ſein Zuthun vom Winde bewegt.

„Daß es dergleichen auf Erden giebt,“ dachte Valentin, ſperrte Ohren und Augen auf und verwunderte ſich, was aus ſo einer Violine ſich machen ließ.

Wie er ſo da ſaß und ſich von dem prächtigen Menſchen vorgeigen ließ, da regte ſich zum erſten Male in ihm ein heftiges Verlangen, ein ſtürmiſches Streben und zugleich eine große Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt; der Drang, ſeine eigene Perſönlichkeit vor anderen hervortreten zu laſſen und ihr größeren Wert zu verleihen. Mitten in der Bewunderung für den Geiger ſtieg in ihm ganz naiv der Neid auf. Er gönnte es dem Kerle nicht, daß dieſer ſo ruhig und ſiegesgewiß an dem Tiſch lehnte und ſeinen Bogen führte; daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, und er ſelbſt unbeachtet und einſam im Winkel ſaß. Vor einer kurzen Weile noch hatte er ſeine Freude an ſich ſelbſt gehabt und war innerlichſt wie ein Kind beglückt geweſen, und nun kam er ſich mit einem Male erbärmlich arm gegen den flotten Muſikanten vor. Wie viel begehrenswerter erſchien ihm deſſen Los als das ſeinige; gebannt blickte er auf ihn, hielt ſein Bierglas vor ſich in der Hand, ohne gleich wieder einen Schluck daraus zu thun, und

beobachtete ganz verſunken das Hin und Her des Fidelbogens.

„Warum ſollte ſich das nicht lernen laſſen,“ dachte er, und mit dieſem Gedanken fuhr es wie neues Leben in ihn. Es erſchien ihm ſeiner würdig, wenn er ſich ſolcher verlockenden Beſchäftigung hingäbe, und es ſtand in ihm feſt, Geiger zu werden. Die Inſtrumente hatte er ja zur Auswahl im Hauſe. Schon ſah er ſich im Geiſte am Platze des beneideten Mannes, aller Augen waren auf ihn gerichtet, und ſeine Finger verrichteten Wunderdinge, daß ihm ſelbſt Hören und Sehen verging. So ſah er in dem Muſikanten ein Weilchen ſich ſelbſt und konnte ihn daher mit ſcheinbar ganz objektiver Freude beobachten und beurteilen.

Als er ſich wieder auf den Heimweg machte, war ſchon ein hübſcher Thatendrang über ihn gekommen. Leicht und unternehmend ging er dem Städtchen wieder zu und in ſeinem Hirne ſpukte Mögliches und Unmögliches in wunderlicher Vereinigung. Ganz befriedigt und ruhig war er, als er bemerkte, daß er im Herzen, ehe er noch das Thor erreicht, das langweilige Handwerk guter Dinge aufgegeben hatte, um etwas für ihn Würdigeres, etwas Schöneres zu ergreifen.

Ehe er ſchlafen ging, leuchtete er noch einmal in die Werkſtatt und ſchaute ſich die Geigen, die am wohl-

verwahrten Fenſter hingen, ſpöttiſch lächelnd an. Auf eine beſtimmte ſchien er es abgeſehen zu haben; die nahm er vom Haken, klimperte ein wenig auf den Saiten und entlockte ihr mit dem Daumennagel brummende, ſummende Töne, hielt die Geige dabei prüfend an das Ohr und klopfte dann mit wichtiger Miene auf den ſchön polierten Holzrücken, daß es leiſe dröhnte. —

„Was rumorſt du noch? Was treibſt du?“ rief der Vater aus der Nebenkammer. Als Valentin zu ihm herein kam und ſich auskleidete, ſagte er trocken: „Vater, morgen dächte ich, könnſt du mich dein Mantellied lehren.“ — Das war des alten Inſtrumentenmachers einziges Stücklein.

„Wollen ſehen,“ ſagte der Alte und drehte ſich in ſeinem Bette um, daß es krachte. — Valentin lag auch bald und ſchlief nach ſeinem langen Gange wie ein Murmeltier.

Am andern Tage gegen Abend, als er verdroſſen hinter ſeine Arbeit gegangen war, nahm ihn der Alte vor, um ihn in die Geheimniſſe ſeiner Geigenſpielkunſt einzuweihen. Er langte nach dem erſten beſten Inſtrumente, ſtimmte es mit gelaſſener Miene, ſetzte ſich auf die Ofenbank und begann zu ſpielen.

„Das war es,“ ſagte er, als er geendet hatte und

nickte Valentin mit einem Ausdruck zu, als hätte er zum erſten Male ein Wunder geleiſtet.

„Ja,“ ſagte Valentin, „das iſt es,“ und ſchaute einigermaßen bedenklich dazu.

„Nun wollen wir einmal verſuchen,“ begann der Vater. „Siehſt du, ſo!“ — Langſam berührte er die erſte Saite, dann die nächſte, nannte ihm die Bezeichnungen der Saiten, gab Valentin die Geige in die Hand und diktierte ihm die Noten, und der angehende Muſikante faßte ſich zuſammen, biß die Zähne aufeinander und behielt am Ende der Unterrichtsſtunde wirklich zwei Takte des Liedes im Kopf; fand ſich auch mit ihnen auf der Geige zurecht, worüber der Alte vergnügt ſchmunzelte. „Sieh, ſieh, du wirſt es ſchon lernen. Es iſt ja keine Hexerei. Nun, morgen wollen wir weiter ſehen.“ Damit ſtand der Inſtrumentenmacher auf, nahm ſeinen Ausgehrock vom Nagel, zündete ſich die Pfeife an und ging bedächtig und zufrieden nach einer alten, gemütlichen Kneipe, in der er ſchon lange als Stammgaſt angeſehen und behandelt wurde.

Valentin blieb mit ſeiner Geige zurück und kratzte die zwei Takte unermüdlich herunter, trat bei jedem Strich derb mit dem Fuße auf und vollführte einen gehörigen Lärm. Jetzt kam er auf die kühne Idee,

einen weiteren Takt des Liedes ſelbſt zu ſuchen. Er ſummte die Melodie, ſo gut ſie ihm im Gedächtniſſe hängen geblieben war, vor ſich hin und wiederholte mit tiefſtem Gefühle die nächſten Töne, welche auf die ihm nun wohlbekannten Takte folgen mußten, und war in ſeiner Beſtrebung unermüdlich. Wie er aber auch auf den Saiten mit ſeinem Bogen herumfingerte, wollte es ihm doch nicht recht glücken. „So, das geht nicht von ſelbſt," ſagte er ganz außer Atem. Nun wollte er ſich wieder an den Anfang machen, den er bei ſeinem Weiterdringen zu üben verſäumt hatte. Wie er aber den Schaden bei Lichte beſah, hatte er das erſte wieder vergeſſen. „Wie war das?" murmelte er, ließ die Arme mitſamt Violine und Bogen an den Seiten herabhängen und ſummte unaufhörlich die gute Melodie vor ſich hin, hielt den Bogen bereit, um bei der erſten Eingebung mit ſeinen Takten wieder anzufangen. Hin und wieder war es auch, als wollte er ſie erwiſchen, aber unverſehens zerſtoben ſie ihm jedes Mal weſenlos unter den Händen. — Das hielt ihn aber nicht ab zum erſten Male in ſeinem Leben trotz Mühe und Not bei der Sache zu bleiben.

„Was mag der Inſtrumentenmacher heute haben?" ſagte Roſine Degele, die, wie ſchon erwähnt, über dem Laden wohnte, zu ihrer Schweſter. „Heute ſcheint,

ihm das Mantellied nicht zu gelingen. Wie lange er ſchon daran herumgeigt? Sonſt ging es doch immer.“ Roſine ſchloß ihr Fenſter, um das Gekratze nicht mit anhören zu müſſen, zündete die Lampe an und ſetzte ſich mit ihrer Arbeit der Schweſter gegenüber.

Als Valentin im Laden noch eine gute Weile in den Saiten herumgewirtſchaftet hatte, ging er ziemlich mißmutig die kleine Treppe vom Kannerückchen hinab, ſchlenderte über den Platz und in die Stadt hinein.

Es war ihm klar geworden, wie wenig ihn das Inſtrumentenhandwerk lockte; und daß es mit dem Geigenſpiel auch ſeinen Haken haben mochte, das ſchien ihm auch ſicher zu ſein. Bei dem Anblick des Muſikanten hatte er das richtige Gefühl gehabt, als wäre dieſem ſeine Kunſtfertigkeit nur ſo zugeflogen; und daß bei ihm die Sache nicht recht im Gange ſein mochte, ahnte er.

Am andern Morgen paßte er wie ein Heftelmacher auf, als der Vater ihm auf ſein Verlangen wieder das Mantellied vorgeigte. Das Glück war ihm hold, die entwiſchten Takte kamen ihm unverſehens wieder in die Finger und in ſeiner Lehrſtunde konnte er ſie mit größter Ruhe ſeinem Meiſter vorſpielen. Dieſer ſchien damit zufrieden zu ſein, es aber auch nicht anders erwartet zu haben; er lehrte ihn ein paar weitere Takte,

und Valentin übte, daß ihm die Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden. „Was fällt dir denn ein?“ ſagte der Vater. „Damit hat es ja keine Eile, du wetzeſt ja wie ein Meſſerſchmied. Laß es nur ſein; es iſt nicht mehr zum Anhören.“ Valentin legte ſeine Geige trübſelig bei Seite und hockte ſich auf der Ofenbank zurecht, als wollte er es ſich in ſeiner Langenweile wenigſtens bequem machen. — Aber Tag für Tag, jede freie Stunde und ſowie der Vater zum Hauſe hinaus war, ging er wieder an die Geige. Das Lied konnte er nach langen Beſchwerlichkeiten endlich und hatte ſich über ein altes Notenheft, das in des Inſtrumentenmachers Beſitz war, hergemacht.

Die beiden Jungfern Roſina und Jette Degele gerieten über die Kunſtbeſtrebung des jungen Lehrlings in Verzweiflung. Da ſie Valentin ſo nicht recht grün waren, kamen ſie über ſein bißchen Geigenſpiel in großen Ärger. Wenn ſie ihm im Hauſe und auf dem Kannerückchen begegneten, dankten ſie ihm kaum, wenn er grüßte und ſagten zu einander: „Weshalb lernt er, wenn es doch nicht gehen will, mehr als er braucht. Iſt der Vater mit dem einen Dinge ausgekommen, weshalb muß der Grünſchnabel ſich über mehr machen wollen!“

Valentin war es bei ſeinem Geigenſpiel nicht

gerade leicht ums Herz. Mit Angſt und Anſtrengung ſtarrte er, wenn er beim Üben war, auf die Noten, biß ſich, um ein paar Takte ununterbrochen ſpielen zu können, auf die Lippen und wurde ganz erregt von der Qual.

Der Vater erließ ihm kein Viertelſtündchen von der alltäglichen Arbeitszeit, und dieſe verging ihm unendlich langſam und ſchwerfällig. Er haßte die gewohnten Wände, den Blick durch das Fenſter auf den Platz mit den verkrüppelten Eichen, die heiſere Stimme des Vaters und alles, was ihn, ſo lange er denken konnte, umgab. Er ſehnte ſich hinauszukommen in die Welt und hoffte, es ſollte ihm vielleicht das Geigenſpiel dazu verhelfen.

Eines Abends, es mochte ſchon gegen zehn Uhr ſein, der Inſtrumentenmacher war ausgegangen, und Valentin ſtand bei ſeinem flackernden Öllämpchen und hatte ſeine liebe Not mit der Geige, da konnten es Jette und Roſina Degele nicht mehr ertragen. Roſina hatte es dieſen Abend gelüſtet, das Klavier aufzuklappen und etwas Erbauliches darauf vorzutragen. Der Sohn des Hauſes aber ließ ſeine Violine ſo erbärmlich hinauf winſeln, daß ſie ſich nicht mit den Noten hatte zurecht finden können und von ihrer Herzensergießung abſehen mußte. — Wie ſich die beiden nun ärgerlich mit der Arbeit

wieder gegenüber ſaßen und die durchdringenden Töne trotz der ſpäten Abendſtunde ſich nicht beruhigen wollten, nahm Jette aufgeregt und unternehmend das Licht und ſagte zu ihrer Schweſter: „Du, jetzt gehe ich hinunter. Das halte einer länger aus. Der ſchöne Laffe da unten bringt uns noch um die Nachtruhe.“ Indem ſie das ſagte, war ſie ſchon zur Thür hinaus.

Roſina, die ſanftere von beiden, ſchlich der Schweſter zaghaft nach. Jette aber ging haſtig die winkelige Stiege hinab, daß ſie die Hand vor das Licht halten mußte, ſonſt wäre es ihr verlöſcht. Sie klopfte an die Thüre, die zu des Inſtrumentenmachers Lädchen führte, öffnete, ohne Antwort abzuwarten und trat ein. — Da ſtand Valentin ſchön und rührend, das Ideal eines Geigenſpielers. Seine Noten lagen vor ihm auf dem Tiſche, und er beugte ſich etwas über dieſelben, ſo daß ſein Geſicht von der Flamme des Öllämpchens beſtrahlt war, die ſeinen Eifer, das innige Beſtreben, welches in ſeinen Zügen ausgeprägt war, in das rechte Licht ſetzte. Er hatte nicht darauf geachtet, daß ſich die Thür öffnete, fuhr zuſammen und hielt mitten in einem langgezogenen Ton inne, als Jette über die Schwelle trat und ihn unumwunden anredete: „Sagen Sie, Valentin, was ſoll das heißen? Was fällt Ihnen ein, und nicht etwa einmal, nein, alle Tage, jeden Tag,

und gar bis tief in die Nacht hinein, daß das ganze Kannerückchen rebelliſch wird. Wie kann der Vater Ihnen das nur zulaſſen? Ich wollte ſagen, wenn dieſer Übelſtand nicht abgeſtellt wird, ſo ziehen wir aus; das erzählen Sie Ihrem Vater!“ — Roſina zupfte die Schweſter ſachte am Rocke. Sie kannte Jette und wußte, daß dieſe leicht zornig wurde.

Valentin erwiderte kein Wort, ſondern ſtarrte auf die kleine, zankſüchtige Jungfer, die ihn aus ſeinen Hoffnungen und Luftſchlöſſern zu reißen bemüht war.

„Klingt es ſo ſehr ſchlecht?“ fragte er endlich kleinlaut.

Da lachten die beiden Degeles: „Ja! Du lieber Gott, hat der denn keine Ohren?“

„Sie verſtehen von Muſik wirklich nichts,“ warf Roſina ſchüchtern dazwiſchen.

„Was? Nichts ſoll er verſtehen?“ fuhr Jette zu Roſina gewendet wieder auf und redete ſich von Neuem in Ärger hinein. „Gar nichts verſteht er. Was bilden Sie ſich denn ein? Glauben Sie, man ließe ſich das von Ihnen gefallen, etwa weil Sie für einen Burſchen ſo albern ſchön ſind? Daß Sie ſich nicht etwa darauf etwas einbilden!“ Roſina nahm die Schweſter, von der ſie wußte, daß ſie von jeher

eine ſtarke Abneigung gegen Valentin gehabt hatte, bei der Hand, um ſie aus dem Zimmer zu ziehen.

„Ja, ja! ich gehe ſchon,“ polterte Jette; aber als die Schweſtern aus dem Zimmer wollten, um den ganz zerknirſchten Valentin wieder loszulaſſen, da bemerkten ſie, daß ſie ihren Zank bei offener Hausthüre gehalten und Zuhörer hatten. Der Beſitzer des Gärtchens auf dem Kannerückchen war beim Heimgehen an des Inſtrumentenmachers Haus vorübergekommen und, weil er darin lautes Reden hörte, war er ſtehen geblieben, um zu lauſchen. Da hatten ſich auch noch ein paar Nachbarsleute zu ihm gefunden, und ſo war die Scene zwiſchen den beiden Jungfern und Valentin nicht ohne Zeugen geblieben. Die vor der Thür hatten bald begriffen, um was es ſich handelte, und ohne Ausnahme Jettens Partei ergriffen. Als die Schweſtern aus dem Laden traten und Roſina noch die Thürklinke in der Hand hielt, wurden ſie von dem alten Gartenbeſitzer um ihrer Angelegenheit willen begrüßt: „Was hat denn der Mosje für ein Geſicht dazu gemacht; es war ihm wohl nicht ganz genehm?“

„Was wird er für ein Geſicht gemacht haben?“ wiederholte Jette erregt. „Mit ſeiner Vornehmthuerei hat er es gehalten. Kein Wort war aus ihm herauszubringen, wie ein Graf ſtand er da.“

Wie wenig ahnte die gute Jette, was in dem gedehmütigten Herzen des armen, ſchönen Tropfes vorging, der in dieſem Augenblicke in ſeiner Wertloſigkeit verſank!

Sie wollte gerade noch weiter ihrem Herzen Luft machen, da kam auch ſchon der Inſtrumentenmacher nach Hauſe zurück und ſchien ganz beſtürzt, noch ſo viele Leute in ſeinem Hausflur zu treffen.

„Du guter Gott!“ rief er. „Da iſt ein Unglück geſchehen!“

„Was gar, ein Unglück!“ rief Jette reſolut, „das fehlte noch. Ausziehen wollen wir, wenn es hier unten mit der Geigenſpielerei nicht bald ein Ende nimmt.“

„Wo iſt Valentin?“ fragte der Inſtrumentenmacher noch immer geängſtigt.

„Mit Valentin hat es nichts auf ſich, der iſt drinnen,“ beſchwichtigte ihn Roſina.

Der Alte trat hinein in das Lädchen und ſah ſeinen Sohn am Ofen ſtehen. Er blickte nicht auf und rührte ſich nicht. Wie tief gebeugt ſtarrte er vor ſich hin.

„Nun, Valentin?“ fragte der Vater, erhielt aber keine Antwort.

Jette, Roſina, der Nachbar waren dem Inſtru-

mentenmacher wieder mit in das Stübchen gefolgt und noch ein paar Geſtalten drängten ſich in die enge Thüre ſo halbwegs auch mit hinein.

„Hat er denn ſo viel geſpielt? Ich dächte gar nicht?“ ſagte der arme Alte.

„Ihr müßt doch keine Ohren haben!“ fuhr Jette wieder neu aufgeregt fort.

„Du lieber Gott!“ warf der Inſtrumentenmacher beſcheidentlich ein, „ich meine, daß das bißchen Geigenſpiel, auch wenn es nicht ſehr ſchön iſt, dem armen Burſchen doch zu gönnen wäre. Er hat doch außerdem keinen Spaß und niemand kümmert ſich um meinen guten Kerl.“

Valentin blickte erſtaunt und eigen bewegt auf, als er den Vater in der Erregung ſo liebevoll reden hörte. — Der Inſtrumentenmacher hatte es nie ſehr mit dem Ausſprechen ſeiner Gefühle gehalten. — Jetzt traten in Valentins Augen durch dieſe neue Bewegung ſeines Gemütes Thränen und unverwandt blickte er auf ſeinen Vater.

Da trat einer von denen, die durch die Thüre ſchauten, hervor und ſagte: „Nun, Meiſter Bärlein, was braucht Euer Valentin beſonderes zu haben, laßt ihn tüchtig arbeiten, dann hat er ſeinen Spaß, wenn Ruhezeit iſt. Was denkt Ihr denn, was wir unſeren

Söhnen für Herrlichkeiten auftiſchen? Ja, da hat ſich was! Oder meint Ihr, wegen der ſchönen Larve müßte er ganz etwas Apartes vorgeſetzt bekommen?“

In dieſem Tone ging es noch ein gutes Weilchen fort. Jeder beſtrebte ſich, ſeiner Bitterkeit gegen Valentins unnötige Schönheit, wie ſie ſie titulierten und hinter der ſie allerlei Böswilligkeit, Überhebung und Hang zum Wohlleben vermuteten, Luft zu machen. Jeder legte bei dieſer Gelegenheit ſeine Abneigung gegen ihn klar an den Tag, als ſollte Examen darüber gehalten werden. Sie trieben es in ihrem Eifer ſo weit, daß ſie Valentins Ausſehen dem guten Inſtrumentenmacher als Strafe Gottes darſtellten. Ihre wunderliche Anſicht begründeten ſie dadurch, daß ſie meinten, es ſei nicht gut, wenn das Äußere zum Stande nicht paſſe. So einem feinen Junker, wie der Valentin einen vorſtellen wolle, könnte man im voraus nicht rechtes Zutrauen ſchenken; und was ſie dergleichen darüber zu ſagen hatten. Kurz, es wurde Valentin an dieſem Abende klar, daß er wenig Liebe auf dem Kannerückchen erfahren hatte, und daß ſeine unſchuldige Perſon allen ein Anſtoß ſei. Jeder, als hätten ſie ſich verabredet, hatte dieſelbe Meinung gegen ihn gefaßt, und alles, was ſie über ihn vorbrachten, artete zu guterletzt in dieſelbe Spitze aus.

Als die beiden Inſtrumentenmacher wieder Herren ihres Lädchens geworden waren und die Hausthüre geſchloſſen hatten, da ſchauten ſie ſich verworren an, und der Alte ſagte: „Du, mit dem Geigenſpielen iſt es nun nichts mehr. Bleib' du beim Handwerk, Valentin, wir ſitzen hier hübſch feſt und haben unſere ſichern Kunden.

„Hier bleib' ich nicht!“ ſagte Valentin trocken, ohne aufzublicken.

„Nur ruhig,“ erwiderte der Alte; „natürlich bleibſt du; warum ſollteſt du nicht bleiben wollen?“

„Hier bleib ich nicht!“ wiederholte Valentin.

„Thorheit!“ ſagte der Inſtrumentenmacher, klopfte ihm auf die Schulter und ging nach ſeiner Kammer.

Dieſe Nacht fand unſer armer Burſche wenig Ruhe. Sie waren dabei geweſen, ihm ſein gutes, zartes Herz zu verwunden, und bis jetzt hatte er noch nicht erfahren, wie wehe das thut. — Mit ſeinem Geigenſpiel mochte es nun wohl aus ſein, was aber beginnen. Um alles in der Welt wollte er nicht mehr auf dem Kannerückchen bleiben, wo ſie ihm ſo böswillig mitgeſpielt hatten. Sein Sinn ſtand darauf, hinaus in die Welt zu gehen; aber wohin? Er ſtellte ſich vor, daß unendlich viel Raum auf Erden ſei, ſoviel, daß ihm davor ſchwindelte.

Es waren ſeit jenem Abend drei Jahre vergangen, und Valentin verbrachte noch immer ſeine Tage auf dem Kannerückchen in des Vaters Werkſtatt. Der Alte hatte ihn nicht fortgelaſſen, ſondern darauf gedrungen, daß der Lehrling bei ihm zum Geſellen werde. Eine beſonders große Arbeitskraft ſchien er nicht zu ſein, er ging eben nur ſo knapp am Mittelmäßigen hin; aber der Vater dachte: ‚Er wird ſich ſchon durchhelfen.‘ — Die Leute vom Kannerückchen behandelten ihn noch immer etwas von oben herab: die alte Machlett aber war ihm nach wie vor gut geblieben.

Valentin ſtand jetzt in ſeiner ganzen Schönheit, denn noch war ſie von jugendlicher Zartheit überhaucht. Er verſprach nicht das zu werden, was man einen ſchönen Mann, eine volle männliche Schönheit nennt. Die Natur ſeiner Schönheit ſchien dem Jünglingsalter anzugehören. Man konnte ſich nicht recht vorſtellen, wie ſeine reinen ſchlanken Formen ſich einſt vergröbern und verſtärken würden. Es giebt Menſchen, die für das Alter nicht beſtimmt zu ſein ſcheinen, deren Abweichung von der Jugend uns undenkbar iſt; zu dieſen gehörte Valentin, und eigen war es, daß ein ſo ſchöner Burſche ein ſo zurückgezogenes Leben führte. Ihm hatte nie ein Mädel aus ſeiner Heimatſtadt beſonders gefallen.

Und dann, wer weiß, trug Valentin ein Ideal weiblichen Liebreizes in ſich. Jedenfalls hatte er ſich Gedanken darüber gemacht, das verrät die Hingabe ſeiner erſten Jugend an das Bild der ſchönen Apollonia, das er faſt leidenſchaftlich in feſte Züge umzuwandeln beſtrebt geweſen war und das ſeinem Gemüt einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Vielleicht war es die Vorſtellung einer von dem Wachſen, Welken und Vergehen der Geſchlechter längſt überwucherten Geſtalt, die noch in ſeinem Herzen lebte.

So war die Wanderzeit herangekommen und weil es ſein mußte, ſchnürte er ganz ehrbar ſein Bündel. Lieber wäre es ihm geweſen, er hätte ſich bei Nacht und Nebel allen zum Poſſen davon ſchleichen können, ſo mußte er fein manierlich bei den Nachbarn herumziehen, um Abſchied zu nehmen, und hatte zum letzten Mal die Freude, überall ſpitzige, ſpöttiſche Bemerkungen über ſeine Perſon, ſein Handwerk, ſein Reiſeziel, ſeine Kleidung, den Schnitt ſeines Haares und ſo weiter einzuſtecken. Man fühlte ſich veranlaßt, ihm ganz unumwunden gute Lehren zu geben über alles und jedes. Sie ſtellten ihm mit ihren Ermahnungen ein Armutszeugnis über ſeine Eigenſchaften aus, und mit Verdruß und ohne Bedauern wendete er dem Städtchen den Rücken; nur der Ab-

ſchied von ſeinem alten Vater machte ihm ein Weilchen das Herz ſchwer. Sonſt zog er freudiger erregt als gewöhnlich ſeines Weges.

Valentins Reiſeziel war eine kleine, bayeriſche Stadt, in welcher ein vorzüglicher Inſtrumentenmacher-meiſter lebte; der alt Bärlein wünſchte, daß ſeine Sohn eine Zeitlang in deſſen Werkſtatt in Arbeit ſtehen ſollte. Auf ſeiner Wanderung konnte er ſich hübſch umſehen und ſich da aufhalten, wo es ihm gut und vorteilhaft zu ſein bedünkte. Der Vater hatte ihn mit Geld verſehen, denn der Alte war auf ſeinem Kannerückchen, für die Begriffe der Nachbars-leute wenigſtens, ein wohlhabender Mann, und er hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ſeinen Sohn gut aus-zurüſten.

Dem war es ganz wunderlich zu Mute, die Welt offen vor ſich liegen zu ſehen und, wie es ihm ſchien, erfüllt von wünſchenswerten Kräften, die das Leben angenehm und erfreulich machen: von Freund-ſchaft, Liebe, Wohlwollen, von dem, wonach unſer Held im Herzen Verlangen trug. Er zog aus, um ſich ſein Teil, das auf ihn kommen mußte, ſelbſt zu holen, da es ſo lange ausgeblieben war. — Und als er ſich überlegte, was er von aller Schönheit und Wunderbarlichkeit der Erde am liebſten ſehen

wollte, ſo war es das Meer und die neue Eiſenbahn von Fürth nach Nürnberg, welche ſie gerade eröffnet hatten, und welche die Welt in Staunen und Erregung verſetzte. Den Wunſch, dies neue Ding zu ſehen, wurde ihm leicht zu befriedigen, da er auf ſeiner Reiſe die alte Stadt Nürnberg, ohne beträchtlich vom Ziele abzuweichen, berühren konnte. So zog er des Weges und ſah das Wunder ſeiner Tage. Noch in größter Erregung ging er durch die ehrwürdigen Straßen Nürnbergs träumend und grübelnd. Nürnberg war ganz dazu angethan, daß er ſich ſeiner Begabung, ſich in Vergangenes zu verſetzen, behäbig hingeben konnte. Wäre dieſe Begabung in glückliche Verbindung mit anderen Eigenſchaften getreten, unſer Freund würde hier zum ſchaffenden Menſchen geworden ſein. So aber ging er und ſtarrte, und ließ ſich von dem Geiſte der grauen Gemäuer in den Jahrhunderten, die an dieſen mit allen ihren Eigentümlichkeiten, ihren Bedeutungen, Narrheiten, ihren wechſelnden Sitten, ihrem lachenden, längſt verfloſſenen Sonnenſchein, ihrem Grauen und den unbeſtimmbaren, lockenden Ereigniſſen vorübergezogen waren, umherhetzen und fühlte ſich von ſolcher unlohnenden Jagd faſt gepeinigt. Jeder Erker, jedes wunderliche Mäuerchen erregte ihn. Unaufhörlich ahnte er unbeſtimmte Dinge, die ſich ihm nicht recht

geſtalten konnten. Um ihn ſchwirrten bedeutungsvolle, unverſtändliche Geräuſche längſt vergangener Zeiten. Alles, was er ſah, ſtrömte den kaum ſchimmernden Abglanz eines früheren wahren, gewaltigen Lebens aus. Valentin begriff kaum, daß es ſich zeitgemäß geſchäftig in den Straßen regte, daß die gegenwärtigen Menſchen durch angeerbtes Thun und Treiben ihm am ſicherſten ein Bild von den entſchwundenen geben konnten. Die alten Giebelhäuſer ſchienen ihm vereinſamt; ein anderes Geſchlecht, ehrbares und doch weſenloſes Geſindel, in Schauben, pelzverbrämten Röcken und allerlei Anhängſel, belebte ihm geiſterhaft die Kirchen und Plätze, die Brücken und Erker. Das war eine Geſellſchaft, zu der ſich Valentin unwiderſtehlich hingezogen fühlte, mit der ſich aber für ihn wenig machen ließ. Sie bewegte ſich ſinnlos verzerrt vor ſeinen Augen, und wollte er ja einmal feſter auf ſie ſchauen, zerrann, worauf ſein Blick gefallen war.

So trug Valentin ein feindliches Element, das ſeine Ruhe und ſeine einfachen nützlichen Tugenden gefährdete, mit ſich umher. Es hatte in ſeinem Kopfe arg geſpukt. Die Kräfte, die in ihm erweckt werden konnten, waren in heftigſter Bewegung, und es mochte nun die Zeit kommen, in der auch er erfuhr, was für

ein närriſches Geſchöpf das Ding ſei, was wir Menſch nennen.

Bei dem neuen Meiſter in dem bayeriſchen Städtchen Baireuth hatte er ſich ganz erträglich untergebracht und war wohlwollend aufgenommen worden. Der erſte Abend brach herein, den er in neuen, bindenden Verhältniſſen zubrachte. Man hatte ihm ſeine kleine Kammer mit dem Blick auf einen freundlichen Hof angewieſen, da hielt er eben Umſchau. Die Kammer lag zu ebener Erde und war gerade mit dem Notwendigſten verſehen. Ein ſteifbeiniges Bett ſtand an einer Seite, an den Wänden verteilt zwei hölzerne Stühle, ein Tiſch, ein eiſernes rundes Öfchen, das ſeinen Lebenszweck längſt ſchon vergeſſen zu haben ſchien, denn es war voll gepackt und gezwängt mit allerlei außer Gebrauch geſetzten Gegenſtänden, alten Schraubenziehern, roſtigen Nägeln, verſtaubten Bürſten und Haken, alten Lederſtücken und Bindfaden, was ſich ſo zuſammenfindet, wenn ein geduldiges Behältnis ſich dazu hergiebt, allerlei unnötiges und zu Schaden gekommenes Kleinzeug in ſich aufſammeln zu laſſen. Über dem Bette des Geſellen hing ein verblichener Kranz aus roſa Strohblumen, auf vergilbtem Papier befeſtigt, unter Glas und Rahmen. Ein etwas ungleich gedrucktes Gedicht füllte den Raum aus

mitten im Kranze und war verfaßt zu Ehren des Hochzeitstages des Kilian Merne mit einer Eva Sauerbrei.

Der Name des Inſtrumentenmachers, in deſſen Werkſtatt Valentin eingetreten, war Merne, Peter Merne. Alſo mochte jener einſt beſungene Hochzeiter mit dem Meiſter in Verwandtſchaft ſtehen, wohl aber längſt aus der Reihe der Lebenden geſtrichen ſein, ſonſt würden ſie ſchwerlich ſolch ein Ehrenblatt über das Bett des Geſellen gehangen haben. Der Hof, in den das einzige Fenſterchen blickte, war weitläufig und luftig. Er ſtammte aus der heitern, raumverſchwendenden Zeit, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Das Hauptgebäude machte einen ſtattlichen Eindruck und hatte luſtig verſchnörkelte Fenſterverzierungen. Es war, wie die meiſten Häuſer der Stadt, aus grauem Sandſtein, der in nächſter Nähe gebrochen wurde, aufgeführt. Aus demſelben Material beſtanden auch die Nebengebäude, welche den Hofraum bildeten, und dieſe hatten, wo die Laune des Erbauers es für gut befunden, auch ihr luſtig geſchnörkeltes Säulchen bekommen. Über den Lattenthüren des Holz- und Kohlenſtalles, über der grau verwitterten Thüre der Waſchküche prangten verſchwenderiſch unſinnige Ornamentenbüſchel, als ob

ein armſeliger Holzſtall ſo tollen Schmuckes bedurft hätte.

Valentin hatte ſeine Freude an dem Stübchen, an dem ſchönen, einſt für das Auge des Beſitzers geſchmückten Hofe; aber auch das ganze Städtchen ſchien ihm zu behagen. Die meiſten Häuſer trugen denſelben Stempel wie das Haus des Inſtrumentenmachers und nahmen ſich ſtattlich aus. Doch Valentin war in die Reize, Behaglichkeiten und den Eigenſinn der munteren Rococozeit, die ſie vertraten, zu wenig eingeweiht, um ſich, wie erſt vor wenig Tagen in dem alten Nürnberg, jetzt von den bepuderten und bezopften Herrſchaften, die ihrer Zeit ſich für die Krone der Schöpfung hielten, beunruhigen zu laſſen. Er nahm dies ſchön geputzte Städtchen als ein fremdartiges Ding, ohne über deſſen Entſtehen fürs Erſte nachzudenken; aber in dem Zauber des heitern Geiſtes, der hier einſt geherrſcht hatte, war er ſchon befangen. Seine Meiſtersleute machten einen behäbigen Eindruck. Der Meiſter ſtand in den ſechziger Jahren, und die Frau ſchien ſorgſam und beweglich zu ſein. Sie hatte dem neuen Geſellen gleich in der erſten Stunde einfach und gelaſſen geſagt, was im Hauſe Sitte ſei, ihm die Stunden der Mahlzeiten genannt, ſeinen Aufenthalt ange-

wieſen und Valentin ſo mit den Hausgeſetzen vertraut gemacht.

Außer Valentin war noch ein Geſelle im Geſchäfte, ein friſcher, guter Junge, der ſich mit ihm ſchon kameradſchaftlich begrüßt hatte.

Der Meiſter ſchien viele Mietsleute im Hauſe zu haben, denn er lebte beſchränkt im Erdgeſchoß, trotzdem das Haus des Inſtrumentenmachers Eigentum war. Das wußte Valentin von ſeinem Vater, der ihn über Peter Mernes Verhältniſſe, ſoviel er ſie kannte, unterrichtet hatte.

Als Valentin noch in ſeinem Stübchen ſtand und nicht recht wußte, was er anfangen ſollte, da öffnete ſich die Thür, und ſein Mitgeſelle Karl Frey ſteckte den Kopf hinein und ſagte: „Gehen wir mit? 's iſt Samſtag, wir ſpazieren miteinander durch die Stadt. Der Meiſter hat's geſagt.“ Valentin ſchien das ſehr recht zu ſein, denn der junge Burſche gefiel ihm. Es war für ihn etwas Neues, mit einem freundlichen Kameraden umherzuſtreifen.

„Dann haben wir hier ein Theater,“ fuhr der Eingetretene fort, „das ſollt Ihr Euch anſehen. Es ſind nicht immer Schauſpieler bei uns, aber dieſen ganzen Sommer haben wir welche.“

Valentin war ganz hingeriſſen von der Freund-

lichkeit des guten Burſchen. Er beeilte ſich, fertig zu werden, ſtrich ſich vor dem kleinen Spiegelchen, das beſcheiden in der Ecke am Fenſter hing, das Haar zurecht und zog ſeinen guten Rock über.

„Es kommt nicht darauf an," ſagte der Geſelle, der unſern Freund unverwandt gemuſtert hatte. „Bemüht Euch nicht; wir wollen ſchnell gehen, ſo lange es noch hell iſt!"

Nun wanderten die beiden durch das Städtchen, und Karl Frey zeigte dem neuen Geſellen anheimelnde Straßen und Gaſſen. Die Stadt war einſt Reſidenz prachtliebender Fürſten geweſen. Geheimnisvolle öde Plätze, ſchöne, halbzerfallene Portale, die von wildem Wein und Epheu überwuchert waren, verkündeten, daß das Leben, welches dieſe hervorbrachte, längſt entronnen ſei.

„Wer lebt hier? Wem gehört das?" fragte Valentin und blieb auf einem weiten Platze ſtehen, deſſen eine Seite von einem prächtigen Palaſte geſchmückt war. Das anſcheinend flache Dach des Gebäudes zierten Figuren in kühn flatternden Gewändern. Die Front ſtrotzte im reichſten, abeuteuerlichſten Schmuck, Drachen, Imperatoren, unglaubliche Frauenzimmer und bewegliche Kinder, Blumengewinde, Säulen in ausratenden, närriſch übertriebenen Linien klammerten ſich

an Vorſprünge, Balkons, Fenſterſimſe unruhig und gefährlich an.

„Wem gehört das?“ fragte Valentin wieder.

„Das weiß ich nicht,“ ſagte ſein Begleiter, „ich bin in dergleichen nicht groß. Der Meiſter wird es vielleicht wiſſen.“

„Wohnt ſchon lange niemand mehr darin?“ fragte Valentin noch einmal, der gar zu gerne vertrauter mit dieſen wunderlichen Geſtaltungen, deren Fülle das fürſtliche Haus wahrhaft überſtrömte, geworden wäre.

„Ich habe noch nicht geſehen, daß jemand hier gewohnt hätte,“ erwiderte gleichmütig der Geſelle. „Der Brunnen da läuft nur Sonntags.“ Damit wies er auf ein unſinnig häßliches Gebilde von Tuffſtein.

Jetzt zog Karl Frey ſeine große ſilberne Uhr vor und ſagte: „Es würde nun an der Zeit ſein, wenn wir noch nach dem Theater wollen.“

Valentin vertraute ſeinem Gefährten mit einiger Überwindung, daß er noch nie in einem Theater geweſen ſei.

„Nun, das macht nichts. Man kann nicht allenthalben welche haben und braucht auch nicht allenthalben geweſen zu ſein,“ ſagte der Geſell herab-

laſſend. „Ich gehe oft hinein, weil es einmal da iſt. Der Direktor wohnt im Haus von unſerem Meiſter, da machte es ſich ſo. Heute bezahlt nur, das nächſte Mal wollen wir ſchon ſehen. Sie haben nämlich Raum die Hülle und Fülle, da kommt es nicht darauf an, ob ein paar ſo darunter mit hineinſchlüpfen.“ Valentin ging erwartungsvoll neben ſeinem Mitgeſellen einher.

„Da iſt eine niedliche Schauſpielerin, ſo ein Frauenzimmerchen, über das ſie alle entzückt ſind,“ fuhr trocken der Geſelle fort. „Ich mache mir nichts aus ihr, denn ich weiß nicht, was ich von ihr halten ſoll. Sie iſt freundlich, aber es iſt kein Verlaß auf ſie. Neben uns wohnt ſie, die Gärten ſtoßen aneinander.

Valentin achtete kaum auf ſeinen Begleiter und ging ſchweigſam dem lockenden Ziele zu.

„Das iſt das Theater!“ ſagte der Geſelle.

Sie ſtanden vor einem Hauſe, das ſich von den anderen durch reichen, architektoniſchen Schmuck auszeichnete. Auf den erſten Blick ſah man, daß es aus derſelben Zeit, in der das Schloß erbaut war, ſtammte, aber eine gewiſſe Ruhe und Größe, welche dem Schloſſe und den meiſten hervorragenden Gebäuden der Stadt abging, war in dem Schmucke,

der die Faſſade gliederte, zu ſpüren. Unſere beiden Geſellen traten ein. An der Kaſſe ſtanden die Leute gedrängt. Karl Frey drückte ſich aber geſchmeidig durch und verſchaffte Valentin im Handumdrehen ein Billet. Sie ſtiegen auf breiten Treppen, die altertümlich weiß geſtrichene, hohe Geländer hatten, hinauf zur zweiten Galerie und traten ein. Da ſtaunte Valentin über die Pracht des Theaters. Kein Fleckchen, keine Ecke war reizlos, an den Wänden blühte es von Gold und Rot, von eigen reizvoll kapriziöſem Zierrat. Der ganze kleine, aber ziemlich hohe Raum wirkte wie ein Wunder auf ihn.

„Die dunkele Loge der Bühne gegenüber war ſonſt Fürſtenloge," bedeutete der Eingeweihte dem Neuling, vor deſſen Augen bei dieſen Worten die Dinge einen beſtimmten Charakter annahmen: „Die ſolche Pracht geſchaffen haben, ſind nicht mehr," dachte Valentin und ſah in den dämmerigen Raum, der einſt von hohen, für ihn in geheimnisvolle Unbeſtimmbarkeit gehüllten Herrſchaften belebt worden war. Das ganze heitere Theater machte ihm mit einem Male den wehmütigen Eindruck einer uns hinterlaſſenen Erbſchaft, deren einſtige Beſitzer aus den glücklichſten Verhältniſſen weggeſtorben waren. Die Leute, die jetzt den prächtigen Raum füllten, ſchienen

ihm nicht hinein zu gehören, hatten ſich ſpatzenhaft darin eingeniſtet. Die Frauen waren behäbig in dunkler, gegen den Farbenüberfluß ihrer Umgebung mißfarbenen Kleidung gekommen. Wegen der lieben Zeitausnutzung hatten ſie ihre Strickſtrümpfe mitgebracht und klapperten mit den Nadeln ſo eifrig, als ſie ſchwatzten. Die Hausväter ſaßen behaglich und ruhten ſich von ihrer Tagesarbeit aus, und das junge Volk plauderte und lachte.

Das Theater mag ſonſt ein anderes Geſicht gehabt haben, grübelte Valentin und blickte die Inſaſſen, die es gegenwärtig belebten, intereſſelos an, oder ſo, als wären ſie nur dazu da, um über ſie hinweg oder durch ſie hindurch zu blicken, um in weiter Ferne unbekannte, der ſchönen Umgebung würdigere Menſchen zu finden.

Jetzt ging der Vorhang auf und Valentin durchſchauerte es. Ein großer Augenblick ſchien ihm hereingebrochen zu ſein.

Sie gaben ein Volksſtück, welches wohl ſelten über die Bretter einer ſo ſtattlichen Bühne gegangen ſein mochte, „Die heilige Genovefa“, ſo ſtand es auf dem kleinen, ſchmalen Theaterzettel. Die Schauſpielertruppe war eine umherziehende, die ihr Repertoir für die Herzen der Bauern und Kleinbürger einrichten

mußte, und der Zufall hatte ſie auf dieſes prächtige Theater verſchlagen; aber ſie ſpielte nicht übel. Die heilige Genovefa war ein ſchmächtige, etwas ältliche Perſon, der man bald ihren Kummer zu glauben anfing. Sie hatte eine gute, treue Stimme, und da es ihr ſo übel erging, war man geneigt, über mancherlei hinwegzuſehen.

Valentin wurde tief ergriffen; noch hatte er in das wahre Leben wenig hineingeblickt, ahnte kaum, was für Wandlungen mit dem Weſen der Menſchen vorgehen können, mit Sprache, Bewegung und Ausdruck, wenn Schmerz und Leidenſchaft in die ruhige Alltäglichkeit hereinbrechen. Nun ſtaunte er, wie ſcharf die Ereigniſſe auf die Geſchöpfe wirken können. So klar trat ihr Eindruck auf den Geſichtern derer, die betroffen waren, zu Tage, daß es ihn wunderbar berührte. Er empfand das unhemmbare Ineinanderfließen der äußeren Einflüſſe und der inneren Kräfte beängſtigend, wie er noch nie ähnlich gefühlt hatte. Und der Wert von Glück und Schmerz ſtieg vor den Augen des jungen Beobachters.

Um mit angreifenden Empfindungen wie Mitleid, Bewunderung, nicht zu ermüden, hatte der Dichter eine kleine muntere Rolle eingeſchoben, eine liſtiggute Bauerndirne, ein ſchelmiſches Ding, das ſich

bei jeder Gelegenheit ſeiner Haut zu wehren wußte, treffende Redensarten im Mäulchen führte, einen luſtigen, harmloſen Liebeshandel betrieb und ſeiner Herrin, der Genoveſa, in Treue ergeben war. Dieſes Dirnchen ſchien dem geſamten Theaterpublikum eine angenehme Erſcheinung zu ſein; wo es nur anging, gaben ſie ihr Beifall zu erkennen, und als nach dem erſten Akte der Vorhang fiel; da ließen ſie ihrer Bewunderung für die hübſche Perſon freien Lauf. Geklatſcht wurde und gerufen, daß es eine Art hatte. Die jungen Leute, die Handlungsdiener und Leutnants waren rot vor Anſtrengung geworden. Sie hatten ſich faſt die Hände wund geſchlagen. Und als der Vorhang aufging, damit man dem ſchönen Liebling für deſſen anmutiges Daſein und das vergnügliche Talent danken konnte, knixte das Mädchen anmutig und lächelte ruhig und gelaſſen.

Valentin wurde es ganz eigen ums Herz. Jedesmal, wenn die muntere Kleine die Bühne betrat, war es ihm, als würde er heimiſcher in dem fremden Raum. Er ſtaunte nicht über ſie, ſondern was ihn zu ihr hinzog, ſchien einer unbewußten Erinnerung zu gleichen, und er forſchte in ihren Zügen, als müßte ſie ihm ſchon begegnet ſein. Doch be-

trachtete er ſie ruhig und zufrieden, wie jemand, der an dem Gegenſtand, auf den ſeine Blicke fallen, nichts auszuſetzen hat. Wenn er ein Ideal von weiblichem Liebreiz in ſich getragen, ſo ſah er es wahrſcheinlich in dem ſchönen Kinde erfüllt und betrachtete die Kleine deshalb mit faſt ſelbſtzufriedenem Behagen, als verehrte er in ihr zugleich ſeinen eigenen Schönheitsſinn.

„Das iſt ſie," ſagte Karl Frey, nachdem das Stück gehörig vorgeſchritten und ſie ſchon zu den verſchiedenſten Malen zum Auftreten gekommen war. Er hatte ſeinen Platz nicht neben Valentin gefunden und mußte ſich weit zu ihm hinüberbeugen, um ihm dieſe Bemerkung zuzuflüſtern.

„Wer?" fragte Valentin.

„Ich meine die, von der ich vorhin ſprach. Ambroſius heißt ſie, auf dem Zettel ſteht es."

Valentin hatte keinen Zettel bekommen. Eine Nachbarin, über deren Perſon hinweg die beiden Geſellen ſich unterhielten, reichte Valentin den ihrigen. Da ſtand es: „Lulu Ambroſius", und auf Valentin wirkte dieſer Name wie ein gelinder Zauber. Im Nu ſtand er ihm im Herzen, wie eingegraben, daß es der Zeit ſchon Mühe koſten mochte, ihn wieder zu löſchen.

Nach dem befriedigenden Ende der „Genoveſa",

welche allen Jammer, den man mit der Armen durchgemacht, in Gerechtigkeit und Fröhlichkeit vergeſſen ſein ließ, war es dem Direktor für gut erſchienen, noch eine Nachfeier anzuſchließen und zwar eine allerſeits willkommene. Das Bauerndirnchen hatte ſich, als der Vorhang wieder aufgegangen, in eine reizende Tänzerin verwandelt, die vor einer ziemlich breiten Spiegelwand, welche Eigentum des Theaters war, ſich bewegte und mit dem eigenen Bild, das ihr aus dem Glas entgegenlächelte, Kurzweil trieb. Bei einer munteren Tanzweiſe ſprang ſie ab und zu, ſcheinbar unwillkürlich, eilte mit offenen Armen ihrem eigenen Spiegelbilde zu, daß ſich das ſchöne blonde Haar wie ein Schleier um ſie her bewegte und zog ſich langſam und betreten wieder zurück, um in aller Anmut wieder auf ſich ſelbſt zuzuſtürzen; bog ſich dann ganz ſachte vor, küßte den Mund, der ihr entgegenſchimmerte und küßte ihn mit ſolcher Innigkeit, als wäre ſie von ihrem eigenen Anblick tief berückt.

Sie trug einen Kranz von friſchen Roſen im Haar, rund und voll, unter dem ihr zartes Kindesantlitz zwanglos lächelte. Jetzt hob ſie die Hände und brach aus dem Kranze zwei Roſen, ſorgſam, daß ihr der Schmuck dadurch nicht entſtellt würde,

und nun begann ein reizvolles Spiel. Sie hielt die Roſen, als könnten ſie ihr entwiſchen, behutſam in geſchloſſener Hand, ſchlich ſich träumeriſch damit vor, kniete hin, öffnete die Hand mit einer Gebärde, als wollte ſie ſchonend die zarten Dinger des Lichtes wieder teilhaftig werden laſſen, plötzlich aber, ihre ſanfte Stimmung unterbrechend, flog es wie Mutwille durch ihr ganzes Weſen. Sie warf die Roſen faſt heftig in die Höhe, fing ſie wieder auf, die flinken Fingerchen zerpflückten die Blüten und dann, den Kopf zurückgebogen, ließ ſie die einzelnen Blätter wie roſige Schmetterlinge über ſich herflattern, haſchte etliche auf und trieb damit, ſich lebhaft drehend und bewegend, das leichte Ballſpiel von neuem. So taumelte ſie im Takte der Melodie, wie ein vom Laufe faſt ſchwindelndes Kind, zwei Roſenblättern nach, die ſie durch geſchicktes Fangen und Werfen nicht zum Fallen kommen ließ.

Sie trug ein leichtes, halblanges, faltiges Kleid aus weißem, ſich anſchmiegenden Wollenſtoff, welches Arm und Hals ihr freiließ. Das natürlichſchöne Bewegen ihres jugendlichen Körpers erſtaunte und feſſelte alle, und als der Vorhang niedergelaſſen wurde, brach ein Jubel aus. Sie hatte Grund dazu, denn Anmut war ihnen hier deutlich und verſtändlich vor Augen

getreten. So kindiſch des Mädchens Spiel erſcheinen mochte, hatten ſich dem hübſchen Dirnchen doch Mächte verbunden, die über jede Weisheit, jede Größe, jedes Anbetungswürdige leicht ſiegen, die zum Vergeſſen, zur Freude locken, und deren Lockung in jeder Bruſt Widerklang findet.

Valentin war wie ſich ſelbſt entrückt. Das ſchöne Mädchen hatte ihn mit ſeinem Einfluß überſtrömt, ſeine ganze Perſon erfüllt, und es kam ihm unglaublich vor, als er ſich vergegenwärtigte, daß die Schöne von ſeinem Daſein nicht das geringſte wußte; das erſchien ihm ungerecht und kränkend. Schweigſam ging er neben dem Geſellen Karl Frey einher.

„Nun, was ſagt Ihr, hat es Euch gefallen?“ fragte dieſer. „Das wäre ein Schätzchen für Euch, nicht wahr? Ich glaube, Ihr ſeid einer, hinter dem die Mädels gehörig her ſind. Die Nachbarinnen zwiſchen uns haben ehrlich miteinander getuſchelt.“

„So?“ ſagte Valentin, der nicht wußte, was er erwidern ſollte. Er war bis jetzt, wie ſchon geſagt, trotz ſeiner Schönheit wenig beachtet worden. Sein Begleiter ſchmunzelte in ſich hinein und that ſich wichtig. Er führte Valentin in ein Speiſehaus, wo ſie noch einen Schoppen miteinander tranken und plauderten.

Karl Frey in ſeiner eigentümlich kahlen und unkultivierten Weiſe unterrichtete Valentin, wie es faſt ſchien mit Abſicht, ſpärlich über die Verhältniſſe der Lulu Ambroſius, denn der ſchlaue, trockene Geſelle hatte bald heraus, daß der ſchönen Lulu ein neuer Anbeter zugefallen ſei. Wie es ſchien, war ihm die Nähe der beiden Gärten, deren er vor dem Theater erwähnte, einigermaßen gefährlich geworden; da er aber ein praktiſcher Burſche war und wahrſcheinlich vor den Augen der Schönen keine Gnade gefunden, ſo hatte er ſich dem Mädchen kritiſch gegenübergeſtellt. Er war nicht beſonders auf ſie zu ſprechen. „Niedlich iſt ſie," ſagte er, indem er ſeinen Schoppen Wein zum Munde führte, „das muß man ihr laſſen, aber faul und lügenhaft iſt ſie auch und darauf könnt Ihr Euch verlaſſen! Da lobe ich mir die Frau Ambroſius, das iſt eine tüchtige Frau, die es ſich ſauer werden läßt. Vor der kann man Reſpekt haben. Sie hat die Garderobe der Truppe in Verwaltung und beſorgt die Wäſche. Ich laſſe auch bei ihr waſchen, und noch mehrere in der Stadt benutzen das halbe Jahr, welches ſie ſich im Städtchen aufhält, um Sonntags ſchön gebügelte Vorhemden zu haben. Sie verſteht das Glanzplätten, und die Frauenzimmer hier, die es lernen wollen, lernen es bei ihr. Da geht es

im Hauſe immer ein und aus, die Lulu aber ſitzt in ihrer Faulheit im Nebenſtübchen. Sie haben nämlich eine große Stube gemietet unten im Erdgeſchoß neben uns, darin wird nun gefeuert und geplättet. Die Ambroſius hängt auch die Wäſche dort auf, wenn es regnet; aber glaubt Ihr, daß die Jungfer da mit Hand anlegt? Die geht höchſtens zwiſchen gezogenen Leinen hin und her, klatſcht an der naſſen Wäſche herum und treibt Allotria. Kommen fremde, ehrbare Frauenzimmer, um bei der Mutter das Plätten wegzukriegen, da hängt ſie ihnen Unverſchämtheiten an, ſtellt ſich hinter ſie, wenn ſie bei ihrer Arbeit ſind und macht ihnen ihren Eifer poſſierlich nach. Und Publikum hat ſie Tags über immer, denn alle Augenblicke geht die Thüre, und es kommt einer und fragt, wie weit es mit ſeiner Wäſche gediehen iſt und hält ſich dann eine hübſche Weile auf, oder die Frauenzimmer löſen einander ab, es ſind immer gleich ihrer mehrere da. — Die kleine Kröte hat ihren Zeitvertreib, ſtiehlt dem lieben Herrgott die Tage und iſt ein leichtſinniges Geſchöpf. So tüchtig die Mutter iſt, hat ſie die Tochter doch gründlich verzogen. Ein vernünftiger Menſch muß darüber ſeinen Ärger haben. Alles ſieht ſie ihr nach und läßt ſie die lieben Stunden vertrödeln, läßt ſie Unarten treiben, die ſo ein Mädel

längſt abgelegt haben müßte; und ſchimpfen thut ſie wie ein Schulbube. Neulich Morgens ſtehe ich neben der Ambroſius am Bügelbrette und warte auf mein Vorhemdchen. Es war gerade Sonntag, und ich wollte noch zur Kirche gehen. Da ſagte mir die Alte: „Sieh er mal hinaus, wie es ſich mit dem Wetter macht; ich möchte heut' gerne noch etwas zum Trocknen bringen!“ Da gehe ich ans Fenſter und wie ich ſeitwärts in die Wetterecke hinein ſehe, daß mich die Sonne blendet, da fährt mir die Lulu ſo im Vorübergehen über die Viſage und ſagt einfach, wie eine andere einem ‚guten Morgen‘ bietet: ‚Schafsgeſicht!‘ Nun frage ich, was ſind das für Manieren?“

Valentin ſah den Geſellen an, lachte und dachte bei ſich: „Was hat der Menſch für eine zurückweichende Stirn und eine gerade, große, weiche Naſe und auch die dummen, hellen Löckchen.“ Er fühlte und begriff mit der unartigen Lulu und ſagte nichts, ſondern ſchüttelte nur beluſtigt den Kopf.

„Nein, glaubt nur,“ fuhr der Geſelle unbeirrt fort, „ſie iſt ein unleidliches Ding, und ich wollte ihr gönnen, wenn ſie einmal eine Tüchtige von der Mutter aufgeblitzt bekäme.“

Valentin blickte ihn ungläubig lächelnd an. Vor ſeinen Augen tanzte das ſüße, verlockende Kind, dem

Karl Frey eine ſo hausbackene Unannehmlichkeit zugedacht hatte, und er fühlte ſich von dem ſanftnaſigen Geſellen geärgert.

Als Valentin dieſen Abend im Bette lag, fand er, daß es ihm ſehr wohl ginge, und er wünſchte ſich ſelbſt Glück dazu, gerade dahin gekommen zu ſein, wo die Welt ſo recht im Gange war. Er ſchien am Herzen der Erde zu wohnen und dachte vergnügt: ‚Was für ein Glückspilz bin ich,‘ ſo wenig er auch bis jetzt zu dieſer Annahme Grund gehabt haben mochte.

Am andern Morgen erwachte Valentin gerne und freudig, denn es war Sonntag und ſchönſtes Maiwetter. Das Städtchen lockte und Haus an Haus mit ihm wohnte das kleine Wunder. Seinen Morgenkaffee trank er mit den Meiſtersleuten und dem Geſellen Karl Frey. Der Meiſter fragte, ob er den Garten ſchon geſehen habe, da lachte Karl Frey, als ginge ihn dieſe Frage etwas an, als dächte er ſich ſein Teil dabei, und Valentin wurde rot bis hinter die Ohren.

„Nun, was iſt zu lachen?“ fragte der Meiſter und blickte den jungen Burſchen ungehalten an. „Was fällt Ihm ein zu lachen?“

Da machte Karl Frey ein dummes Geſicht und ſchaute in ſeine Taſſe.

Nun trat der Meiſter Merne an das Fenſter und wies auf den Hof hinaus. „Hier neben dem Holzſtall durch den kleinen Schuppen geht es in den Garten. Ihr könnt ihn Euch nachher anſehen. Seht ihn Euch an!“

Der Garten war der Stolz des Meiſters. Die ſeltenſten, ſchönſten Roſen zog er darin, baute gute Obſt- und Gemüſeſorten und hatte auch einen Verſchlag für Kaninchen darin angelegt. Niemand konnte ihm einen größeren Gefallen thun, als wenn er ihm den Garten lobte.

Die beiden Geſellen gingen mit einander zur Stube hinaus. Karl Frey hielt eine Weile mißlaunig die Thürklinke ſeiner Kammer in der Hand und blickte Valentin nach, der durch den Hof ſchlenderte und in der grauen Thüre, die durch den Geräteſchuppen in den Garten führte, verſchwand.

Der Garten war ein ſchön gepflegtes Stück Land, ſchmal und lang, am Ende begrenzt durch den geraden Kanal, der die Stadt durchfloß. Meiſter Mernes Land lag ſo recht mitten im Grünen, denn die Nachbarsgärten zeichneten ſich durch alte, ſchön entwickelte Bäume aus, während der Inſtrumentenmacher auf junge, kräftige Obſtbäume gehalten hatte, denen mancher würdige Alte wohl hatte weichen müſſen. Am Holz-

ſtaket, welches das Beſitztum begrenzte, führte rechts und links ein reinlich gehaltener Kiesweg entlang, und beide vereinigten ſich am äußerſten Ende des Grundſtückes, welches der Kanal bildete, ſo daß der Meiſter bequem die Runde um ſein Eigentum machen konnte.

Der Nachbarsgarten zur Rechten, von dem Karl Frey geſprochen, war ſchön beſchattet, ausgedehnt in die Breite wie in die Länge, ſo daß er nicht mit einem Male zu überſehen war. Valentin ging zaghaft unter den blühenden Zweigen hin, die ihm faſt die Schultern berührten, und trat unbewußt auf den Zehen auf, weil der Sand ihm unter den Füßen knirſchte und lugte mit klopfendem Herzen ſeitwärts, ob nicht etwas zu erſpähen ſei.

Da fuhr er zuſammen; es ſchimmerte durch die Zweige. Wie er näher kam, ſah er, daß es Wäſche war, die zum Trocknen hing. Die Leinen waren an den Stämmen der Kaſtanien, die einen freien Platz umgaben, befeſtigt. ‚Das iſt die Wäſche der Frau Ambroſius,‘ dachte Valentin und blickte ehrerbietig mit wonniger Erregung darauf hin. Er ſtand vor einem blühenden Kirſchbaume und ſah zwiſchen den ſchneeigen Blüten die weißen, ſonnbeglänzten Tücher ſich vom Maigrün abheben. Die

belaſteten Leinen waren von Stangen geſtützt. An einer der Stangen, ganz in ſeiner Nähe — im erſten Augenblicke hatte er das Rechte, da ſeine Augen andachtsvoll auf die Wäſche gerichtet waren, überſehen — lehnte der hübſche Liebling, der in manchem Herzen in dieſer Nacht ſein Weſen getrieben haben mochte. Der Morgenwind bewegte die Falten des braunen Röckchens. Sie ſchien noch verſchlafen zu ſein und dehnte ſich jetzt wie eine Katze in ihrer ſonderbaren, roſaverwaſchenen Jacke, in welche ſie nur ſo hineingeſchlüpft zu ſein ſchien, um ſich darin recht behaglich und wohl zu fühlen. Das Haar hing ihr in Locken und Zöpfen noch wirr und luſtig um die hübſche Stirn. — Valentin lauſchte atemlos.

Von den Kaſtanienbäumen fielen hin und wieder glänzende Knoſpenhüllen, welche die kräftigen Blätter in ſchnellem Wachstum abſtreiften, zu Boden. Solch ein braunes, friſches Schälchen ſegelte ſachte auf Lulus Ärmel nieder, die es mit halb offenen, blinzelnden Augen von der Seite anſah. Die Sonne ſchimmerte in dem friſchen Harzüberzug, und das mußte Lulu verlockend erſcheinen; ſie bog den Kopf und taſtete mit ihrem roſigen Züngelchen in die Knoſpenhöhlung hinein, bis die Kapſel feſt daran ſaß. Das gefiel der hübſchen Spielliese. Sie blickte auf das roſige

Ding herab, das mit seinem braunen Hütchen sich munter hin und her bewegte.

Valentin mußte sich ganz entzückt das Lachen verbeißen. ‚Wenn sie wüßte, daß jemand ihr zusieht,‘ dachte er.

Jetzt hatte sie genug von ihrer sinnreichen Unterhaltung. Das braune, kleine Blatt war herabgefallen, und die Zunge erfrischt in das Mäulchen wieder eingeschlüpft. Die Kleine aber lehnte sich nun mit verstärkter Behaglichkeit an die Wäschstange. Dieser Halt wäre ganz bequem und ausreichend für eine verschlafene, leichte Person gewesen, wenn die Stange einen festeren Standpunkt gehabt hätte; so aber rutschte sie mit einem Male im nachgebenden Grunde, löste sich dadurch von der Leine, und Lulu fiel mit ihr der Länge nach in den Sand.

Da lag sie, und die großen, nassen Wäschestücke sanken tief herab, schleiften auf der Erde und bedeckten das Mädchen. —

Valentin sprang erschreckt hinter seinem Kirschbaum vor.

Das Mädchen erhob sich wieder, haspelte sich aus den Wäschestücken heraus, setzte sich auf und blickte ganz verdutzt um sich. Da erblickte sie Valentin. „Helfen Sie mir doch!“ rief sie böse und weinerlich.

Das ließ ſich Valentin nicht zweimal ſagen; ohne Aufforderung hätte er es ſchwerlich gewagt. Im Nu war er über den Zaun.

Da ſtand ſie ſchon wieder auf den Füßen und brachte ihre paar Sächelchen in Ordnung, ſtrich ſich das Haar zurück und ſagte. „Da liegt die Wäſche, und heute iſt es eine dumme Geſchichte. Die Mutter hat es gerade ſatt. Da könnte es ſchon etwas geben. Was thun wir?“

Dies „was thun wir“ berührte Valentin eigentümlich. Er fühlte ſich plötzlich mit dem ſchönen Geſchöpf in dem Wörtchen „wir“ wunderſam verbunden, ſtarrte ſie ſtaunend an und vergaß faſt zu antworten. Endlich erwiderte er zaghaft, gebrauchte aber das ihm geheimnisvolle Vereinigungswort aus Scheu nicht, als könne das Mädchen die tiefe Bedeutung der Silbe, die ſie in ſeinem Munde erhielt, erraten und ſagte: „Man muß die Wäſche in die Höhe nehmen, das wird ſchon gehen.“

„Ja, aber ſie hat geſchleift, da wird ſie wohl hin ſein,“ erwiderte Lulu kleinlaut.

„Das wäre!“ Valentin nahm die Leine in die Höhe und richtete die Stangen wieder zur Hebung und Stütze auf. Da bewegten ſich die Wäſcheſtücke mit einem großen, braunen Saume hin und her.

„Nun haben wir's," rief Lulu, und beide ſtanden ratlos und betrachteten das Unglück.

„Wird das auszuwaſchen gehen?" fragte Valentin.

„Ja, aber wie? — So große Stücke!" ſeufzte ſie. „Die Mutter wird es ſchon ſo ſchlimm nicht machen, wir wollen es laſſen."

Unſer Freund erinnerte ſich an den böſen Wunſch, den Karl Frey dem ſchönen Geſchöpfe zugedacht hatte, und er fürchtete, ähnliches könnte wirklich in Erfüllung gehen. „Nein, nein!" ſagte er deshalb und in der Erregung gebrauchte er das bedeutungsvolle Wort. „Wir waſchen es aus."

Da ſah ihn Lulu lachend an: „Eine närriſche Waſchfrau, die über den Zaun ſpringt. — Dann," ſagte ſie, „müſſen wir die Treppe zum Kanal hinunter und das ganze Zeug mitſchleppen. Wir werden es dabei vollends zu Grunde richten."

„Ach was," unterbrach ſie Valentin, „das wird gehen." Und er machte ſich darüber her, die geſchädigten Stücke von der Leine zu nehmen. Das war für ſeine Ungewohnheit und für ſein geringes, praktiſches Geſchick nicht leicht. Überall zipfelte und ſchleppte es, als er die großen Laken ſich über Arme und Schultern legte, und Lulu lachte und räſonnierte, daß ſie ihn um ſein bißchen Überlegung, die ihn in

dieſer ganz abſonderlichen Situation überkommen hatte, brachte.

Als ſie ſeinen Bemühungen ein gutes Weilchen zugeſehen hatte, ſagte ſie: „Wir bringen es nicht hinunter, da wollen wir uns das Waſſer heraufholen und oben waſchen; das wird beſſer ſein.“

„Mir iſt's recht,“ ſagte Valentin atemlos unter ſeiner ſchweren, naſſen Bürde.

„Legt die Stücke nur auf den Raſen, da liegen ſie gut. Wir holen derweilen das Waſſer.“

Nun gingen ſie miteinander durch den Garten. Im äußerſten Eckchen am Kanal ſtand ein verwittertes, ungepflegtes Gartenhaus. Das ganze Anweſen ſtimmte dazu, denn Wege und Raſenplätze ſchienen arg verwildert zu ſein. Der Garten war aber trotzdem ein ſchönes, großes Stück Land. Er ſchien gleichſam der Pflege entronnen und war daran, wieder in ſeinen Naturzuſtand zurückzukehren. Jedes Kräutlein durfte wachſen, wie und wo es wollte, und allerlei Geniſte, Geſtrüppe und dürres Holz ſtörte ſo wenig, als es in einer Wildnis geſtört hätte. In dem verfallenen Gartenhaus war die Waſchküche der Frau Ambroſius. Ehe man dies Gartenhaus erreichte, führte von dem grasüberwucherten, breiten Weg ein ſchmaler Pfad ſeitab durch hochgewachſenes

Strauchwerk. Lulu bog die Zweige auseinander und ſchritt auf dem Pfade voraus. Nur wenige Schritte brauchten ſie durch das grüne Dickicht zu gehen, da ſtanden ſie auf einem kleinen, ſonnigen Platze und ihnen gegenüber ragte ein hohes, hölzernes Kreuz das in einen breiten, ſteinernen Sockel eingerammt war. Die Stelle, an der einſt des Herrn Haupt gelehnt hatte, war mit einem von der Zeit gebräunten, vergoldeten Strahlenkranze umgeben. Hinter dem Kreuze erhoben ſich zwei ſchöne, vollzweigige Tannen dunkel in die Mailuft hinein. — Die Wipfel dieſer Tannen hatte Valentin ſchon von des Meiſters Garten aus bemerkt. Die hellen Triebe der beiden ernſten Bäume funkelten im Sonnenſchein.

Dieſer kleine Platz war unbeſchreiblich ſchön und machte in ſeiner Abgeſchloſſenheit einen ganz eigentümlichen Eindruck. Das düſtere, wahrhaft mächtige Kreuz inmitten aller Frühlingspracht berührte Valentin tief. Er ſtammte aus proteſtantiſchem Lande und ihm war die Sitte, an Gottes Leid und ſeine Liebe auf Weg und Steg erinnert zu werden, noch neu, und es wurde ihm jetzt zu Mute, als ſei er in die Kirche getreten. Lulu ſtand ſchweigend neben ihm, gelaſſen und doch mit einer wichtigen Miene, wie ſie ſich jemand zu geben pflegt, der etwas ihm Bekanntes,

zur Bewunderung Aufforderndes einem andern zu zeigen bemüht ist.

„Wie kommt das Kreuz hierher?“ fragte Valentin.

„Das ist noch vom Kloster her,“ sagte Lulu. „Das ganze Haus war ein Kloster, daher wird es wohl stammen. Sonst hat ein großes Christusbild daran gehangen, denn, wenn Ihr Euch so stellt, wie ich stehe, da seht Ihr noch die Nägel, die ragen weit hervor. Im Hause soll einer gewohnt haben, der das Kreuz wieder in Stand bringen ließ. Der Hauswirt freilich hätte das nicht gethan, der ist ein rechter Liederlich, der sich um nichts kümmert; man hat ewig nur Streit mit ihm. — Aber das ist ein schöner Platz,“ fuhr sie fort, „der dunkele Busch ist eine Eibe. — Die ist giftig!“ fügte sie hinzu.

Valentin war von der Weihe des Platzes ergriffen und vor seiner Seele stand ein frommer Klosterbruder, der einst das Kreuz errichtet und die Bäume gepflanzt und in heiliger Widmung sein Leben in dem schönen Garten verbracht hatte.

„Kommt nun!“ sagte Lulu und schlüpfte ihm wieder voraus auf den Weg zurück.

Im Waschhause der Frau Ambrosius standen die Kübel, der Zuber und allerlei Gerät in Feiertagsruhe. Lulu zeigte auf ein handliches Geltchen,

das in der Ecke lehnte. „Damit ginge es ſchon,“ ſagte ſie, und Valentin nahm es auf. Die Kleine war, da die Sache wie Spiel ausſah, in Eifer geraten und packte das Gefäß hurtig mit an. Sie ſchleppten es mit einander die ſchmale Kanaltreppe hinab, und Valentin füllte es.

Oben unter den Leinen fing nun das Spülen, Plantſchen und Wringen an. Die hellen Waſſertropfen, welche die beiden in ihrem Treiben um ſich her ſpritzten, funkelten im Sonnenſcheine, der durch die friſchgrünen Zweige blitzte. Valentin hatte ſeinen Sonntagsrock ausgezogen, die friſchen Hemdeärmel etwas aufgeſtreift und war glücklich, und die Kleine ſchien auch bei beſter Laune zu ſein. Sie wirtſchaftete in dem Waſſer wie ein munterer Spatz, der ſich in einer Pfütze das Gefieder putzt, war über und über ſchon naß und tropfend.

„Sieh nur,“ ſagte ſie zu Valentin und wrang den Zipfel ihrer roſa Jacke aus, daß ein paar Tröpfchen ihr die Finger herabrannen.

Valentin war eben dabei eines der Tücher, das ſie ſo halbwegs zu Ende gebracht, auf die Leine zu hängen, da fragte ſie: „Wo kommt Ihr denn eigentlich her?“

Er nannte ihr ſeine Heimat.

„So?“ ſagte ſie. „Wo liegt die?“

„Weiter im Norden hinauf!“ erwiderte er.

„Wir kommen mehr aus Süden,“ ſagte ſie beiläufig und doch ſo, daß man merkte, ſie wollte ſich mit dieſer Bemerkung einen Vorzug geben. „Was thut Ihr hier?“ fuhr ſie weiter fort.

„Ich bin der neue Geſelle bei Merne,“ antwortete Valentin.

„So? Iſt denn der alte noch da, oder muß der nun fort?“

„Nein, der bleibt.“

Lulu rieb, plantſchte an ihrem Wäſcheſtück und erwiderte in einem geſchäftsmäßigen Tone: „Der iſt ein rechtes Schafsgeſicht; ich meine, er ſieht aus wie ein Schaf.“

Da blickte Valentin ſie beluſtigt an.

„Die meiſten haben Tiergeſichter,“ fuhr ſie fort.

„Wie denn?“ fragte er.

„Ja, das iſt ſo. Ich kenne viele Menſchen, wenn man von Kindheit an in der Welt herumkommt, da giebt ſich das ſo; und immer neue — immer neue zu ſehen, das macht einen verwirrt. Da habe ich mir etwas erfunden, damit ich überall gute Bekannte finde.“

„Nun, was denn?“ fragte er.

„Wenn man viele bei einander ſieht und ſie

ſich ordentlich anſchaut, da bemerkt man etwas. Die einen ſehen aus wie Pferde, — ich meine die Geſichter, — das ſind gute Leute und haben immer etwas Witz. Dann giebt es Affen, die ſind ſehr ſchnell, klug und luſtig, ganz wie die Affen. Und Katzen giebt es, kleine Miezekatzen und große Tigerkatzen, wie man ſie in den Buden ſieht, das ſind böſe Leute, und die ganz großen Katzen ſind würdige Leute, aber man muß ſich mit ihnen hübſch in acht nehmen. Auch Hähne giebt es und Gänſe, da weiß man ſchon, wie man mit ihnen daran iſt. Papageien, das ſind ſeltene Vögel, aber es ſteckt nichts dahinter, ſie ſind dumm und lügenhaft. Euer Meiſter und die Meiſterin ſehen beide wie Biber aus, ſo hübſch glatt und rund. — Wißt Ihr das? Und ich möchte, mein Mann, das heißt, den ich einmal bekommen werde, hätte ein Pferdegeſicht. Die Pferde ſind mir die liebſten, denn ſie ſind hübſch, klug, vornehm und ſehr oft reich. — Das iſt ſo," verſicherte ſie und fuhr zu ſchwatzen fort. „Und derart Geſichter ſehe ich überall wieder, ſo weit wir auch umhergezogen ſind. Da kommt der Haſe, denke ich, wenn ich in einem Städtchen bin und ſo einem begegne, und wenn er zu ſprechen anfängt, denke ich, daß es mein alter Haſe iſt, den ich im anderen Städtchen kennen

lernte. Und auch, wenn ich dem Schaf, der Katze begegne, kenne ich sie schon.“

Valentin blickte sie nachdenklich an, es beängstigte ihn, daß sie die Menschen so absonderlich behandelte. ‚Ob das wohl recht von ihr ist?‘ dachte er. ‚Wie alle gegen sie gut sind, und sie hält sie zum Narren!‘

Ohne recht zu wollen, fragte er: „Was für ein Tier bin ich?“

Sie blickte ihn an und sagte: „Ein Hund!“

Das war ihm nicht recht; was hätte er um ein anderes von ihr so sehr bevorzugtes Tier gegeben! Da er sich aber gerade über die Waschwanne zu ihr hinbog, strich sie ihm mit ihrer kleinen, feuchten Hand leicht über das volle Haar, wie man einem Hunde über den Kopf fährt. „Aber ein sehr schöner, netter Hund,“ sagte sie. Dabei blickte sie ihn tief an.

Da bemerkte er, daß sie grünlich braune Augen zu ihrem blonden Haar hatte, und die Gestalt der Apollonia, an die er lange, lange Zeit nicht mehr gedacht, belebte sich mit einem Male körperlich vor ihm. Er wußte jetzt, an wen Lulu ihn bei dem ersten Anblick erinnert hatte, in Wahrheit an sein Ideal, das in der früheſten Jugend schon klar und deutlich in

ſeiner Phantaſie gewohnt hatte. Bei dieſer Erkenntnis ſtieg ihm das Blut ſiedend heiß zu Geſichte; und Lulu lachte.

„Weiß ich doch nicht einmal, wie Ihr heißt?“ fragte ſie.

„Valentin Bärlein,“ ſagte er.

„Bärlein?“ wiederholte ſie. „Hündlein, was für einen Namen haſt du? Der iſt nicht ſchön und zu komiſch für dich. — Du biſt auch ſicher arm. — Nicht wahr?“

„Nun, arm gerade nicht! Wir haben ein hübſches Häuschen auf dem Kannerückchen“ — das entfuhr ihm ſo.

„Nun gar auf dem Kannerückchen!“ rief ſie. „Das muß ein ſchönes Haus ſein, wohl von Pappe? Alſo ein ſo kleines Häuschen haſt du, daß es auf dem Kannerückchen ſtehen kann?“

„Die Gaſſe, in der wir wohnen, heißt ſo,“ erwiderte er.

„So?“ ſagte ſie. „Aber weißt du, was ich reich nenne?“ das iſt ſo: — Wenn man mit ſeinem Gelde auf der Gaſſe Fangeball ſpielen kann und bückt ſich nicht, wenn es davon gerollt iſt.“

„Das iſt ſchon richtig, ſo reich bin ich nicht,“ ſtimmte Valentin ihr bei.

„Nun ſiehſt du, dann iſt es auch nichts Rechtes für dich. Wer ſo ausſieht wie du, der muß alles vollauf haben und dürfte mit nichts zu knauſern brauchen. Der müßte witzig ſein, müßte Geld haben, ſo viel Geld, wie ich meine; müßte alle Tage ein reines Vorhemdchen anziehen und thun und treiben können, was er nur wollte. So aber kommſt du mir und allen, die dich begreifen werden, wie beſtohlen vor, und man ärgert ſich, daß du dich haſt beſtehlen laſſen. Du Tapps!“ Damit ſpritzte ſie ihm eine Ladung Waſſer ins Geſicht. Und Valentin dachte, daß es mehr als nötig ſei.

„Der Tauſend auch,“ ſagte er. „Sie ſind ein rechter kleiner Bengel. Die Leute haben ganz recht, über Sie zu räſonnieren.“

„Wer räſonniert? Vielleicht Karl Frey. Sie aber nicht, Valentin, du räſonnierſt nicht!“ Das ſagte die kleine Hexe, ſo leicht hin. Valentin, der ſich bis jetzt im ſtillen verwundert hatte, daß ſie ihn ſo ohne weiteres ‚du‘ nannte, wollte ſich auch etwas herausnehmen und begann zaghaft und unſicher: „Was für eine Mode iſt das, einen wildfremden Menſchen, wie ich für Sie einer bin, ‚du‘ zu nennen?“

„Das iſt meine Mode,“ ſagte ſie. „Warum ſoll ich es nicht thun? Zu jedem werde ich nicht

‚du‘ ſagen, und wen ich ſo nennen will, der hat nicht darüber zu klagen, und thut er es, ſo iſt er ein —.“ Sie tippte mit ihrem Fingerchen bedeutungsvoll auf ihre hübſche, gewölbte Stirne. „Wenn Ihr über den Zaun zu mir herüberſpringt, und wir zuſammen hier waſchen, das kommt nicht alle Tage vor. — Ich nenne dich ‚du‘ und damit gut.“

Valentin war es bänglich ums Herz, er fühlte ſich in der Nähe der Kleinen unſicher. Etwas Fremdes, Ungewohntes berührte ihn und flößte ihm Scheu ein, zog ihn aber zu gleicher Zeit mächtig zu ihr hin. Das einzige Weib, das ihm bis jetzt das Herz bewegt, die Apollonia, die Vorſtellung, die er ſich von dem längſt verſchwundenen Geſchöpfe gemacht hatte, erſchien ihm heimiſcher, als das Weſen der hübſchen Lulu, das ihm jetzt entgegentrat. Wunderbar, daß jenes von ihm faſt vergeſſene Phantaſiegebilde ſich jetzt in die Wirklichkeit ſchattenhaft einſchlich und in zarten Zügen ſich neben der munteren Schweſter lieblich bewegte.

Lulu ahnte ſchwerlich, welch eine Nebenbuhlerin ſie hatte. Valentin aber war von dem ſüßen, ernſten Reiz ſeiner erſten Liebe hier in Lulus Nähe ſehnſüchtig bewegt. Er gedachte der rührend innigen Dinge, welche die alte Machlett von ihr zu erzählen

wußte, und er ahnte eine Tiefe von Leid und Hingebung in den Augen jenes armen Schemens, die ihn bis ins Innerſte wie reine Wahrheit und Größe berührte.

„Nun, was denkt Ihr?“ fragte Lulu. Da ſchüttelte er den Kopf, erwiderte nichts und blickte ſie mit ſeinen mächtigen Augen, die zu dem ſchüchternen Weſen nicht im Einklang ſtanden, an, ſo daß ſie betroffen ſchwieg. Es war ihr unbegreiflich, daß er ſo blicken konnte.

Ehe die beiden mit ihrer Wäſche zu Ende kamen, rief Lulu: „Da iſt die Mutter und will nach dem Trocknen ſehen.“

„Wird ſie böſe ſein?“ fragte Valentin.

„Wollen ſehen!“ meinte Lulu gelaſſen.

Da kam die Frau den Weg entlang. Sie ging in einem dunkelblauen, faltigen Wollenrock ſonntäglich geputzt einher, ohne nur aufzublicken, und ruhig im Bewußtſein, alles in ſchönſter Ordnung vorzufinden und war höchlichſt erſtaunt, das Töchterchen mit einem ſchönen Burſchen am Waſchtrog zu ſehen. „Nun, was ſoll das?“ fragte ſie.

„Ich habe die Wäſche herabgeworfen,“ ſagte Lulu einfach, „die haben wir mit einander wieder gewaſchen.“

Die gute Frau Ambroſius wußte nicht, was ſie dazu ſagen ſollte. „Warum treibſt du dich auch bei der Wäſche umher,“ begann ſie unzufrieden. — „Und wer iſt denn der junge Herr?“ fragte ſie befremdet.

„Hündlein heißt er,“ erwiderte Lulu.

„Ach was, keinen Unſinn!“ brummte die Alte.

Da fuhr ein kleiner Teufel über Lulus Geſicht. Sie verbeſſerte ſich. „Nein, nein,“ ſagte ſie, „Bärlein heißt er!“

„Willſt du ſtill ſein!“ Die Mutter nahm ſie etwas unſanft bei der Hand und, damit ſie ſich nicht erkältete, ſtreifte ſie ihr den naſſen Ärmel in die Höhe. „Wie du ausſiehſt! Schämſt du dich nicht?“

Jetzt trat Valentin auf und ſagte: „Ich heiße Valentin Bärlein und bin der neue Geſelle bei Merne. Die Tochter hatte mit der Wäſche Unglück, da bin ich übergeſtiegen und habe geholfen.“

„So? da habt ihr mit einander gewaſchen?“ fragte die Erſtaunte und muſterte den fremden jungen Menſchen von oben bis unten. „Das iſt etwas Neues! — Aber kann man den Rücken wenden, ohne daß ſie ſich mit einer Dummheit abgiebt? — Gott bewahre! Statt daß ſie Rückſicht nimmt, wenn ſie ſieht, wie man ſich die Woche über geplagt hat

und den Sonntag dann genießen möchte, nein, da denkt ſie ſich ganz beſondere Dummheiten aus, damit man nur nicht Ruhe hat. — Du Böſewicht!“ ſagte die Frau mit einem ſo innigen, zärtlichen Tone, daß Valentin betroffen war, da er meinte, nun ginge der Sermon erſt recht an.

Die Frau Ambroſius zog das Töchterchen feſt an ſich. „Wie naß du biſt, läppiſches Ding; da könnte unſereins Tag und Nacht waſchen und richtete ſich nicht ſo zu,“ ſagte ſie zu dem ihr Unbekannten gewendet, grüßte und wollte mit Lulu davon gehen.

„Wie wäre es, wenn er mit ſpazieren ginge?“ fragte Lulu die Mutter und ſah Valentin an.

„Mir iſt's recht,“ meinte die Alte, „wenn er will.“

„Alſo ſo gegen viere,“ ſagte die Kleine.

Er konnte kaum etwas erwidern; die kräftige Frau Ambroſius hatte die naſſe, ſehr derangierte Lulu an die Hand genommen und ging mit großen Schritten mit ihrem Mädel dem Hauſe zu. Lulu nickte ihm lachend zu ſo lange ſie ihn erblicken konnte, und Valentin legte noch die unfertigen Wäſcheſtücke, die wild auf dem Raſen umherlagen, über das Waſchgefäß, um der armen Ambroſius, wenn ſie darüber käme, das Übel nicht zu augenſcheinlich zu machen;

ſtieg dann wohlgemut über den Zaun und ſchlenderte mit klopfendem Herzen durch des Meiſters gepflegten Garten dem Hauſe wieder zu.

Er war in größter Bewegung und ſehr erſtaunt, daß es ſo zugehen konnte. Bei Tiſch, als der Meiſter ihn fragte, womit er ſich den Vormittag vertrieben, erzählte er ſein Abenteuer, mußte aber innerlich lachen über die Art und Weiſe, in der er es mitteilte, ſo trocken und alltäglich, daß niemand ahnen konnte, was für eine Welt von außergewöhnlichem Reiz und Erregung die einfachen Thatſachen, deren er erwähnte, umſchloſſen. Und Valentin erſchrak, als er empfand, wie unmöglich es ſei, von dem, was er gefühlt und erlebt, reden zu können, und daß er ſich in Geheimnisvolles, Unausſprechliches begeben habe. Faſt zaghaft ſagte er: „Den Nachmittag hat mich die alte Ambroſius aufgefordert, einen Spaziergang mitzumachen.“

„Nun, nehme er ſich nur in acht,“ meinte die Meiſterin. —

Glückſelig und ſtolz, aufs beſte ausſtaffiert, ſpazierte Valentin um die beſprochene Stunde mit der Garderobefrau und mit der Tochter zur Stadt hinaus. Es wurde ihnen nicht wenig nachgeblickt, denn die ſchöne Lulu war von jedem gekannt.

„Was hat ſie ſich da für einen Prinzen mitgenommen?“ fragten ſich im Vorübergehen ein paar muntere Burſchen.

Das hörte Lulu und blickte Valentin lächelnd an.

Ein ſo herrlicher Maitag in Geſellſchaft eines ſchönen, gefährlichen Kindes verbracht, könnte es einem jungen Burſchen wohl fürs Leben anthun.

Valentin war es bis jetzt nicht beigefallen, daß das Leben ſo Schönes bieten könnte, und was ſich ihm im Herzen regte, ſchien ihm völlig neu; alſo war die Welt doch reicher, als er geglaubt. Von jeher hatte er ſich unbefriedigt von dem Gegenwärtigen gefühlt und deshalb die weite Vergangenheit zur Vervollſtändigung, gleichſam zur Dekoration ſeines Lebens mit herangezogen. Jetzt aber hätte wohl die Zauberkraft eines alten Ringes oder Gemäuers nicht hingereicht, um ihm den Augenblick vergeſſen zu machen.

Die ſchöne Landſchaft war dazu angethan, daß der Mai ſich heimiſch in ihr aufhalten konnte. Blühende Bäume hatten all ſeine Pracht in den Zweigen aufgefangen und trugen ſie zur Schau. Das junge Grün funkelte in feuchter Klarheit. — Lulu war in beſter Laune. Die Mutter ging ſchweigſam und würdig neben der Tochter einher und trug ehr-

bar ihre braune Plüſchtaſche mit Gebackenem gefüllt am Arm.

Sie wanderten auf Lulus Vorſchlag nach einer Mühle, die ein Stündchen von der Stadt entfernt lag. Unterwegs griff die Kleine manchmal in die Taſche der Frau Ambroſius, brach ein Bröckchen von dem Kringel ab und knuſperte daran.

„Hier, Valentin Hündlein!“ ſagte ſie einmal, ſah ihn ſchelmiſch von der Seite an und ſchob ihm einen kleinen Biſſen zwiſchen die Lippen.

Der Frau ſchien Lulus Benehmen nicht ganz recht zu ſein, und ſie klagte gegen Valentin, als Lulu Anemonen pflückend vor ihnen vorausgegangen war, daß das Mädchen ſo ein böſer Schelm ſei und ihr deshalb viele Not mache.

„Meine einzige Sorge,“ ſagte ſie, „iſt, daß Lulu einen guten und reichen Mann bekommt, der es mit ihren Launen aufnehmen kann. Reich muß er durchaus ſein, denn nur mit Verbieten und Verweigern iſt hier nichts gethan, man muß viel gewähren können wenn der kleine Narr zufrieden ſein ſoll. Es wird mir es niemand glauben, wie ſchwer ich zu tragen habe und wie ich den lieben Herrgott bitte, daß mein Herzenswunſch in Erfüllung gehen möchte. — Ich ſage Euch das,“ fuhr die Frau fort, „damit Ihr auf Eurer

Hut ſeid, und es Euch nicht zu Kopfe ſteigen laßt, wenn ſie gar zu freundlich iſt. Ich kann es ihr nicht verwehren, denn ſie iſt ſo von Kindheit an geweſen. Ihr könnt denken, daß bei dem Leben, das wir führen, viele Ausſicht zu Anbetern iſt, aber wenig zu einem Mann, wie ſie einen braucht und wie Ihr keiner ſeid.“ Das ſagte die Frau treuherzig klar und fuhr dann fort: „Da ſie meine Tochter iſt, muß ich für das Mädel ſorgen, und ſo ſchlimm ſie manchmal ſein kann, mein ganzes Glück bleibt ſie doch.“

Valentin rührte der ſorgliche Ton, mit dem die behäbige Frau Ambroſius ihm dieſe Eröffnung gemacht hatte. Die reizende Zuthunlichkeit der Tochter ſprach ſo viel deutlicher und mächtiger, als die Warnung der Mutter, daß Letztere ihn kaum leicht beunruhigte und bei dem nächſten Blick und Wort Lulus vergeſſen war.

In der Mühle ließen ſie ſich von der Wirtin einen Kaffee kochen und ſaßen mit einander in dem Mühlengärtchen unter friſchgrünen Birken. Der Sohn der Wirtin, ein fünfzehnjähriger Burſche, wußte gar wohl, welch einen ſeltenen Gaſt die Mutter heute zu verſorgen hatte und ſchlich dieſer nach, als ſie die bunten Taſſen aus dem Schranke nahm und hinaustrug. Er wagte ſich nicht bis an den Tiſch, wo die

Fremden ſaßen, ſondern blieb in einiger Entfernung am Birkenſtämmchen gelehnt ſtehen und ſah ſich das Wunder, die Schauſpielerin, an und zwar ausdauernd.

Lulu bemerkte ihn und machte Valentin auf den Knaben aufmerkſam. Kaum hatte ſie das gethan, war der Neugierige mit einem Male verſchwunden, kehrte aber bald zurück und hielt auf dem Zeigefinger einen zahmen Star, dem er über die Flügel ſtrich, ihm auffällig zunickte und ſich mit ihm zu ſchaffen machte.

Nach einigen Bemühungen fing der Vogel ganz gewaltig zu ſchnarren an, ſträubte die Federn und gebärdete ſich poſſierlich. Lulu ſagte:

„Nun ſeht nur, was für ein Schlingel der Junge da iſt,“ und ſie zwitſcherte kaum hörbar, lächelnd zu Valentin gewendet:

„Sitzt mein Schatz am grünen Hang
Und die Nachtigallen ſingen.
Ach! daß ſolch ein ſüßer Sang
Möcht' in ihre Seele dringen!

Schweige arme Nachtigall.
Schweig' von deinen Schmerzen,
Denn es dringet Liebesklang
Dieſer nicht zu Herzen.“

„Was für ein Lied iſt das?“ fragte Valentin.

„Das iſt mein Lied,“ erwiderte ſie lächelnd.

„Wie denn?“

„Das hat der Schulmeiſter in Schnabelweid für mich gemacht. Frau Schulmeiſterin hätte ich auch werden können,“ ſagte ſie und ſtrich faſt unbewußt bei dieſem Gedanken die Löckchen zurück und nickte der Mutter bedeutungsvoll lachend zu.

Valentin fiel es aufs Herz, daß ſie ſo unbefangen heiter von den Hoffnungen eines Menſchen ſprach, die ſie zerſtört hatte, und das Liedchen, ſo unbedeutend es war, ſchien ihm unendlich rührend, das Mädchen bitter anklagend. Er ſah ſie im Geiſte mit dem Schulmeiſterlein reizend und zutraulich ſich bethun und ahnte, daß dem Armen der Abſchied gar ſchwer geworden ſein mochte.

Da war die harmloſe Freude an dem ſchönen Geſchöpfe, wie es ſchien, für einen Augenblick aus ſeiner Seele verſchwunden. Schmerzlich blickte er auf Lulu und empfand doch das brennende Verlangen, das Mädchen in die Arme zu ſchließen.

Während Valentin ſolchergeſtalt ſich den dämoniſchen Mächten beinahe widerſtandslos dahingab, ſpielte der Knabe unter der Birke in der Abſicht, daß die Schöne ihn bemerken ſollte, angeſtrengt mit ſeinem Stare.

„So, nun komm' einmal her!“ rief Lulu ſchelmiſch.

Dem Bürſchchen kam dieſe Aufforderung immer-

hin unerwartet, und er trat, rot übergoſſen, zaghaft näher.

„Beißt er?“ fragte Lulu und hielt den Finger dem Vogel hin.

„Nein, er iſt gut,“ ſagte der Knabe, und Lulu ließ den luſtigen Kumpan auf ihrem Ärmel ſpazieren.

„Haſt du ihn ſelbſt erzogen?“

„Ja!“ ſagte er; ſtolz, daß er eine befriedigende Antwort geben konnte. „Er kann auch ſprechen, aber er iſt eigenſinnig und will nicht.“

„So, dann gieb ihm einen Klaps auf ſein dickes Federgeſicht; da iſt Platz zu einer kleinen Ohrfeige. — Nicht wahr, mein Stärchen?“ und ſie verſuchte, ihn mit dem Finger ſo zu ſtrafen, wie ſie es eben vorgeſchlagen hatte. Der Knabe fühlte ſich außerordentlich dadurch beluſtigt, lachte aber kaum, ſondern muſterte Lulu erſtaunt von oben bis unten.

„Sind wir denn ſchon einmal im Theater geweſen?“ fragte ſie jetzt und ſchaute auf den Vogel herab.

„Ja, geſtern,“ erwiderte der Knabe, hatte ſeine Stimme nicht in der Gewalt und errötete von neuem.

Da ſtreifte Lulus Blick Valentin, der ſich noch nicht hatte entſchließen können, mit ihr von dem Abend

zu ſprechen. Er ſchlug die Augen nieder, denn er konnte auch jetzt kein Wort hervorbringen. Da lächelte Lulu, ſchwatzte mit dem Knaben noch eine gute Weile über den Vogel, und zuletzt bot der kleine Narr ſeinen Liebling zum Geſchenk an.

Sie ſchüttelte das Tier aber leicht von ihrem Ärmel ab und ſagte: „Was ſoll ich mit ihm thun? Behalte ihn nur und rufe deine Mutter! Nicht wahr,“ ſie blickte fragend auf, „wir gehen jetzt?“

Das war allen recht und man machte ſich bald auf den Heimweg. Lulu hing ſich ganz behaglich, als wäre ſie es ſeit Wochen ſchon ſo gewohnt, an Valentins Arm, und wenn er auf ſie herabſah, erſchrak er, wie nahe ihr Köpfchen ſich zu ſeiner Schulter neigte. Den Hut hielt ſie in der Hand, und eine blonde, glänzende Locke hatte Valentins Arm umſchmiegt, als ſei das ſchöne Geſchöpf durch ſolch vollen Strähn an ihn gefeſſelt.

Lulu wurde müde und wandelte ganz ſtill wie ein ermattetes Kind.

Valentins Phantaſie aber begnügte ſich nicht mit der allerliebſten Gegenwart, ſondern beſchrieb weite, dämmernde Kreiſe um das Glück, das ihm an der Seite ging, ſpielte mit den beiden Schweſtergeſtalten, die ſich in ſeinem Herzen zuſammengefunden hatten,

mit der Apollonia und der beglückenden Lulu, ein wunderliches Spiel. Wie zwei Flammen ließ er ſie ſchön in einander fließen, dann teilten ſie ſich wieder ſanft und kaum merklich, um neu ſich zu vereinigen und das Spiel wieder zu beginnen.

Als Valentin Abſchied von ſeinen Nachbarinnen genommen hatte und der kleine, warme Arm nicht mehr in dem ſeinigen ruhte, war es ihm öde und ſehnſuchtsvoll ums Herz. Bedrückt und doch ſelig ſuchte er ſpät am Abend ſein Lager auf.

Am andern Tage begann die Arbeit, und gut war es für ihn, daß er bis jetzt ſein Lebtag gleichgültig und ohne Liebe das Tagewerk vollbrachte, ſonſt hätte ihm Ungeduld und Erinnerung böſe Streiche ſpielen können. Er kannte die Arbeit nur als eine vom Glücke zurückhaltende Beſchwerlichkeit, und er hatte ſich, wenn auch dazu gezwungen, feſt in ihr Joch eingewöhnt.

Jeden Feierabend aber, an dem er ſich wegſtehlen konnte, verbrachte er drüben in der großen Bügelſtube der Frau Ambroſius oder rannte gleich nach Beendigung der Arbeitszeit wie beſeſſen in das Theater. Aber immer tiefere Erregungen, immer größere Unruhen wuchſen in ihm.

Das Benehmen der reizenden Lulu blieb ſich ihm

gegenüber gleich. Sie änderte ſich von dem erſten Tage ihrer Bekanntſchaft an in nichts. Wie die Sonne an einem ſchönen Frühlingsmorgen überſtrahlte ſie die, denen ſie erlaubte, ſich ihr zu nähern; aber die Sonne ſtieg nicht höher, ſondern blieb in der funkelnden Frühſtunde ſtehen.

Welches Verlangen aber nach Feuer und lebendiger Wärme das ſchöne Mädchen dennoch erregte, konnte ſie wohl ſchwerlich ermeſſen, und welche Welt von Qual und überſchwenglichem Glücke Valentin an ihrer Seite verlebte, wußte ſie nicht zu empfinden. Der ſchöne, gute Menſch hatte ſie im erſten Augenblicke angezogen, in ihr lag ein mächtiger Trieb nach Schönheit, der auch Gelegenheit hatte, ſich augenſcheinlich zu offenbaren. Erſtaunlich war es, welch tiefgefühltes Verlangen nach Vollendung in ihren Bewegungen lag. Ihr Tanz erſchien ein künſtleriſches Wollen, das Schöne darzuſtellen und, ſo lange es in ihrer Macht ſtand, feſtzuhalten. Eigentümlich war es, daß ſie Valentin gleich bei der erſten Begegnung richtig gewürdigt hatte. Von ſeiner Schönheit wahrhaft betroffen, hatte ſie erkannt, daß in dieſer der größte Wert des armen Burſchen liege. In ihrem Herzen fühlte ſie mit Valentin Mitleid, weil er die große Gabe ſeiner Schönheit nutzlos

mit ſich umhertrug und wenig durch ſie beglückt werden konnte aus dem Grunde, weil an einem armen, einfachen Burſchen ſo übermäßige Schönheit ein unnötiges Anhängſel iſt.

Ohne viel darüber nachzudenken, hatte ſie Valentin an ſich gefeſſelt. Es war ihr angenehm, ihn um ſich zu ſehen. Sie mochte wohl bei ihrer Lebensweiſe mit viel unlauterem Geſindel verkehrt haben, denn ihr that das ſcheue, ſanfte Weſen des ſchönen Menſchen wohl.

Sie plauderten abends, wenn die Mutter noch an ihrem Bügelbrette beſchäftigt war, mit einander in einer dämmerigen Ecke des großen Raumes. Lulu erzählte ihm luſtige Theatergeſchichten, und bei der Art, wie ſie erzählte, wie ſie es verſtand, ſich immer in neuen, wechſelnden Verhältniſſen und immer ſelbſt erlebend darzuſtellen, entrückte ſie ſich fortwährend ſeinen Augen. Er hatte dadurch nicht das Bewußtſein, daß ſie, im Augenblicke wenigſtens, in ſeiner Nähe und ihm gehörig ſei, ſondern mußte ihrem reizenden Erzählen folgen und das Mädchen immer mit neuen Menſchen in lebhafter Verbindung ſehen. Sein eigenes Verhältnis zu ihr, das leidenſchaftlich in alle Weiten ſich auszudehnen beſtrebt war, wollte ein Leben ausfüllen, es ſchien durch das Beiſpiel der

vielen ſich knüpfenden und ſich wieder löſenden, mannigfaltigen Verbindungen, die ſie lebendig vor ihm ſich entwickeln ließ, in den engbegrenzten Raum einer Epiſode gezwängt zu werden.

Er hörte ihr oft mit Qualen zu, die etwas Verzehrendes in ſich trugen, und zwiſchen Lulus lachender, leichtſinniger Heiterkeit und dem großen Ernſte, mit dem Valentin ihre Begegnung auffaßte, lag eine Kluft — tiefer als zwiſchen Haß und Liebe.

An einem Abend war Valentin bei der ſchönen Lulu in der großen Stube der Frau Ambroſius, und zwar ſchien das Beiſammenſein der beiden auf den erſten Blick wenig bedeutungsvoll zu ſein. Es gab den Eindruck, als wären ſie von der Gewohnheit zu einander geführt oder als läge es in der Macht jedes der beiden, ruhig, ohne Schmerz ſich nach Belieben wieder zu meiden. Sie waren allein im Zimmer, und die Gewalt des Schickſals, das übermächtig zuſammenführt, war in dem ſtillen Raume nicht zu ſpüren. — Lulu wandelte auf und nieder und lernte ihre kleine Rolle für den morgenden Tag, und Valentin lehnte übergeduldig an dem großen Kachelofen. Lulu trug wieder das behagliche, eigentümlich kleidſame Hausgewand; die wunderliche roſa Jacke, das braune Röckchen. Sie ſchlenderte im Zimmer auf und ab, als

ginge der junge Burſche, der träumeriſch am Ofen ſtand, ſie nicht das geringſte an.

Valentin mußte warten, bis ſie geendet hatte. Sie lernte ihre Rolle ſchwer und widerwillig, und niemand durfte es wagen, ſie dabei zu ſtören. Lulu war eine mittelmäßige Schauſpielerin, hatte ſich aber, da ihr die Bretter von früheſter Kindheit an heimiſch geworden waren, eine gewiſſe Geſchicklichkeit und Sicherheit im Darſtellen angeeignet, die dem Publikum vollſtändig genügte, und außerdem ſtand ſie unter dem Schutze eines guten, natürlichen Taktes.

Heute ſchien ihr die Aufgabe unpaß gekommen zu ſein. Das Heft, aus dem ſie lernte, lag auf dem Bügelbrette. Wenn ſie hineingeſchaut und das Geleſene im Auf- und Niedergehen ihrem Köpfchen einprägen wollte, hatte ſie es halbwegs ſchon wieder vergeſſen und ſuchte, von neuem gähnend und gedankenlos, in den Zeilen.

In Valentin begann ſich nach und nach die Ungeduld zu regen. Er wußte noch aus Erfahrung, daß es etwas mit dem Lernen auf ſich habe und hatte vor Lulus Anſtrengungen allen Reſpekt; aber das ſcheinbar vollkommene Vergeſſen ſeiner Perſon ließ ihn länger nicht ruhen. Ärger und Schmerz darüber ſtiegen ihm zu Kopfe.

„Lulu!“ rief er erregt, als ſie wieder einmal achtlos an ihm vorüberging. Sie ſtand ihm gerade gegenüber, und als ſie aufſah, trafen ſich ihre Blicke mit denen Valentins, in deſſen Augen die ganze Qual plötzlich mächtig ausgeſprochen lag.

Da ſtreckte ſie den Arm in die Höhe und legte das Händchen auf ſeine Augen. „Du ſollſt nicht,“ ſagte ſie faſt innig erregt. Da umfaßte er ſie heftig und küßte ſie. Sie wehrte ſich nicht dagegen, und als er ſie ganz berauſcht von ſeiner Kühnheit und ſeinem Glücke wieder los ließ und in demſelben Augenblicke ſie wieder faßte und in voller Leidenſchaft um Verzeihung bat, lachte ſie, machte ſich wie unverſehens frei von ihm und ſagte beinahe unverſtändlich und gelaſſen: „Was fällt dir ein! So ein Narr, wie du biſt!“

Indem ſie das ſagte, ſtreckte ſie ſich und gab ihm ein kühles Küßchen auf die Wange.

„So einer fliegt wieder davon, du Bärlein!“ flüſterte ſie lächelnd, ging zurück an ihr Buch und ſuchte wieder in den Zeilen.

Valentin blickte verletzt vor ſich hin. Das Küßchen der klugen Lulu hatte ihn in ſeinem heißen Herzen kühl berührt.

Sie hatte eine wunderlich reizende und doch klare

Art gewählt zurückzuweiſen. Unmöglich hätte man von ihr eine Härte oder Grobheit erwarten können.

Valentin hielt ſich noch ein Weilchen auf und wußte nicht recht, was er thun ſollte. Endlich entſchloß er ſich zu gehen und reichte Lulu die Hand zum Abſchiede.

„Du willſt nicht bleiben?“ fragte ſie.

Er ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Nun, geh!“ fügte ſie freundlich hinzu.

Als Valentin über die dunkele Straße ſchritt, lag das Leben hoffnungslos vor ihm und tief erregend. Er beſchloß, als er nachts nicht ſchlafen konnte, den nächſten Abend nicht hinüberzugehen. Dieſer ziemlich ſinnloſe Entſchluß brachte ihm endlich Ruhe. Er hielt aber ſein Vorhaben nicht, ſondern konnte am andern Tage kaum die Stunde erwarten, die ihn wieder zu Lulu brachte.

So ging ein gut Teil des Sommers hin, ohne daß etwas Beſonderes geſchehen wäre, als daß es in Valentins Herz fort und fort brannte, und daß Lulu nicht aufhörte reizvoll zu ſein.

Seit jenem Abend aber hatte er nicht gewagt, ſie wieder zu küſſen, trotzdem ihn nichts davon abzuhalten ſchien. So war das wunderbare Verfahren der kleinen Hexe wohl verſtanden worden. Sie mußte einen

ſtarken Willen haben, daß ſie wagen durfte, das ihr Erwünſchte durch deſſen Gegenſatz zu offenbaren. Vielleicht wußte ſie aus Erfahrung, daß ihr Wille ſiegreich durch alles hindurchleuchten konnte; doch ſchien ihr Benehmen faſt unwillkürlich zu ſein, als wäre es der Atem einer ſchön entwickelten, eigenartigen Natur.

Valentins Hoffen und Verlangen aber kam neben dieſem kräftig begabten Geſchöpf wenig zur Geltung. Er führte neben ihr ſeit jenem Abend ein vollkommen lautloſes Leben, litt und träumte unermüdlich, aber wagte nicht wieder, mit einer Äußerung ſeiner Gefühle hervorzutreten. Das Glück, als es noch in weiten Fernen geſtanden, hatte er ſich als etwas Klares, Unleugbares vorgeſtellt; jetzt, als es ihm näher getreten war, erſchien es ihm als großes Rätſel. Er hatte ſein Lebtag noch keinen tiefgreifenden Schmerz erfahren, und nun wollte es ihn bedünken, als fühle er Glück und Leid, die beiden weit getrennten Mächte, eng vereinigt in ſeinem Herzen leben.

Von Karl Frey, dem Geſellen, erfuhr er, daß die jungen Leute im Städtchen auf ihn mißgünſtig blickten, und daß er der Beneidete war. Karl Frey teilte ihm dies einigermaßen ſpöttiſch mit, klopfte ihm auf die Schulter und lachte.

„Was willſt du?“ fragte Valentin unwillig.

Sie kamen, wie ſchon öfters, wegen der ſchönen Lulu aneinander.

„Habe ich es dir nicht geſagt,“ erwiderte Frey, „daß auf das Frauenzimmer kein Verlaß iſt. — Ich mache mir nichts aus ihr und laß dir deinen Ruhm. — Ärger und Not hat man von ihr und weiter nichts. Laß ſie laufen, rat' ich. Hübſche Mädels giebt es genug in der Stadt. Weil du ein dummer Kerl biſt, hat ſie es mit dir vor und läßt dich, wenn ſie etwas Beſonderes findet.“

Solche Ermahnungen des guten, praktiſchen Geſellen ſtimmten Valentins Lebenshoffnungen tief herab, verhinderten ihn aber nicht, einen Tag wie den anderen hinüber zur Frau Ambroſius zu gehen, wo ihn Lulus lebendige Art, ihn zu bewillkommnen, alles vergeſſen ließ.

Noch einen Freund hatte Valentin im Städtchen gefunden, der mit Staunen und Freude im Theater einſt den ſchönen Geſellen inmitten der gleichgültigen, alltäglichen Leute hatte ſitzen ſehen. Dieſer Freund war ein alter Maler, dem es recht wohl ging, denn die Auffaſſung ſeiner Heiligenbilder, er hatte ſich ganz dieſem Fache gewidmet, ſagte den Leuten zu, und er hatte ſein Lebtag Beſtellungen gehabt. Er war ein

feinfühlender, guter Menſch, und trotzdem er die Kunſt, da die Verhältniſſe es ſo geboten hatten, etwas ſchablonenmäßig betrieb, war er dennoch fähig geblieben, die göttliche Abſtammung ſeiner Begabung zu ahnen. Der Anblick der in wunderbar ſchönen Verhältniſſen gewachſenen Geſtalt des fremden Geſellen hatte den alten Künſtler erregt. Er nahm ſich vor, den vor allen anderen ſo ausgezeichneten jungen Mann kennen zu lernen. Nach einer Vorſtellung machte es ſich, daß Valentin und er die Treppe mit einander hinabgingen, und der Maler redete unſeren Helden faſt zaghaft an, fragte, woher er komme, was er hier treibe und ließ ſich in ein längeres Geſpräch mit ihm ein, dem Valentin nur widerwillig folgte, denn er verſäumte dadurch, Lulu den Weg vom Theater nach Hauſe zu begleiten. Der Alte aber war ſo überaus freundlich, und Valentin ſpürte das Wohlwollen, das ihm entgegengebracht wurde, daß er ſich damit ausſöhnte, von dem Ziele, auf das alle Tagesſtunden zuzugehen ſchienen, abgehalten zu werden.

Der Maler bat, daß Valentin ihn beſuchen möchte, und dieſe Bitte brachte er ſo eigentümlich vor, als wäre ſie ihm wirklich Herzensſache, daß ſich unſer Freund, dem Ähnliches noch nicht geſchehen war, mit ſeinem Verſprechen, die Bitte zu erfüllen, auch für

gebunden hielt, trotzdem er ſich ſagte, daß er um eine Stunde in Lulus Nähe betrogen werden würde.

An dem Sonntage darauf hatte er ſich zu dem alten Maler aufgemacht und es nicht bereut, dort geweſen zu ſein.

Er, der in einem hübſch gebauten, weinumrankten Häuschen lebte, war augenſcheinlich erfreut den Gaſt bei ſich zu ſehen. Er führte ihn in ſein Atelier, das zugleich Wohnraum zu ſein ſchien, zu ebener Erde lag und deſſen Fenſter in ein ſchön gepflegtes Blumengärtchen hinausging. Da es Sonntag war, hatte er ſeine Gerätſchaften fein ordentlich bei Seite gerückt. Die Leinwand ſtand umgekehrt auf der Staffelei und an der Wand hingen, ſauber abgerieben, die Paletten. Es machte den Eindruck, als hätte ein ordnungsliebender Handwerker, um den Feiertag zu heiligen, ſein vielbenutztes Arbeitszeug ſich aus den Augen geſtellt. Die behäbige Haushälterin des Malers brachte Gläſer und eine Flaſche Wein herein, und Valentin wurde es, ohne daß er recht wußte weshalb, behaglich zu Mute. Und dieſes Gefühl hatte einen ſchönen Grund, für ihn war ein Augenblick hereingebrochen, der ſeiner Erſcheinung auf Erden die volle Weihe gab. Zum erſten Male wurde er ohne Rückhalt als das aner-

kannt, was er war, und zum erſten Male war es ihm vergönnt, mit ſeiner Begabung zu beglücken. Dieſe Stunde glich jener in ſeiner früheſten Jugend an Bedeutung, in der er ſich an dem kleinen Waldſee mit der freien Natur ſchön und widerſtandslos vereinigt gefühlt hatte. Von dem alten Maler war er wie ein Segen, wie eine Offenbarung aufgenommen worden. Der kümmerte ſich wenig darum, ob dieſe Schönheit auch den Rechten durchdrungen hatte, ob es vorteilhaft für den jungen Menſchen ſei, ſo ausgezeichnet worden zu ſein oder nicht. Er war ganz glückſelig, daß ſo ſchöne Menſchen noch auf Erden lebten. Er ſchenkte ſich und ſeinem lieben Gaſte in herzlicher Freude eifrig ein, ſo daß beide ganz redſelig wurden. Er begann wie ein Neuling, der ſeinem Herzen noch Luft machen muß, von den Sorgen und Kämpfen, welche die Kunſt mit ſich bringt, zu ſprechen. Bei dem Anblick Valentins überkam ihn jedes Mal ein Schmerz, daß er in ſeinen Schöpfungen von dem Erhabenen ſich ſo weit entfernt hatte. Er ſtand auf, kehrte das Bild auf der Staffelei um und ſagte: „Seht, was für ein Lump das iſt!“ Valentin blickte in das hübſche, ſanfte Engelsantlitz eines frommäugigen Johannes, der in einem rötlichen Gewande auf

ſeinem Goldgrund einen gar freundlichen Eindruck machte.

Valentin war dieſes Bild gerade recht. Es ſchien ihm der Inbegriff eines ſchönen Gemäldes zu ſein, und er ſtand andachtsvoll davor.

Dem guten Maler aber verwirrten ſich in ſeiner Weinlaune und Freude die Begriffe um ein Geringes. Ihm ſchien es nicht mehr recht klar, daß Valentin nicht ſeiner eigenen Schönheit Schöpfer war; denn als unſer guter Kerl den friſchen, hübſchen Johannes noch recht bewundern wollte, ſprang der Alte behende an die Staffelei und drehte mit einem kühnen Griff Valentin die Rückſeite des Bildes wieder zu, ſagte, indem er das that, zu ihm, wie er es vielleicht einem großen Maler gegenüber gethan haben würde: „Bemüht Euch nicht. Es iſt in Wahrheit nichts wert!“

Valentin blickte ihn ganz erſtaunt an. Da lachte das Männchen verlegen und rückte mit dem, was er zu ſagen hatte, zaghaft heraus: „Ihr könntet mich recht zu Dank verpflichten, wenn ich Euch malen dürfte,“ begann er.

„Mich?“ fragte Valentin.

„Ja!“ ſagte der Künſtler und blickte ihn faſt bittend an. „Wenn Ihr mir nur zwei Sonntage

ſitzen wolltet, da würde ich eine ſchöne Studie haben.“ Valentin war durch dieſes Verlangen etwas betreten. Er wußte nicht recht, wie er ſich benehmen ſollte, und zwei Sonntage, zwei dieſer glückſeligen Sonntage herzugeben, ſchien ihm ein ſtarkes Verlangen.

„Nun, Ihr wollt nicht?“ ſagte der Alte mit einem innigen, gefaßten Ton, daß es Valentin zu Herzen ging und er erwiderte: „Oh ja, es würde gehen.“

„Mir wäre es eine rechte Freude, wenn Ihr es möglich machtet, und Ihr ſollt ſehen, der Schaden iſt nicht groß, einem alten Manne etwas zu Gefallen zu thun.“ Das ſagte er liebenswürdig und beſcheiden, daß es Valentin von einem ſo geſchickten Meiſter faſt wehmütig berührte.

„Ja,“ wiederholte er noch einmal, „ich will kommen.“

Der Alte gab ihm die Hand und ſagte: „Das freut mich!“ mit einem Tone, daß Valentin ſich mit einem Male wie der reiche Mann bedünkte, der ſich den erſten beſten zu Dank verpflichten kann. Er nahm nun in gehobener Stimmung von ſeinem neuen Freunde Abſchied und verabredete die Zeit, die ihn am nächſten Sonntage wieder zu dem Maler bringen ſollte.

Noch eine Vormittagsſtunde hatte er übrig, die er benutzte, um zu Lulu zu laufen, die er wunderbarerweiſe allein fand, was Sonntag vormittag faſt nie zu geſchehen pflegte. Er erzählte ihr von ſeinem Begegnis, erzählte auch, wie liebenswürdig und gütig der Maler geweſen ſei.

Lulu ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Da kommſt du auch einmal an den Rechten. Das iſt mir lieb! — So ein bißchen Bewunderung thut gut, mein Schöner, nicht wahr?“ Indem ſie das ſagte, blickte ſie gedankenvoll auf ihn hin.

„Lulu!“ rief Valentin, faßte ihre beiden Hände und blickte das Mädchen unendlich innig an. „Lulu, was könnte ich thun, damit ich dir recht wäre?“ ſagte er außer ſich.

„Valentin,“ erwiderte ſie, „wie lange wird es dauern, da ſind wir fort. Ich bin es wahrhaftig nicht wert, daß du dir ſolche Not um mich machſt. Weshalb hältſt du es nicht wie ich und genießt das Leben und was es bringt? Du biſt ſo wenig klug.“ Der gute Menſch hatte ſie, während ſie ſprach, feſt angeblickt mit einem Ausdruck, als ſchaute er ſeinem eigenen Elend in das Geſicht.

„Lulu,“ flüſterte er haſtig, „du meinſt, daß du gehen wirſt?“

„Nun, was ſonſt?“ ſie blickte leicht befangen nieder. „Wie du nur fragen kannſt.“

„Da giebt es nichts,“ fragte er heftig weiter, „was dich halten könnte, und wenn ich alles thäte, was in meinen Kräften ſtände?“

„Laß das!“ ſagte ſie. — „Was könnteſt du thun? Denke doch!“

„Ich habe es dir ſchon einmal geſagt, wir ſind nicht arm,“ fuhr er erregt fort.

Sie lächelte, wahrſcheinlich bei dem Gedanken an das Haus auf dem Kannerückchen und unterbrach ihn, als er eben noch weiter fortfahren wollte. „Thu' mir die Liebe, Valentin, und nimm dich zuſammen. Wenn du wüßteſt, wie unnötig es iſt, was du ſagſt, würdeſt du hübſch davon ſchweigen und die kurze Zeit, die wir noch miteinander haben, genießen.“

Da leuchtete es in ſeinem Geſichte wunderbar auf. „Du genießeſt die Zeit alſo, wenn wir beiſammen ſind?“ fragte er jubelnd.

„O du Dummer!“ ſagte Lulu und faßte ſeinen Kopf zärtlich zwiſchen beide Händchen und ſagte ernſthaft: „Du ſollſt vernünftig ſein, Valentin. Es war für dich kein Glück, daß wir uns ſahen.“

Das ſagte ſie ſo leicht hin mit einem kleinen

wehmütigen Anhauche, der ihr wie ein leichter Wind über die heitere Seele fuhr. „Komm heute gegen Abend wieder und sei hübsch artig.“

Da trat die Mutter ein, und Valentin machte sich tief gequält schnell davon. Er liebte Lulu mit der ganzen Kraft seiner Natur. Alles, was in ihm unentwickelt und unvollkommen lag, wandelte sich und wurde zur heißen, leidenschaftlichen Liebe. Er verbrachte den ganzen Tag in dumpfem Hinbrüten und wartete nur bis es endlich so weit war, daß er wieder hinüber konnte.

Der Instrumentenmacher war zur Zeit zufrieden mit dem Gesellen, weil dieser seine Arbeit gleichmäßig und ruhig vollbrachte. Wie schon erwähnt, mochte dies auch in bewegten Lebenszeiten stetige Hinarbeiten Valentins darin seinen Grund haben, daß er nie gewohnt gewesen war, mit ganzer Seele bei seinem Tagewerk zu sein.

Dennoch fiel dem Meister bei Tische das Benehmen seines Gesellen auf. Mit der Meisterin hatte er schon darüber gesprochen, und sie waren einig geworden, daß der Bursche einen Kummer haben müsse.

Als Valentin endlich Lulus Aufforderung, wiederzukommen, Folge leisten konnte, lebte er auf. Er

fand das ſchöne Kind im Garten. Als ſie ihm entgegenkam, durchleuchtete die Abendſonne ihr blondes Haar und Lulu erſchien ihm unbeſchreiblich reizend. Sie gingen mit einander durch den ſommerlichen Garten. Zwiſchen Ahorn und Linden trugen Obſtbäume ihre reifende Laſt. Die Frühäpfel ſchimmerten ſchon rötlich in den Zweigen, und alles fühlte ſich ſicher und warm in der Sommersmitte.

Valentin ſchlenderte neben der ſorgloſen Lulu und machte ſich keine Gedanken darüber, daß er den Mund noch kaum aufgethan hatte.

„Nun," ſagte Lulu, „heute habe ich nachgedacht, daß du ein recht Verſchwiegener biſt. Was habe ich dir nicht alles erzählt, und du ſpielſt dich immer geheimnisvoll auf. Sage mir nur eins. Wie die geheißen hat, die dir früher gefiel?"

„Es war keine!"

„Nicht?" fragte ſie. „Das wird nicht wahr ſein."

„Doch! Es war keine," wiederholte er.

„Das glaube ich nicht," meinte ſie.

Valentin ſagte nachdenklich: „Eine, die ſchon lange nicht mehr lebte, als ich von ihr hörte. Die kann man nicht rechnen."

„Sie lebte nicht mehr?" ſagte Lulu. „Was meinſt du."

„Nein! Ich habe nur von ihr erzählen hören.“

„Das iſt mir etwas Rechtes,“ unterbrach ſie ihn.

„Im Ausſehn glich ſie dir,“ ſagte Valentin ernſthaft.

„Mir? Wieſo? Ich denke, du haſt ſie nicht geſehen?“

„Geſehen nicht, aber ſie wird ſo geweſen ſein. Solch Haar und ſolche Augen, wie du ſie haſt, hatte ſie auch. Das weiß ich.“

„So? — Wie hieß ſie?“ fragte Lulu.

„Apollonia hieß ſie,“ ſagte er.

Da dachte ſie, er meinte vielleicht die Kalenderheilige und war ſo gar beſonders nicht mehr intereſſiert.

Valentin erzählte nun mit einem eigentümlichen Ernſte, mit dem man eine bedeutungsvolle Erfahrung mitteilt, das, was er von der alten Machlett über die Apollonia gehört hatte. Er erzählte tief erregt, daß ſelbſt Lulu das längſt Vergangene der Geſchichte während der Erzählung vergaß. Valentin war wieder von den wenigen Zügen, die des Mädchens heiligſte Liebe und ihre innigſte Hingebung geheimnisvoll andeuteten, im Allerinnerſten bewegt. Wunderbar rührte ihn von neuem die einfache Geſchichte, wie Apollonia vor ihrem Kommodchen kniete. Ein Schmerz durchzog

ihn, als er bedachte, wie alles ſpurlos in das Vergeſſen hinein verſchwinden muß — und er litt bei dieſer Empfindung.

Im Erzählen waren ſie faſt unverſehens auf den Platz gekommen, auf dem das Kreuz ſtand. Sie blieben beide ſtehen und blickten darauf hin. „Es iſt eine ſchöne Sache, geliebt zu werden und jemanden gerne zu haben," ſagte Lulu, „und es giebt ſo viel Gutes, wenn auch ein wenig Kummer darunter iſt. Aber man lebt nur ein einziges Mal, und daß ſich manche das Leben ſo ganz verderben können, daran mag ich nicht denken. Mir gefällt es nicht, daß du die Apollonia liebſt. Ich meine, man hätte das Leben bekommen, um klug damit umzugehen. Mit der Liebe iſt es, wie mit der Flamme, achtet man hübſch auf ſie, ſo hat man ein ſchönes Licht; läßt man ſie aber brennen und verzehren, ſo viel ſie will, dann iſt das Feuer im Hauſe. Daß die Liebe vergeht, ſieht einer alle Tage. Wie ein Feſt und ein Schauſpiel vergeht, ſo vergeht ſie auch. Daß die, die nicht für einander paſſen, kein Einſehen haben, möchte ein beſonnenes Geſchöpf in Ärger bringen. Was haſt du nur mit deiner Apollonia?" fuhr ſie faſt komiſch auf. „Keine Vernunft haſt du!" ſie reckte ſich und zauſte ihn leicht am Haare. „Könnte man dumme Leute kurieren!

So ein Traumhans, der ein paar Jahrhunderte zu ſpät ſich in eine verliebt, die nach einem ganz anderen, als er iſt, ausgeſchaut hat, und die mir nicht gefällt, weil ſie zu denen gehört, die durch ihre Unklugheit ſchuld daran ſind, daß viele glauben, die Liebe ſei unüberwindlich und trage das Leben oder den Tod in ſich."

„Du weißt nicht, was Liebe iſt, Lulu!" ſagte er betroffen.

„Warum nicht?" erwiderte ſie. „Nur denke ich Liebe nie allein. Liebe und Leben, denke ich, das iſt's. Verſtehſt du mich?"

Valentin blickte die hübſche Freundin an, die ſo ſicher und heiter dachte, und er fühlte herzbeklemmend, was alles zwiſchen ihnen läge. Er ſah auf. Die Abendſonne ſchien über die Tannenwipfel, und der Platz in ſeiner ernſten Schönheit machte wieder auf ihn Eindruck. Das Kreuz ſtand düſter und mahnend in ſeiner Größe vor den dunkeln Bäumen. Lulus leichtlebige Worte wollten ihm hierher wenig paſſen; aber weit entfernt war er davon, über die Kleine zu urteilen. Sie erſchien ihm reizend und bewunderungswürdig, und er war ganz in ihr befangen.

„Lulu," ſagte er, „da wird jemand von mir gehen und gar nicht mehr an mich denken." Seine Stimme klang dumpf, als er das ausſprach.

„Nein, nein!“ ſagte ſie begütigend. „Ich werde an dich denken.“

Valentin aber war es, als hörte und ſpräche er alles unklar und bedeutungslos. Sie übte durch ihre ausgeſprochene Art, die Dinge leicht zu nehmen, nie außer Faſſung zu kommen, auf ihn Einfluß. Er wagte in ihrer Nähe nicht, ſeiner Leidenſchaft die Worte zu geben, nach denen ſie verlangte, ſondern milderte faſt unbewußt alles, was ihm das Herz bedrängte. Jetzt hätte er gerne alle Gewalten, die in ihm tobten, freigegeben, ſagte aber gelaſſen: „Schade — ſchade! Es müßte ſchön ſein, wenn du mich liebteſt!“

„Was wollteſt du mit mir nur anfangen, Valentin?“ erwiderte ſie darauf. „Glaubſt du, ich hielte es auf dem Kannerückchen in deinem kleinen Hauſe aus? Und was würden deine Leute ſagen, wenn du ihnen ſo ein Geſindelchen wie mich mitbrächteſt?“ Das ſagte ſie ſo liebenswürdig und freundlich, wie nur ſie es thun konnte. „Komm' nun!“ bat ſie und zog ihn halb dem kleinen Fußpfad wieder zu, blieb aber nach ein paar Schritten wieder ſtehen und begann abermals: „Von dem Platze hier wird mir der Abſchied ſchwer werden; auf der ganzen Welt kenne ich nichts Lieberes. Mir

iſt es hier ganz heimatlich zu Mute geworden, wie ſonſt nirgends. Am Morgen, wenn du bei der Arbeit biſt, und es bei uns mit den vielen Frauenzimmern aus- und eingeht, da ſitze ich hier auf der Bank.“ Sie berührte mit dem Füßchen eine hölzerne Kiſte, die ganz im Grünen verſteckt ſtand und ſagte: „Die habe ich mir hergeſchleppt, da lerne ich meine Rollen und gucke ins Grüne. Ich habe eine unruhiges Leben gehabt, da kannſt du dir nicht denken, wie lieb mir der ſtille Platz iſt; und bei uns geht es ſo darunter und darüber.“

Noch nie hatte Valentin ſie mit ſolch einem herzlichen Tone reden hören. Er hatte es an ihr vermißt und war nun ganz bewegt davon.

„Die Mönche haben das Kreuz aufgebaut,“ fuhr ſie fort. „Es muß ſchön geweſen ſein, wie noch vor den dunkeln Tannen der Herrgott da oben hing, ſchöner als in der Kirche, denke ich. Und die Eibe, das hohe Gras am Steine, darüber der Himmel —. Ich habe oft verſucht, wenn ich hier allein ſaß, mir den Heiland da oben ſo lebensgroß zu denken, mit der Dornenkrone. Hier der Strahlenkranz hat ihm den Kopf umgeben; wo ſeine Füße ſtanden, ſieht man auch noch, und die Nägel, die durch die Hände gingen, ſind feſt geblieben.“

Valentin blickte auf und vergegenwärtigte es ſich, und unverwandt ſtarrte er zu dem Kreuze hinauf.

Da tauchte eine Erinnerung aus ſeiner Kindheit, leicht wie eine Welle in ſeinen Gedanken und Gefühlen auf, ſie hob ſich und zerfloß. In dem Stübchen der alten Machlett ſah er das Bild des Gekreuzigten, das ihm trotz der Unvollkommenheit einen der erſten großen Eindrücke gebracht hatte. Schon that er den Mund auf, um Lulu davon zu erzählen, da empfand er, als ſollte er es lieber laſſen; weshalb, war er ſich ſelbſt nicht recht klar bewußt.

Lulu unterbrach das Schweigen Valentins und verriet durch ihre Worte, daß auch ſie ſich noch mit der Vorſtellung des Gekreuzigten beſchäftigt hatte. Sie ſagte: „Es iſt vielleicht beſſer ſo, daß der Chriſtus fort iſt. Vielleicht war er ſo häßlich geſchnitzt, wie wir ſie oft haben; ſo mit häßlichen Armen, das Geſicht verzerrt; und er ſollte doch ſchön ſein, wie ſonſt nichts auf der Welt.“ Jetzt ſchaute ſie Valentin an und ſagte nachdenklich: „Wahrhaftig, wenn ich dich anſehe, du mußt es mir nicht übel nehmen,“ ſie ſah lächelnd zu ihm auf, „da denke ich: Wie ſchade! Ausſehen thuſt du, daß der liebe Herrgott, ohne ſich zu ſchämen, ſo auf der Erde

hätte umhergehen können, und dabei biſt du ein armer Schelm, von dem kein Menſch ein Aufhebens macht. Kaum, daß du eine pfiffige Antwort geben kannſt.“

„Da magſt du recht haben,“ ſagte Valentin.

„Recht oder nicht recht,“ fuhr ſie fort, „aber es wäre dir beſſer, wenn du ein gleichgültiges Geſicht hätteſt, dann würdeſt du reputierlicher ſein. Da könnten die Leute ſagen, der paßt in ſeinen Rock und ſeinen Stand, da iſt nichts Beſſeres zu wünſchen; und ſie würden dich gebrauchen, wozu ſie dich für gut fänden.“

Valentin lächelte ſchmerzlich, erwiderte aber nichts.

Sie gingen jetzt wieder mit einander aus dem verborgenen Heiligtume.

Nichts hat größere Wirkung, als wenn unvermutet eine immer heitere Perſon einmal Ernſt zeigt. Valentin war von der Art, mit der Lulu ihm von ihren einſamen Stunden geſprochen hatte, gerührt; und daß das Ergreifendſte und Gewaltigſte, was die Welt kennt, ihrem Herzen ſo nahe ſtand, erſtaunte ihn, ſo daß er von dem Eindrucke ganz befangen war und kaum auf Lulus ſonderbare Offenheit geachtet hatte.

Sie war heute noch im Theater beſchäftigt, und

Valentin begleitete ſie. Am Ende der Vorſtellung ſollte das Publikum wieder durch eines jener reizenden Nachſpiele, die der Direktor zu bieten im ſtande war, belohnt werden.

Am nächſten Sonntag ging Valentin ſeinem Verſprechen gemäß ſchon früh am Morgen zu dem neuen Freunde, dem Maler, der ſich freute, daß ſein ſchöner Gaſt Wort gehalten. Wieder hatte Valentin den Eindruck von ſonntäglichem Frieden, als er in das kleine, ſaubere Atelier trat; doch dieſes Mal waren die Malergerätſchaften nicht bei Seite geſchafft. Die Staffelei ſtand ins Licht gerückt, und Palette, Pinſel und Farben lagen in Ordnung bereit, um benutzt zu werden. Ein Flügel des Fenſters ſtand offen, und aus dem Gärtchen ſtrömte ſommerlich der Duft von Reſeda und Levkoien herein.

Der alte Maler zauderte nicht lange, ließ Valentin ſich zurechtſetzen und machte ſich an die Arbeit. Die ganze Situation, der Eifer des Malers, der durch Valentins Perſon erregt worden war, lenkten dieſen auf eine kurze Zeit von allen quälenden Gedanken ab, und er gab ſich beſchaulicher Ruhe hin.

Der Maler ſchien an ſeinem Werke wirklich Freude zu empfinden. Es mußte ihm auch gut gelingen, denn um ſeinen Mund ſpielte ein befriedigtes

Lächeln. Nachdem er eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit schweigend gearbeitet hatte, begann er ohne aufzublicken mit eigentümlich gedämpfter Stimme ein Gespräch mit dem Gaste anzuknüpfen, und dieses brauchte sich nicht lange zu wenden und zu drehen, so hatte Valentin Lulus Namen ausgesprochen, und nun währte es wieder nicht lange, so war der Alte unterrichtet, wie es um seinen jungen Freund stand.

Nachdem in dem friedlichen Atelier ein paar Stündchen vergangen waren, brachte die Haushälterin des Malers einiges zur Stärkung herein und deckte auf einem Tisch auf.

Nun setzten sich die beiden und tafelten; der Alte, ganz erregt von seiner Arbeit, stand während des Essens vom Tisch auf, ging im Raume auf und nieder, blieb öfters vor seinem angefangenen Werke stehen und konnte nicht recht zur Ruhe kommen. Dann schaute er wieder Valentin an, nachdem er auf seinen Platz zurückgekehrt und sagte: „Wenn Ihr nur Zeit hättet, Bärlein, da wollten wir etwas Schönes mit einander fertig bringen. Aber nun weiter, daß man zum wenigsten keine Zeit verliert.“ — Er richtete Valentins Kopf, wie er ihm günstig stand, und machte sich an die Arbeit; aber vollkommen schweigsam.

Doch ſchien es, als wäre er nicht recht bei der Sache. Er hielt die Pinſel öfters wie gedankenlos in der Hand, blickte auf Valentin, fuhr ſich mit den Fingern auf eine merkwürdige erregte Weiſe in das Haar, blickte wieder auf ſeinen Gaſt, ſchüttelte den Kopf und machte zu den Gedanken, die ihn offenbar bewegten, auffällige Geſten, wie ſie einem lebhaft denkenden Menſchen leicht zur Angewöhnung werden können. Plötzlich trat er vor den jungen Freund: „Iſt das ein Kopf!“ rief er, nahm ſich nicht die Zeit, Palette und Pinſel bei Seite zu legen, ſondern fuhr Valentin mit den Händen, ſo gut es ging, in das volle Haar, rückte ihm den Kopf ins Licht, und in ſeinen Zügen ſprach ſich die tiefſte Bewunderung aus.

Und ehe ſich Valentin beſinnen konnte, hatte der Alte ihn wieder losgelaſſen, hatte ſich die Hände frei gemacht, ſich zu einer Truhe niedergekniet, gekramt und kam mit einer Dornenkrone haſtig auf Valentin zu, ſetzte ihm die Krone aufs Haupt, trat zurück und ſagte: „Bei Gott — und wie es ſich die anderen auch denken mögen — das, ſo iſt es das Rechte. Bleibt, bleibt!“ rief er Valentin zu, der in Verwirrung ſich erheben wollte.

Unverwandt blickte der Maler auf ihn. „Ich werde dich ſo — ſo als Chriſtus malen — ſo wie

ich ihn mir denke, anders wie alle anderen, ganz anders. Hörſt du, ich werde dich malen. Ganz unumſtößlich, ich werde es thun!“ rief er erregt; dann nahm er Valentin die Krone wieder ab, legte ſie auf den Tiſch und malte weiter.

Valentin ſtarrte den Alten wie verſteinert an.

Dem Maler entging die Bewegung, die ſich in Valentins Zügen ausprägte, nicht, und es machte ihm einen wohlthuenden Eindruck, daß er es mit einem jungen, gläubigen Menſchen zu thun habe, der durch den Gedanken, dem Heiland zu gleichen, tief ergriffen ſei. Mit Eifer machte er ſich wieder an ſeine Arbeit, während Valentin, der anſcheinend ruhig ſeine Stellung wieder eingenommen hatte, von Unruhe erfüllt war.

„Nun?“ fragte der Maler beiläufig. „Wie ich höre, verlaſſen die Schauſpieler uns in nächſter Zeit? Ihr wißt durch die hübſche Lulu jedenfalls Beſtimmtes darüber?“

„Ja, Herr Meiſter — ſie gehen,“ erwiderte Valentin, und da er vor dieſer Frage ſchon in größte Aufregung gekommen war, ſagte er es mit eigentümlicher Stimme, als müßte er ihre Kraft mit Gewalt zurückhalten. „Für mich hat dann die ſchönſte Zeit vom Leben ein Ende.“

„Wieſo?“ fragte der Maler, der im Eifer über

ſeine Arbeit ſchon wieder vergeſſen hatte, daß er, was zwiſchen Valentin und Lulu vorgegangen, erraten.

Valentin blickte ihn ſchmerzlich an und ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck: „Nun, für mich giebt es dann eine Trennung.“

„Nun, nun!“ erwiderte der Alte begütigend. „In ein Theaterprinzeßchen hat ſich ſchon mancher Burſche verliebt. Ihr ſeid noch jung und meint, das ganze Leben liefe auf die Liebe hinaus, und mit dem Glück und Elend, was ſie bringt, damit ſei das Lebensrätſel gelöſt. Da weiß es ſo ein alter Mann, wie ich, beſſer.“ Der Maler nickte kaum merklich gedankenvoll mit dem Kopfe, verwandte aber, während er ſprach, keinen Blick von der Arbeit. „Wenn die Jahre,“ fuhr er fort, „uns immer weiter von der Jugend abbringen, da laſſen wir die Liebe wie ein ſchönes Gärtchen, das uns einſt die Welt dünkte, weil wir nicht über den Zaun ſehen konnten, hinter uns. Und wenn wir auf der weiten Strecke, die wir durchwandern müſſen, Umſchau halten, da ſehen wir den hübſchen Blütengarten ganz entfernt und von uns längſt verlaſſen liegen und darum her die große, weite Ebene, ſo daß wir erſtaunen, wie klein doch das ſchöne Fleckchen iſt.“

Valentin blickte, während der Meiſter ſprach, auf die Dornenkrone, welche vor ihm auf dem Tiſche lag.

Die Worte des Alten erſchienen ihm armſelig, und innerlich empörten ſie ihn. Was ihm als das Furchtbarſte erſchien, daß die gewaltigſte, lebenerſchütterndſte Leidenſchaft zwecklos, ohne Glück oder Tod gebracht zu haben, wieder verrinnen könne, beſtätigte er; und dieſe Beſtätigung rief Valentins Stolz wach, der der jugendlichen Natur zu ihrem Rechte zu verhelfen beſtrebt war. Im Innerſten fühlte er, daß nur dann etwas Verſöhnendes in ſeiner hoffnungsloſen Liebe liegen könne, wenn er zu thun fände, was ihr an Kraft gleich ſtände. Da ſah er nichts als den Tod, — das Ende.

Als Valentin ſpäter ins Freie trat und die ehrbaren, ſonntäglich geputzten Leute an ihm vorübergingen, ſchien es ihm, als führten ſie ein friedfertig ruhiges Leben, als wäre ihre Zeit vom Alltäglichſten ſo feſt ausgefüllt, daß für Abſonderliches, Außergewöhnliches durchaus kein Platz bei ihnen zu finden ſein würde. Und wie er zu Lulu die Straßen mit haſtigen Schritten entlang ging, dachte er: ‚Wenn die Leute mir ſo durch und durch ſchauen könnten, da würden ſie auf dem Fußſteig mir wohl gut ausweichen.‘

In der Nacht, die auf dieſen Sonntag-Abend folgte, ſtand Valentin ruhelos an ſeinem Kammerfenſter und ſah in den Mondſchein hinaus, der alles mit

ſeinem ſchimmernden Lichte übergoſſen hatte. Der ſchön geſchmückte Hof erſchien ihm einſam und verlaſſen und machte einen wehmütigen Eindruck. — Das empfand er ſo zwiſchendurch in ſeiner Sehnſucht. — Trotzdem er Lulu kaum vor ein paar Stunden geſehen, war die Qual, die jede Trennung von ihr mit ſich brachte, wieder bei ihm eingezogen. Daß zwiſchen ihm und ihr ſo vieles Mauerwerk, der Garten und der Mondſchein lag, ſchien ihm unerträglich, als er es ſich vergegenwärtigte, und der Wunſch erfaßte ihn, ihr näher zu ſein. Da öffnete er das Fenſter, ſchwang ſich hinaus und ſchlich vorſichtig im Schatten hin durch die angelehnte Pforte, die nach dem Garten führte. Dort ſtrich er den Weg entlang mit klopfendem Herzen. — Alles ſchien tief ſtill, und der Mond ſchimmerte lockend durch die Zweige. Da konnte er nicht widerſtehen, ſchwang ſich über den Zaun und ſtand nun tief bewegt auf dem geliebten Boden. Jetzt war er ihr nahe, das empfand er, und ein ſüßer Friede, wie die Erfüllung eines Wunſches ihn mit ſich bringt, berührte ihn.

Uber die tauigen Grasplätze, die feuchten Wege ging er um die geheimnisvolle Stunde dem Hauſe zu. Es war alles dunkel. Die erſten Fenſterreihen glänzten ſilbern, im vollen Mondlicht, das auf ihnen lag.

Vor den verhangenen Scheiben, hinter denen Lulu ſchlief, lehnten zwei Kränze, die im Nachttau ſich erfriſchen ſollten. Valentin hatte, als er Lulu vom Theater nach Hauſe brachte, dieſe Kränze, die ihr Liebreiz ihr eingebracht hatte, getragen. Jetzt ſah er darauf hin, als auf das einzige, was ihm von ihr verkündete.

Faſt ſtieg etwas wie Unmut in ihm auf, als er bedachte, wie friedlich die Kleine jetzt ſchlummerte, während er, gequält von dem Glücke, ihr nahe zu ſein und von der Todesangſt ſie zu verlieren, in der Nacht umherſtreifte. Während dies Gefühl in ihm aufſtieg, konnte er für einen Augenblick die Wandlung ſeines Weſens, die in letzter Zeit mit ihm vorgegangen war, überblicken, und er entſetzte ſich davor. In keiner Faſer gehörte er mehr ſich ſelbſt, hilflos mußte er über ſich ergehen laſſen, was die Mächte über ihn beſchloſſen. Und bis jetzt hatte er ein ſehr ruhiges Leben geführt, in dem er ſich ſelbſt als ſein eigenes, unbeſtrittenes Eigentum anzuſehen gewohnt war.

Unwillkürlich gedachte er in dieſem Augenblicke der Tage in Nürnberg, in denen ſein Hang, in Vergangenes ſich zu verſetzen, ihn zu faſt ähnlichen, wenn auch unendlich ſchwächeren Empfindungen, wie ſie ihn jetzt aufrieben, getrieben hatte. Dort in

Nürnberg, ſo ſchien es ihm, hatten die Gefühle, denen er ſich hingab, zum erſten Male ihn überwältigt, ſo daß er ſich ihnen widerſtandslos überlaſſen mußte. Zum erſten Male hatte damals eine Leidenſchaft an ihm gezehrt. Er hatte in der alten, ſchickſalsreichen Stadt ſeiner Anlage nach ſo empfinden müſſen, wie er empfunden. Dieſes war durch die äußeren Umſtände von ſeiner Natur verlangt worden, und zwar rückhaltlos. Jede Schwäche, jede Unvollkommenheit hatte herhalten müſſen.

So ging es ihm auch jetzt wieder, nur unſagbar mächtiger gebot das Leben, ſich ganz hinnehmen zu laſſen. Und während in ſeinem Kopfe ſolche Erkenntnis aufleuchtete, empfand er ſeinen Zuſtand mit Angſt und faſt mit Empörung ſeine Hilfloſigkeit, die enge, unentfliehbare Verkettung ſeiner Perſon mit einer überſchwänglichen Leidenſchaft.

Nur einen Augenblick aber ſah er die Feſſeln und das Gewaltſame, in das er ſich begeben hatte, mit Schrecken; gleich darauf überkam ihn wieder Blindheit, die das eben Geſchaute einem Traum gleich vergeſſen machte. Und wie im Taumel ſtarrte und träumte er weiter, ſog in Gedanken an Lulus Nähe Leben ein, um ſich weiter peinigen und beglücken zu laſſen.

Sachte ſchlich er an ihr Fenſter, brach von einem der Kränze ein paar Blüten und drückte ſeine glühenden Lippen auf die friſchen Blätter. Darauf ging der arme Gefangene geſenkten Hauptes wieder durch das feuchte Gras den Garten entlang und ſchlug den ſchmalen Pfad ein, der durch das tauige Gebüſch nach jenem ernſten Platz führte.

Da ſtand er und ſah den Mondſchein auf den Tannen und dem Kreuze liegen. Hier war tiefſte, abgeſchiedenſte Ruhe. Valentin warf ſich vor der hölzernen Kiſte, die Lulu ihr Lieblingsplätzchen genannt hatte, nieder und preßte die Stirne darauf. Er ſchloß die Augen, um ſich die Stimme der Kleinen und jedes Wort, das ſie hier geſprochen, zu vergegenwärtigen. — Wie herzlich und rührend klang es ihm hier noch nach!

Es war das erſte Mal geweſen, daß Lulu ihm eine ernſte Regung ihres Herzens verraten hatte. Das erſtaunte und beglückte ihn jetzt wieder von neuem.

„Sie hat ein gutes Gemüt,“ flüſterte er leiſe vor ſich hin und ſtrich mit der Hand ſchmeichelnd über den Grasboden, den ihre Füßchen betreten hatten. Jetzt öffnete er die Augen, hob den Kopf und blickte auf das mächtige, mondbeſtrahlte Kreuz und ihm war, als ſähe er mit Lulus Augen, ſo ſehr vergegenwärtigte

er ſich, daß ſie oft und lange daraufgeblickt habe. Unverwandt ſtarrte er hin, das Kreuz ſchien nach der heiligen Laſt zu verlangen. Tief durchſchauerte ihn dieſer Gedanke und kaum begriff er, wie Lulus leichtlebiges Seelchen ſolch' eine große Vorſtellung in ſich tragen konnte. Er war von der Idee, die Geſtalt des Heilands jetzt, hier am Kreuze zu ſehn, auf das tiefſte erſchüttert und beklommen.

Sie hatte ruhig und einfach den Gedanken ausgeſprochen, und wunderbarerweiſe fuhr es Valentin durch den Kopf, daß dies der einzige Wunſch geweſen war, den er je von Lulus Lippen gehört, wie es auch das einzige Mal war, daß ſie aus dem Herzen heraus ihm gegenüber geſprochen hatte. Nicht um einen Schritt war er, von ihrer erſten Begegnung an, ihr näher gekommen. Die Form, die ſie für ihre Gefühle gewählt, hätte ebenſo gut einen Reichtum von Liebe umſchließen können, wie ſie auch ein leichtſinniges Herz verborgen halten konnte.

Da überkam ihn eine wilde Traurigkeit, daß ſie ihm ſo fremd geblieben, und mit einem Male wußte er klar, daß ſie von ihm gehen würde, daß nichts ſie bei ihm zurückhielte. — Nichts! Dieſe Gefühle überſtrömten ihn zum Erſticken. Er ſprang auf, ſtöhnte tief, ſtand dem Kreuze gegenüber, breitete die Arme

gequält aus und blieb ſo, wie in Gedanken verſunken, in der leidensvollen Stellung des Erlöſers ſtehen.

Als er das gewahrte, fuhr ihm ein Schauer, eine ſeltſame Vorſtellung durch die Glieder. Ohne wagen zu können, ſich zu rühren, verharrte er ſo. Heftig fing ſein Herz zu ſchlagen an, und er ſtarrte wie gebannt auf das mächtige, ihm düſter drohende Kreuz. Da ließ er endlich ſeine Arme niederſinken, konnte ſich aber zu keiner anderen Bewegung entſchließen. Als hätte der Blitz ihn getroffen, ſtand er, von einem Gedanken berührt, der plötzlich faſt unvermittelt über ihn hergefallen war, und unter deſſen Gewalt er körperlich erzitterte. — Es dauerte eine Weile, ehe er ſich einigermaßen faſſen konnte. Angeſtrengt ſuchte er nach etwas, das ihn vor dem Überfall ſeiner ſchrankenloſen Phantaſie ſichern konnte, aber währenddeſſen war er nicht im ſtande von dem Kreuze einen Blick zu wenden; gewaltig zog es ihn an.

Da ſah er mit einem Male, als erwachte in ſeinem Hirn etwas längſt Vergeſſenes, den heimlichen Waldſee vor ſich, in dem ſeine Geſtalt mit Wolken und hellgrünenden Buchen ſich ſchön vereinigt ſpiegelte; und er erſchrak. Denn mit einem einzigen Überblick ſtand ihm das vergangene Streben, ſeiner Perſon höheren Wert zu verleihen, vor der Seele. Von da

an, als er durch die eigene Schönheit beglückt, mit dem wunderbaren Muſikanten zuſammentraf, bei deſſen Künſtlertum, im Anhören der guten Leiſtungen die Sehnſucht nach einer geiſtigen Gabe und Würde ſich in Valentin geregt, bis zu dem kläglichen Ende, das ſein nutzloſes, armſeliges Streben genommen hatte durchlebte er alles wieder. Aber dieſe Bilder waren nicht im ſtande, den einen plötzlich über ihn hereingebrochenen Gedanken zu verſcheuchen. Sie tauchten in ihm unter, und nur der Schmerz blieb Valentin davon zurück, daß er nichts erreichen konnte, was ihm den hohen Wert verliehen hätte, den er einſt innig für ſich erſehnte, und daß er nie und nimmer das nach Reichtum und Glanz ſtrebende Geſchöpf an ſich zu feſſeln vermöge, mit all ſeiner übermächtigen Liebe nicht. —

Wie er ſich endlich mit Gewalt von dem Platze losriß, ſchien etwas Beſänftigendes über ihn gekommen zu ſein. So trieb er ſich lange im Garten umher, oft an den Fenſtern der ſchlafenden Lulu vorüber, zu denen er in tiefſter Verſunkenheit aufzublicken vergaß.

Abgemattet und innerlich gequält ging er endlich, als der Morgen ſchon dämmerte, den Weg zu ſeiner Kammer zurück. Schlaf fand er nicht, und wie es an demſelben Morgen in der Werkſtatt um ihn ſtand,

läßt ſich denken. — Die nächſten Tage, welche auf die erregte Nacht folgten, waren wunderlichſter Art.

Als er Lulu wiederſah, hatte er das Gefühl, als müßte er vor ihr etwas verbergen, und ihm war es, als könnte ſie ihm die Qual der vergangenen Nacht von der Stirne leſen. Lulu erſchien heiter, ſorglos und mutwillig wie immer.

Valentin, dem das ganze Bewußtſein ſeiner Leidenſchaft zu teil geworden, blickte, dadurch belaſtet und gefeſſelt, ſchwerleidend zu dem freien Geſchöpfe auf, und da über Nacht eine Wandlung mit ſeinen Gefühlen vorgegangen war, erſchien ihm Lulu fremd und ihm unendlich fernſtehend, ſo daß er ſie gleichſam zum erſten Male wiederzuſehen glaubte und den vollen, wieder neuen Eindruck ihres Liebreizes hatte; und zwar empfand er ihn auf eine ungewohnte, erhöhte Weiſe tief poetiſch, denn Poeſie iſt ein Beiſeiteſchieben des gewohnheitsmäßigen Schauens, durch welches man mit Bewußtſein und Kraft eine uns vertraute Erſcheinung zum erſten Male voll genießt. Menſchen, deren innerſtes Weſen nach Schönheit ſtrebt, geſchieht es, daß die Leidenſchaft, wenn ſie in das Übermäßige wächſt, von Poeſie verklärt, doch nicht geſänftigt wird. Die aber gerade ſind es, die zu nicht zu ſühnenden Verbrechen gegen Sitte und Geſetz und zu tiefſten Leiden getrieben werden.

Die beiden ſaßen, gar verſchiedenartig empfindend, beieinander. Lulu ſprach ſcheinbar abſichtlich oft von ihrem baldigen Abſchied aus dem Städtchen, und Valentin hörte ihr jedesmal ohne Erwiderung zu; ihn erſtarrte dieſer Gedanke. Und da er ſo große Ruhe, die nicht ahnen ließ, was ſie verbarg, bei Lulus Andeutungen an den Tag legte, war dies der kleinen Perſon nicht recht, weil ſie hinter Valentins Benehmen ihrem Ermeſſen nach vermutete, daß er ſich in das Unvermeidliche finde. Sie ließ daher nicht nach, das Feuer höher anzufachen, nicht mit der Abſicht, ihn zu ſchädigen, ſondern nur von Unruhe, Neugier und Eitelkeit getrieben, zu erfahren, wie es wohl um ihn ſtehen möge. Feierabends kam er nach wie vor in die Bügelſtube, oder holte Lulu aus dem Theater ab. An dem Sonnabend, am Ende der für Valentin ſchwer ertragenen Woche, ſaß er ſchweigend und bedrückt auf ſeinem gewohnten Platze. Die alte Ambroſius bügelte noch im vollſten Eifer, ließ bei Gelegenheit, um ihren Stahl zu prüfen, den angefeuchteten Finger das heiße Eiſen berühren, daß es kurz aufziſchte, und ſtrich dann unaufhaltſam weiter.

Lulu war aufgeſtanden und an das Fenſter getreten, blickte gedankenlos in das Dunkel und ſang vor ſich hin. — Valentin ſah unverwandt ſchmerzlich

auf ſie, mit dem Gefühle, als ſtröme jedes Glück und jedes Elend von ihr aus. Er ſchloß die Augen, da empfand er, wie in ſeine Stirn, in den innerſten Nerv, Lulus ſüßes Bild gedrungen war. An die Möglichkeit, ſie halten zu können, glaubte er nicht mehr, bei ihrem Anblick lag nur die Vorausſicht, von ihr getrennt zu werden, lähmend auf ihm, verſtärkte aber den Eindruck ihrer Reize und den heißen Wunſch um ein Beträchtliches, etwas zu thun, das der Kraft ſeiner Liebe gleich käme. — Etwas mußte geſchehen; unmöglich konnte die Liebe, die ihm als Zweck und Ziel ſeines Daſeins erſchien, als Erfüllung jeder Hoffnung, wieder verſchwinden, ohne etwas Bedeutungsvolles ausgerichtet zu haben. Daß dieſes dennoch geſchehen könnte, ſchien ihm unerträglich zu faſſen, und das Grauen, welches ihn bei dieſer Möglichkeit überſchlich, war tief erregend. Solch eine Lebensgewalt ſich ziellos zu denken, zu denken, daß ſie nur da ſei, um zu erwachen, wie ein Sturm zu wüten und wieder in der Alltäglichkeit zu vergehen, das konnte und durfte nicht ſein. Von ihr den Untergang erwarten, war Befriedigung gegen dies zweckloſe Austoben mächtiger Kräfte.

Verzweifelte Gedanken bewegten den armen Burſchen, der ſchweigſam und von beiden Frauen kaum beachtet,

in dem Zimmer ſaß, und tief empfand, daß er nie verſtanden werden konnte. Solch ein Gefühl iſt ſchickſalsvoll für einen Menſchen, in dem etwas Ungewöhnliches ſich geſtalten will; dann erſt iſt er ſchrankenlos ſeinem Verlangen hingegeben, wenn er ſich bewußt geworden iſt, daß er durch das, was in ihm vorgeht, von ſeinen Mitmenſchen abgeſondert, daß ein Mitteilen für ihn unmöglich geworden iſt.

Für Valentin begann von dieſer Zeit an ein merkwürdiges Stück Leben. Mit Ruhe ſah er in jenen Tagen den Abſchied näher und näher rücken. Dieſe Ruhe hatte ihren Grund nicht in einer Verminderung der Leidenſchaft für das Mädchen, auch nicht in einer faſſungsvollen Unterwerfung, ſondern in einer gewiſſen Harmonie, die er zwiſchen dem Schickſal und ſeiner Kraft hergeſtellt hatte, in der Idee, etwas zu thun, das gleichſam den Grenzſtein ſeiner Leidenſchaft ſetzen konnte, ſagen zu können: ‚Das iſt es, was ich aus Liebe that.‘ —

Zu dieſer Zeit ſtand er dem Maler oftmals zu deſſen Chriſtusliebe und ging nie ohne Erregung und Spannung zu ihm hin. Mit Herzklopfen that er bei ihm hin und wieder Fragen, an deren Beantwortung ihm lag. Ohne daß der Alte eine Ahnung davon hatte, bewegte ſich in Valentin das Wunderlichſte,

was je in einem jungen, leidenſchaftlichen Kopfe entſtanden war.

Wenige Tage vor der Abreiſe der Schauſpieler traf Valentin, als er in die ſchon dämmerige Bügelſtube trat, Lulu, welche allein am Ofen ſaß.

Sie ſtreckte ihm die Hand entgegen und ſagte: „Nun geht es von hier; ich möchte, es wäre ſchon vorüber. Mir iſt ſo ein Abbrechen, die Unruhe und alles das, was man fühlt, wenn man auf Nimmerwiederſehen von einem Orte geht, der einem gewohnt geworden iſt, recht zuwider.“ Valentin erwiderte nichts. Er hätte auf der Welt nicht gewußt, was da noch zu ſagen wäre.

„Wollen wir mit einander in den Garten gehen?“ fragte ſie. „Ich war heute den ganzen Tag nicht draußen.“

„Ja,“ ſagte Valentin ſchwer bedrückt.

Sie gingen beide ſchweigend neben einander her. Lulu hing ihren Gedanken nach und bemerkte Valentins Schweigſamkeit nicht. Der aber war heute gekommen, um eine Bitte, die ihm nicht über die Lippen wollte, an ſie zu wagen.

Endlich brach Lulu die Stille und ſagte mit ihrer heitern, klaren Stimme: „Das iſt zu trübſelig, Valentin; wozu das Leben ſich verbittern.“

Sie ſchaute ſich um und hing ſich faſt ſchmeichelnd an ſeinen Arm. „Valentin, nicht wahr, du nimmſt dir den Abſchied nicht zu ſehr zu Herzen? Mir ſollte das ſehr leid thun. Valentin, du biſt gut?“

Da wußte er nicht zu hindern, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er blickte Lulu an, ohne zu antworten und konnte ſich zum Sprechen nicht entſchließen. Er führte ſie nach ihrem ſchönen Lieblingsplatz. Der war zu jeder Tageszeit ein ernſter, weihevoller Aufenthalt, der in ſeiner großartigen Einfachheit immer eindrucksvoll blieb. „Mein lieber Platz!“ ſagte Lulu innig und ließ ſich auf ihr hölzernes Kiſtchen nieder, das vor dem ſteinernen Sockel des mächtigen Kreuzes ſtand. „Wer mag die hierher geſetzt haben?“ fragte ſie.

„Ich!“ ſagte Valentin. „Das war ich.“

Lulu achtete kaum auf ihn; eine kleine, wehmutsvolle Abſchiedsſtimmung hatte ſie überkommen, an der ſie zaghaft naſchte, wie ein verwöhntes Kind es an einer unbekannten, wenig vertrauenerweckenden Speiſe thut.

Valentin ſtand mit klopfendem Herzen und im Kampfe mit ſich ſelbſt, endlich ſich den Mut zu reden abzuringen, vor ihr. Doch wollte es noch nicht zum Siege kommen.

„Wenn ich einmal reich bin," ſagte Lulu, „dann ſoll ein Meiſter hier für mein Kreuz mir einen Chriſtus zu ſtande bringen, ſo ſchön, wie ſie noch keinen geſehen haben. Und dann komme ich wieder einmal hierher. Es iſt doch ein Troſt, wenn man nicht für immer Abſchied nimmt."

„Lulu!" rief Valentin und ſank wie überwältigt vor ihr hin: „Ich liebe dich, wie dich nie ein Menſch wieder lieben wird."

Da erwiderte ſie nichts, ſuchte aber nach etwas, um ſich und ihn ſchnell vergeſſen zu machen, was er geſagt hatte. Doch wußte ſie kaum, was ſie ſprach und flüſterte: „Du, weißt du noch, wie du mir die Geſchichte von der Apollonia erzähltest? Die gefiel mir nicht. Mich ängſtigt es, daß es welche giebt, denen die Liebe zum Elend und Unglück wird. Valentin ſei klug; die Liebe iſt es wahrhaftig nicht wert, daß man ſich ihretwegen zu Grunde richtet. Nimm dich zuſammen! Wenn du es willſt, ſchreibe ich dir einmal und vielleicht ſehen wir uns auch wieder. — Wer weiß das?"

So ſuchte die kleine, etwas pedantiſche Hexe den armen, gequälten Burſchen auf ihre Weiſe zu tröſten. Daß ihr eigenes Glück bei dieſem Handel die Hauptſache bildete, daran, wie begreiflich, zweifelte ſie keinen

Augenblick. — Sie ſtand auf und hing ſich wieder an Valentins Arm, als wäre nichts geſchehen.

„Lulu," ſagte Valentin, „ich werde dich nicht wieder quälen, verzeihe mir. Ich weiß nun zur Genüge, wie es um mich und dich ſteht, und wenn du gehſt, ſollſt du eine Klage von mir nicht hören. Das glaube mir." — Hier ſtockte er und blickte zu Boden. „Aber ich denke, du weißt, wie ſehr ich dich liebe, — und wenn ich dich um etwas bitte" — er ſtockte wieder, das Herz klopfte ihm zum Zerſpringen, „dann wirſt du es nicht abſchlagen. Komme heute noch einmal hierher, ein einziges Mal thue es!"

„Weshalb?" fragte Lulu ruhig.

„Weil ich möchte," erwiderte er erregt, „daß du einmal etwas thäteſt, was du meinetwegen thuſt. Nur auf einen Augenblick komme," bat er innigſt.

„Du biſt ein närriſcher Menſch. Was haſt du davon, wenn ich komme? Sehen wir uns nicht täglich, und kommſt du nicht, ſo oft du nur willſt?" Das ſagte die Kleine ernſthaft.

„Ja," erwiderte Valentin; „aber ich bitte dich doch."

Er war, während er ſprach, auffällig bleich geworden. „Sage mir," fragte er heftig, „ob du willſt oder ob du nicht willſt? Aber quäle mich nicht."

Lulu ſah ihn an und etwas wie Mitleid um den

Thoren, der ſeiner Gefühle ſo wenig Herr war, wie es ihr ſchien, überſchlich ſie. Zu keinem Menſchen außer zu ihrer Mutter hatte ſie je ſolches Vertrauen empfunden, wie zu dem guten, ſchönen Freunde, und ſie ſagte: „Ja, wenn du nicht anders willſt, dann komme ich; aber wann?“

„Heut nacht. Um elf Uhr,“ ſagte er. „Mit dem erſten Schlage, wenn es an der erſten Uhr ſchlägt, dann mußt du hier gerade auf dem kleinen Weg ſein und dann kommſt du.“

Lulu blickte nachdenklich vor ſich hin. „Etwas unbequem iſt das,“ ſagte ſie lächelnd, „da muß ich zu dem Fenſter hinaus, denn durch das Haus komme ich ſo ſpät nicht mehr.“

„Wir ſtellen einen Stuhl davor,“ ſagte Valentin beruhigend.

„Ja, das glaub ich,“ lachte ſie, „verſucht hab' ich es ſchon öfters; aber es wird ſehr dunkel ſein.“

„Nein,“ ſagte er, „wir haben Mondſchein. Gerade um elf Uhr, da iſt es ſo hell, wie es nur ſein kann.“

„Ich fürchte mich nicht,“ erwiderte ſie.

„Komme ja!“ bat er mit einem Ausdruck, der ihr in die Seele dringen mußte. „Aber ich bitte dich, komme mit dem Schlage elf, ſonſt gar nicht. — Nein, dann komme ſicher nicht.“

„So, — dann nicht, du Eigenſinn? — Du ſollſt ſehen, daß ich komme. Glaube nur, für mich iſt die Heldenthat, einmal nachts durch den Garten zu gehen, nicht ſo groß, wie du es dir vorſtellſt. Ich habe es ſchon manchmal gethan. Wenn ich an meinem Fenſter vor dem Schlafengehen ſtand, da hat es mich hinausgelockt.“

„Lulu, ich danke dir,“ ſagte er und gab ihr die Hand. „Hätteſt du nicht kommen wollen, —“ er blickte wie träumend ſtarr vor ſich hin und ſprach nicht aus. „Lebe wohl! Rufe, wenn du auf dem ſchmalen Weg gehſt, ich höre dich dann.“

Sie verſprach es, und Valentin nahm von ihr Abſchied, wendete ſich noch einmal um und flüſterte heftig: „Du kommſt! Du kommſt, Lulu!“

„Ja, ich komme, du kannſt mir glauben,“ ſagte ſie faſt treuherzig und fügte nach einem Weilchen hinzu: „Du warſt nie anders, als gut mit mir.“ Sie ſtreckte ihm noch einmal die Hand entgegen, die er innig drückte, dann verließ er ſie. Das aber iſt das letzte Mal geweſen, daß ſie im gewohnten, wenn auch von beiden ſehr verſchieden empfundenen Glücke bei einander geſtanden haben. Die leichtlebige Kleine hatte in der Begegnung mit dem ſanften, ſchönen Menſchen eine Befriedigung geſpürt, er war ihr ſym-

pathiſch geweſen, nichts an ihm hatte ihr bewußt Mißfallen erregt; nicht das Geringſte. Zum eigentlichen Nachdenken über ihn und ſeine Beziehung zu ihr war ſie nicht gekommen; wie man eine zufällige Annehmlichkeit entgegennimmt, ſo ließ ſie ſich ſeine Güte und Bewunderung gefallen. Er aber hatte, ſeit er die ſchöne Lulu kannte, erfahren, daß die Liebe eine todbringende Macht ſein könnte; daß, je nachdem die Würfel fallen, ſie alles zu geben und alles zu nehmen im ſtande ſei. Und ihm war, nachdem er das erkannt, als müſſe man ihr wie ein unſchuldig Angeklagter, der auf ſeinen Richterſpruch harrt, entgegenſehen. Er liebte mit der Kraft, die der Liebe ihren tiefſten Zauber, ihre unerbittlichſte Gewalt, ihre Seligkeit und ihr ſchwerſtes Leid verliehen hat.

Frau Ambroſius war längſt in ihrer Bügelſtube zur Ruhe gegangen. Das Licht war gelöſcht, und ſie ſchlief ihren geſunden, feſten Schlaf. Da ſtand ihr leichtſinniges Töchterchen noch an dem offenen Fenſter ihrer Kammer. Sie hatte die Thüre, welche ſie von der Mutter trennte, leiſe verriegelt und ſchaute in den hellen Mondſchein, der über dem einſamen, ſchweigenden Garten lag, hinaus. Mit einem dünnen, dunkeln Tuch hatte ſie Kopf und Schultern bedeckt, ſo daß nur das roſige Geſicht und ein paar muntere Locken hervor-

ſchauten. Unbeweglich lehnte ſie am Fenſter und lauſchte. Es war eine warme, ſchöne Sommernacht, und ſie genoß ſie ganz behaglich; nur ein wenig Unruhe ließ ihr das Herz ſchneller ſchlagen. Sie blickte zum Himmel empor, da ſah ſie den Mond in blendender Klarheit ſeine freie Bahn ziehen. Einſam und geheimnisvoll ſchwebte er in dem gewaltigen Raume, der das ſilberne, kalte Licht des mächtigen Geſtirns in ſich aufſog. Wie gebannt blickte Lulu in die ſchimmernde, alles durchrinnende Luft. — Nichts regte ſich. — Ein Heimchen begann zu zirpen und erfüllte ſcheinbar mit ſeinen feinen, durchdringenden Tönen die ganze Weite.

Da ſchlug es durch die ſtille Nacht an der erſten Uhr und verkündete der Lauſchenden, daß ſie in der kommenden Viertelſtunde ihr Verſprechen zu löſen habe. — Da klopfte ihr das Herz, — und wieder ſchlug es an einer Uhr, — und noch an einer. Dann war alles ſtill, wie vorher; — totenſtill. Das Plätſchern eines Brunnens, das ſie noch nie vernommen zu haben glaubte, tauchte aus der ſchweigenden Nacht auf gleich einem Gedanken, der mit einem Male uns bewußt aus der Erinnerung aufzuſteigen ſcheint.

Nun wartete ſie noch eine Weile — jeder Augenblick ſchlich ihr langſam dahin — dann ſchlüpfte ſie geſchickt wie ein Kätzchen zum Fenſter hinaus und ſchlich

vorſichtig am Buſchwerk entlang. Die ganz vom Licht überſchimmerten Bäume warfen dunkele, feſtbegrenzte Schatten, und der Boden war von dem hellſten Mondſchein, der neben ſanfteſter Dunkelheit doppelt grell erſchien, wunderbar belebt. Der vom Tau tropfende Grasrand ſtreifte ihr das Kleid, ſo daß ſie es enge um ſich zog. Sie erſchrak, — es huſchte etwas über den Weg. — Das mochte ein Mäuschen ſein. — ‚Was ſonſt?‘ dachte Lulu, aber das Herz klopfte ihr mit einem Male, als ſollte es zerſpringen. Sie blieb ſtehen. — Die tiefe Einſamkeit bedrückte ſie. Alles glänzte, ſchimmerte und leuchtete in unheimlichem Lichte. Ganz entfernt bellte ein Hund; — aber wie entfernt! Nur wenn ſie achtſam lauſchte, hörte ſie es hin und wieder. — Und mit dieſem ganz weſenlos, aus unbeſtimmter Weite drangen Geräuſche bis zu ihr, unzuſammenhängend, fremd. Ob ſie wirklich etwas vernahm, oder ob der eigene Atem ſie getäuſcht, konnte ſie in ihrer Verwirrung nicht unterſcheiden.

Jetzt ſtand ſie an dem kleinen Pfad und wartete auf den vollen Schlag der Uhr. Feſt hüllte ſie ſich in ihr Tuch und hielt es mit einer Hand auf der Bruſt zuſammen, da fühlte ſie, wie ſich das Herz in ihr ängſtigte. Noch nie hatte ſie auf das Weſen der Nacht ſo geachtet wie heute. Sie erſchien ihr von allem

Leben verlaſſen zu ſein, und es graute ihr, als ſie überlegte, wie tief vereinſamt und unbekannt dieſe Stunden ewig geweſen ſind und ſein werden, ſolange die Welt ſteht. Da ſchlug die Uhr. Lulu fuhr zuſammen und bog zaghaft in den ſchmalen Weg ein. Jeden Schritt, den ſie that, hätte ſie zurückhalten mögen, ſo ſehr erſchrak ſie bei dem Geräuſch, das ſie verurſachte. Ein Zweig, der ihr unter den Füßen brach, ſchien die grenzenloſe Stille zu entweihen.

„Valentin!“ rief ſie. Nicht weil er ſie bei dem Abſchied gebeten hatte zu rufen, ſondern weil es ſie gewaltſam dazu drängte. Es war ihr, als hätte ſie, ohne zu rufen, erſticken müſſen. — Sie blieb ſtehen und horchte. — Keine Antwort. „Valentin!“ rief ſie noch einmal; — aber nichts regte ſich. Da ſchöpfte ſie tief Atem und ſchlich weiter. Jetzt thaten die Büſche ſich auseinander, das volle Mondlicht glänzte ihr entgegen, ſcheu blickte ſie noch einmal neben ſich in das Dunkel hinein, hob dann wieder die Augen; und — das Herz blieb ihr ſtehen, eiſig durchrann es ſie. Sie wollte aufſchreien, aber die Kraft verſagte ihr. Vor ihr, auf dem Kreuze erhöht, leuchtete überſinnlich im Mondſchein das Bild des Gekreuzigten mit der Dornenkrone. Die Arme weit ausgebreitet, das Haupt zur Seite geneigt und den Blick zum Himmel gerichtet, ge-

waltig ſchön, wie je ein Menſch auf Erden den Gekreuzigten im Geiſte hätte ſchauen könnnen.

Unglaublich war, was ſie ſah, zu unerhört, um es zu faſſen, doch durch die Schönheit, die das Bild ausſtrahlte, himmliſch gemildert. Wie gebannt blickte ſie darauf hin. Das Erſtarren ſchwand ihr aus den Gliedern, noch wogte jedes Gefühl in ihr, und ſie zitterte, von der Gewalt des Schreckens faſt verlaſſen. — Das Überſinnliche der Erſcheinung durchbebte ſie, und etwas wie Anbetung, wie ein Vergehen in dem Anblick durchdrang ſie. Lulu preßte die Hände feſt an die Bruſt und ſtarrte auf das ihr einſt bekannte und nun unendlich weit entrückte Haupt, das unnahbar, geiſterhaft über ſie hinwegſchaute.

Und es war ihr, als läge auf den übermenſchlich ſchönen Zügen, deren Schönheit ſie bis dahin nicht entfernt geahnt hatte, ſolch tiefes Leiden, daß ihr davor graute. Ein leichter Windhauch fuhr über die dunklen Tannen, die hinter dem Kreuze, das ſeine geiſterhafte Laſt trug, in die Höhe ſtarrten. Und bei dem leichten Hauch bewegte ſich das Haar, das unter der Dornenkrone dunkel hervorquoll, kaum merklich.

Da durchfuhr es Lulu mit neuem Schrecken. Sie warf noch einen langen Blick auf das Bild, unbewußt, wie um deſſen Schönheit und Gewalt tief noch zu er-

faſſen, ſeufzte ſchwer auf und trat, die Hände noch immer feſt über der Bruſt zuſammengepreßt, unſicher und zitternd wieder in den dunkeln Pfad zurück. Sie ging nicht ſchnell, das hätte ſie nicht gekonnt. Jedes Gefühl in ihr war auf das Außerſte angeſpannt. Sie hatte in dem heiteren Seelchen nicht Kraft genug, zu faſſen, was ſie geſehen und ging in ſchwerer Dumpfheit durch den mondbeſchienenen Garten. Seit ſie die Erſcheinung nicht mehr vor Augen hatte, wuchs in ihr das befremdliche Grauenhafte über jede andere Empfindung. Nicht zurück, nicht nach den Seiten wagte ſie zu blicken. Mit niedergeſchlagenen Augen, ſo daß ſie nur bei jedem Schritte von dem nächtlichen Garten einen feucht glänzenden Streifen Weg und Wieſe ſchimmern ſah, ging ſie langſam vorwärts. Dem Hauſe ſchien ſie nicht näher kommen zu können, ſo dehnte ſich der nebelhafte, durchleuchtete Raum, der ſie von ihrem ſichern Kämmerchen trennte, vor ihr aus. Von der Gewalt des Erlebniſſes war ſie ganz niedergebeugt, wie ein erſchrecktes Vögelchen in ſich zuſammengeduckt, und wußte nicht, was ſie mit ſich ſelbſt beginnen ſollte.

Das heitere, leichtſinnige Geſchöpf, das die Gewalt, das Verzehrende und den Ernſt der Liebe nicht anerkennen wollte, war nun mit einem Male ganz davon geängſtigt und überwältigt. Sie entſetzte ſich da-

vor. Die Liebe erſchien ihr wie ein drohendes Unheil. Da ſie ſelbſt nicht im ſtande war, leidenſchaftlich über alles Hindernde hinausſtrebend zu lieben, war ihr die Gewalt, die ſie in einem anderen Herzen erregt hatte, doppelt fremd und erſchreckend. Und ähnlich, wie der Gedanke an den Tod ſie mit Grauen erfüllte, ſo erſchütterte ſie die Vorſtellung der Leidenſchaft, die ſich ihr übermächtig offenbart hatte.

Da gedachte ſie des Abends, als Valentin ihr die Geſchichte der Apollonia mit der ganzen Kraft ſeiner eigenen Empfindung erzählt und wie ſie faſt widerwillig zugehört und an der Erzählung keinen Gefallen hatte finden können.

Endlich war ſie vor ihrem Fenſter angelangt, blieb aber lange regunslos, ohne daß ſie wagte einzuſchlüpfen. Immer von neuem durchſchauerte ſie die fremdartige Gewalt der Erſcheinung.

Als ſie in ihrer Kammer angſtvoll und bewegt ſtand, das Fenſter geſchloſſen und den Vorhang feſt zugezogen hatte, da fühlte ſie ſich etwas geſichert und von dem, was ihr draußen in der Nacht erſchienen war, getrennt.

Sie zündete ein Licht an. Vor Erregung ſtanden ihr heiße Thränen in den Augen. Ein Madonnenbildchen hing über ihrem Bette, darauf waren Lulus

Blicke gerichtet. Sie hob die gefalteten Hände und flüſterte: „Hilf mir; beſchütze mich!“ Dann begann ſie ſich auszukleiden; als ſie ſich aber niederlegen wollte, wurde es ihr ſehr bänglich zu Mut. Sie blieb mit offenen Augen ſtehen und blickte unſchlüſſig vor ſich hin.

Nach einer Weile nahm ſie ihr Licht, ſchob den Riegel von der Thür vorſichtig zurück und ſchaute in die große Bügelſtube hinein. Da lag Frau Ambroſius und ſchlief den Schlaf der Gerechten. Lulu wollte ſie wecken, entſchloß ſich aber nicht dazu. Sie ſchlich wieder zurück, holte geräuſchlos Decken und Kiſſen, ging damit ſachte, wie ein Geiſtchen bis an das Bett der Mutter, machte ſich dort ein Lager zurecht, löſchte in ihrer Kammer das Licht und legte ſich dann nahe bei der guten Frau Ambroſius nieder. Aber zum Einſchlafen konnte die Kleine lange nicht kommen. Wenn ſie die Augen ſchloß, ſtand das geiſterhafte Bild lebendig und gewaltig vor ihr, und immer von neuem erlebte ſie die übermächtige Bewegung. Als Frau Ambroſius mit dem Früheſten erwachte, fielen ihre Blicke auf das Töchterchen, das in die Decke gewickelt vor ihrem Bette lag und ſchlief.

„Da hat die Katze ſich gefürchtet,“ ſagte die Frau vor ſich hin und ſchüttelte lächelnd den Kopf. Schnell war ſie auf und fertig, nahm dann die nach langem

Wachen feſtſchlafende Lulu in die Höhe und legte den Schelm auf das eigene Bett hinauf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß das verſchlafene Ding garnichts davon gemerkt hatte und ſchaute ſie ſich an, weil ſie gar ſo friſch und reizend vor ihr lag. Hätte ſie geahnt, welch Geheimnis der hübſche Mund verſchloß und welchen Schrecken und Gewalten der Morgenſchlaf die Kleine entrückt hatte!

Als Valentin an dieſem Morgen in die Werkſtatt kam und ſich ſchweigend und düſter an ſeine Arbeit machte, erſchrak der Meiſter beinahe vor deſſen Ausſehen und betrachtete ihn. Valentin hörte und ſah nicht, was um ihn her vorging, und war ſchwer befangen. Nach der Arbeitszeit, als er ohne aufzublicken in der Werkſtatt zurückblieb, trat der Meiſter auf ihn zu und ſagte: „Ich meine es gut mit dir. Daß du einen Kummer haſt, haben die Frau und ich längſt bemerkt. Willſt du es mir ſagen? Ich glaube, daß es gut für dich ſein würde. — Mir hat dein Umgang drüben mit den Ambroſiuſſens lange ſchon nicht gefallen, alter Junge,“ dabei klopfte der gutmütige Meiſter ſeinem Geſellen auf die Schulter. Dem aber ſtieg in ſein bleiches Geſicht dunkele Röte.

„Drüben wird das Haus bald leer ſein,“ fuhr der Meiſter fort. „Das drückt dir am Herzen, nicht wahr?“ Valentin aber erwiderte nichts.

„Nun, nun, das giebt ſich," meinte ſein Brotherr. „Laß nur die Zeit vergehen," und er ging, da er nichts Beſſeres zu ſagen wußte, aus der Werkſtatt.

In Valentins Seele aber ſah es böſe aus. In der einſamen Nacht, die er bis auf das Äußerſte erregt verbracht hatte, waren ihm mit einem Male und zu ſpät, als die That geſchehen, die Augen aufgegangen, und er hatte ſich entſetzt, als er ſich bewußt geworden war, daß er das Heiligſte in ſeine Liebe mit hineingezogen habe. Tiefſtes Erſchrecken über das, was er gethan, eine peinigende Furcht vor ſich ſelbſt war mit einem Male in ihm eingezogen und Angſt durchdrang ihn, als er ſich überlegte, wie blind und heiß er nach dem jetzt wieder Undenkbaren geſtrebt hatte. Ihm war, als könne er keinen Menſchen frei anblicken; die Möglichkeit, Lulu wiederzuſehen, erfüllte ihn mit Verwirrung.

Er durfte und konnte ihr nicht wieder begegnen und fühlte faſt mit Beruhigung ſich ewig von ihr getrennt. Er wagte kaum Schmerz zu empfinden, denn er ſchien ſich ſo tief ſchuldig, daß er ohne Murren jedes Leiden ertragen hätte.

Die Freundlichkeit ſeines Meiſters verwundete ihn, denn da, als der Gute in vollem Wohlwollen ihm tröſtend auf die Schulter geklopft hatte, war ihm ſeine Schuld ſo zu Kopfe geſtiegen, daß es ihn ſchwindelte.

Er wäre am liebſten vor ſeinem Meiſter niedergefallen, nicht um zu geſtehen, denn wie wären die Worte, die ſein Geſtändnis ausgemacht hätten, ihm über die Lippen gekommen. Dunkel empfand er, er wolle um Verachtung, — Elend, Tod bitten. Valentin hatte ſich ſelbſt vollkommen verloren. Daß in ihm Widerſtandsfähigkeit lebte, mit der er ſich jedem Sturm gegenüber eine Weile behaupten könne, fühlte er nicht. Er war von ſeiner Art zu empfinden ganz niedergeſchmettert und wagte in demütiger Zerknirſchung keinem Gefühle, das anklagend in ihm auftauchte, ſich entgegenzuſtellen.

So lebte er hin, that ſeine Arbeit und zwar beſſer als je, antwortete auf alle Fragen des Meiſters, die die Arbeit betrafen, kurz und ruhig, ſonſt aber war er verſchloſſen und unnahbar.

An dem Tage vor Lulus Abreiſe ſtand er in ſeiner Kammer. Es war gegen Abend, die Luft gewitterſchwül, und er hörte hin und wieder einen Windſtoß in den Baumkronen des für ihn ſo ſehr verhängnisvollen Nachbargartens. Da mit einem Male durchbrach die Sehnſucht nach dem geliebten Geſchöpf mächtig ſein niederdrückendes Schuldbewußtſein. Zum erſten Male ſtieg ſeit jener Nacht der Trennungsſchmerz gewaltſam in ihm auf, ſo daß jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl davor zurückweichen mußte. Faſt ohne zu wiſſen,

was er that, ging er durch das Haus, über den Hof, durch den Garten des Meisters und nahm seinen Weg über den Zaun. — Noch einmal mußte er ihr nahe sein.

Am Himmel standen dunkele Gewitterwolken, und die spätsommerliche Schwüle, die in der Luft lag, war niederdrückend. Die warmen Windstöße wurden immer heftiger und alles bog und neigte sich ihrer Gewalt. In den hohen Bäumen verfing der Sturm sich wirbelnd, und in dem fahlen Lichte sah das Laub herbstlich und grau aus. ‚Das ist das Ende!‘ dachte Valentin. — Er wußte, daß Lulu ihm jetzt nicht begegnen konnte und ging mit klopfendem, verlangendem Herzen und als lade er eine neue Schuld auf sich, dadurch, daß er seiner Leidenschaft, die ihn zu großem Unrecht getrieben, wieder Bahn ließ, dem Hause zu.

In das Rauschen des Sturmes mischten sich entfernt verhallende Donnerschläge, und die großen Tropfen fielen. Er ging und starrte düster vor sich hin. Da stand er nahe vor dem Hause; die Fenster glänzten bleifarben durch die schwere Luft. Er blieb betroffen stehen, that keinen Schritt weiter vorwärts. — Ein unsagbarer Schmerz stieg ihm zu Herzen. — Dann schlich er durch den Garten, über den das Gewitter mit voller Macht hinzog, langsam zurück.

Tags darauf, als das Nachbarhaus ganz verlassen

und öde war, ging Valentin in der Dämmerung auf der Straße daran vorüber. Er trug etwas, das er unter einem Tuche verborgen hielt, und ſchritt langſam und bedrückt der Wohnung des Malers zu. Er wußte, daß um dieſe Stunde der Alte nicht zu Hauſe zu treffen war, kam in das Atelier, ohne jemand zu begegnen, ſchlug die Truhe auf und legte das, was er vor Tagen daraus entnommen, wieder zurück und ſchloß den Deckel ſachte darüber. In der Küche hörte er die Haushälterin wirtſchaften und das Holzfeuer auf dem offenen Herde kniſtern. Er wurde nicht bemerkt, trat in das Freie und ſaß bald darauf hoffnungslos, ſchwer getroffen mit den Meiſtersleuten und Karl Frey bei der Abendmahlzeit.

Manches Jahr blieb Valentin in dem Städtchen und führte ein ſtilles Leben. Der Meiſter hatte Wohlwollen zu ihm gefaßt, war mit ihm zufrieden und konnte es auch ſein, denn aus dem Geſellen, der in früheſter Jugend eine Scheu vor der Macht der Arbeit, welche ihm auf dem Leben ſchwer zu laſten ſchien, empfunden hatte, war mit der Zeit ein zuverläſſiger, fleißiger Mann geworden, der dem alternden Meiſter Hilfe und Stütze im Geſchäfte ſein konnte. Valentin ſelbſt hatte eine ruhige Zuflucht für ſein bedrängtes Herz in der einſt von ihm mißachteten Arbeit gefunden. Er geſundete an ihr von den Peinigungen eines ſchweren, eigentüm-

lichen Schickſals, deſſen Gewalt er ſchweigend wie ein Geheimnis getragen hatte.

Auf das Tiefſte war er von ſeiner Schuld durchdrungen. Sein gläubiges Gemüt hatte bei der vollen Erkenntnis deſſen, was er gethan, gelitten, und die Empfindung, daß er zu jeder Strafe bereit ſein müſſe ohne zu klagen, war ſeiner Natur nach in ihm entſtanden. Nach der Trennung von der mit gewaltſamer Leidenſchaft Geliebten ſtieg unbemerklich aus ihm ſelbſt eine wunderliche Sühne auf, die er voll erfaßte, ruhig hinnahm und gegen die er nicht zu handeln wagte. In Unterwerfung und Demut fühlte er ſich ſelbſt in der erſten, mächtigſten Erregung keines Glückes mehr wert, und keines Leidens und Klagens. In eine wunſchloſe Öde war er mit einem Male geſtoßen. Er hätte den Mut nicht gehabt, etwas für ſich zu erbitten und etwas, was ihm verſagt wurde, zu beklagen; ſo tief fühlte er ſich ſchuldig. Er verſagte ſich deshalb, ſoweit dies denkbar iſt, das Leiden um Lulu, und er that dieſes, als müßte er es aus unerbitterlicher Naturnotwendigkeit thun.

Auch jede Wehmut bekämpfte Valentin wie einen ſtrafbaren Gedanken, bekämpfte, von dem quälenden Bewußtſein ſeines Unrechtes nicht freigelaſſen, das berauſchende Sichhingeben an den Schmerz, in das andere

ſich wie in ein Meer hineinſtürzen, darin unterzugehen meinen, doch von den Wogen nur betäubt, unendlich hin und her getrieben, abgemattet, lebensmüde auf ein ödes Ufer geſchwemmt werden. Indem Valentin in Reue und Demut nicht zu klagen wagte über das Schwerſte, was einem Herzen angethan werden konnte, indem er ſcheinbar ſich ſtrafte, hatte er das Weiſeſte vollbracht, was ein Menſch erſinnen mochte, um einem Schmerze zu entfliehen. So groß ſein Leiden war, wurde es dadurch, daß er es vor ſich ſelbſt verleugnete, um ſeine größte Kraft betrogen, denn nur dann, wenn es vollkommen rückhaltslos mit uns eins wird, dann erſt iſt es mächtig, läßt von uns nicht ab, zehrt an uns, durchdringt jede Faſer und ſcheidet den, in den es eingezogen, vom Leben. Valentin geſundete, während er ſchwer zu büßen glaubte und, ohne daß er es gewahr wurde, lag nach einem Zeitraum das Erlebte unbeſtimmt, nebelhaft hinter ihm. Und er ſaß Tag für Tag in ſeiner Werkſtatt und arbeitete ruhig, von nichts mehr abgelenkt. Träumerei und phantaſtiſches Drängen und Treiben, mit dem er begabt worden war, fanden jetzt keine Freiſtatt mehr, waren an ihm wie die erſte Jugend vorübergezogen. Da es nutzlos für ihn ſchien, ſich mit dergleichen abzugeben, fiel es in den reiferen Jahren, die mit den Kräften ſchon mehr haushielten, von ihm ab.

Dieſe unvollkommene, unnütze Gabe, die ſich in ihm mit nichts, was ihm vollen Wert gegeben hätte, verbinden konnte, hatte ihn zu jener, ſo ſchwer nachwirkenden, geheimnisvollen That getrieben. Und dennoch hatte dieſe Gabe etwas an ihm vollbracht und ſchien ſich deshalb genügt und ihn verlaſſen zu haben. Wie es Tauſenden ergeht, die in der Jugend träumen, berauſcht leben und fühlen, und wenn ſie in ein ruhiges Alter treten, ſolch wundervolles Leben wie eine abgetragene Kleidung bei Seite legen und völlig ehrbar werden, ſo erging es Valentin. — Solche Naturen ſtehen unter dem Einfluß der verſchiedenen Altersſtufen und nicht unter der Gewalt des eigenen Charakters. Ihnen bringt die Kindheit Kindliches, ſo rein und friſch, wie ſie es bringen kann — die Jugend, ganz Jugend, ahnungsvollſtes Leben, Thorheiten. Feuer und Leidenſchaft ſchlägt ihre Herrſchaft in ihnen auf, wie in einem Tempel, der nur zu Ehren dieſer erbaut wurde, — doch läßt ſie nichts von aller Herrlichkeit zurück, wenn es zum Scheiden kommt. Es giebt unzählige Menſchen der Art, die nicht durch ſich ſelbſt, nur durch ihr Alter uns vor Augen geführt werden. Wäre das nicht der Fall, wie müßte man ſtaunen, daß nicht mehr Wunder verrichtet werden, wenn man an die große Gewalt wundergläubiger, friſcher Jugend gedenkt, die unüber-

ſehbar auf Erden verbreitet iſt. Nur wenigen iſt es vergönnt, die Macht und Reinheit junger Jahre feſtzuhalten und ihre Kräfte zu eigner Kraft zu machen. Solche halten die Lebensalter ſchön verbunden in ſich ſelbſt zuſammen und es ſteht beſtes von ihnen zu erwarten. Sie haben, was vorüberziehen wollte, unter ihre Herrſchaft gebracht. Wenig iſt ihnen geraubt und vieles gegeben. Valentin aber trat aus dem Jünglingsalter erleichterten Herzens und atmete in der Alltäglichkeit ſo frei und zufrieden, als lägen nicht, wenn er die Blicke nur heben wollte, lockende Weiten vor ihm und um ihn. Durch ſein zufriedenes, von Erinnerung kaum mehr behelligtes Leben, war mit ſeiner Schönheit ein Wandel vorgegangen. Das Zarte, Geiſtige, was ſeinen Zügen und ſeiner Geſtalt einen ſo wunderbaren Reiz verliehen hatte, der vor Zeiten von den Nachbarsleuten übel gedeutet worden war und der dieſen von je ein ärgerlicher, fremder Anblick geweſen, dieſe Weihe der Schönheit war mit den Jahren von ihm gewichen. Das Leben hatte das Seinige dazu gethan. Er war gehörig voller und ſtämmiger geworden. Seine Geſichtszüge hatten ſich nicht verändert, nur ſtanden ſie jetzt in einem ungleichen Verhältnis zu den Wangen, die aus ihren feinen Formen getreten waren, ſich verbreitert hatten,

und Augen, Naſe und Mund gleichſam einzuengen ſchienen.

Da geſchah es, daß ihm eines Tages der Tod ſeines Vaters gemeldet wurde. Er hatte den Alten ſeit Jahren nicht wieder geſehen. Meiſter Bärlein war am Schlagfluß geſtorben, nachdem er bis dahin friedlich und in erträglicher Geſundheit ſeine Jahre auf dem Kannerückchen zugebracht. So ſchnell es ging, machte Valentin ſich auf, um nach ſeiner Vaterſtadt zu reiſen.

An einem Frühlingstage langte er dort an. Das Begräbnis des Vaters hatten ſie ohne ihn abhalten müſſen, und er ſtand in der wohlbekannten, traurig verlaſſenen Werkſtatt allein. Die Geigen hingen noch immer wie ſonſt an dem Fenſter, und die Sonne warf deren Schatten langgeſtreckt, wie Valentin es oft in ſeiner Kindheit beobachtet hatte, auf die Dielen. Jetzt lag ihm als erſte Pflicht ob, den Nachbarn für die geleiſtete Hilfe bei des Vaters Begräbnis zu danken. Er zog ſeinen Sonntagsrock an und ging mit einer der Sache angemeſſenen, bewegten, doch würdigen Haltung aus ſeinem väterlichen Hauſe.

Viele der Nachbarsleute ſaßen an dem ſchönen Frühlingsnachmittage an den offenen Fenſtern und vor ihren Thüren, und wollten den Augen nicht trauen, als ſie in dem ſtattlichen Mann den Valentin erkannten.

Daß er angekommen ſei, wußten ſie; die Geſchwiſter Degele hatten ihn bewillkommt, und, ſo ſchnell wie es ihnen möglich war, ſeine Ankunft auf dem Kannerückchen verbreitet. „Der Tauſend, hat der ſich herausgemacht,“ ſagte Jette Degele, als ſie die Neuigkeit dem erſten beſten mitgeteilt hatte. „Man ſollte es nicht für möglich halten, daß aus einem ſo windigen, unnützen Burſchen ſo etwas Reputierliches werden könne.“

Die Nachbarn empfingen ihn alle mit einer gewiſſen, achtungsvollen Scheu, die Valentin, welcher von ihrer Seite von früher her an eine ganz andere Art der Behandlung gewohnt war, außerordentlich wohl that. Zum erſten Male behandelten ſie ihn als ihresgleichen mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, die zwar noch nicht recht zum Durchbruch kommen konnte, aber ſchon bei der erſten Begegnung auf dem Wege dazu war. Die Nachbarn ſchienen alle von ſeinem hübſchen, ruhigen Benehmen befriedigt und angenehm berührt zu ſein. „Da iſt nichts mehr, was einem an dem Menſchen fremd anſieht. Das hat ſich alles ausgeglichen,“ ſagte einer, der früher beſonderen Widerwillen gegen den ernſt ſchönen, unnahbaren Burſchen gehegt hatte.

Und ſo war es auch. — Manche Naturen werden von einem gewaltigen Schmerz, den ſie überſtanden

haben, nicht gereinigt und verklärt, ſondern das Zarte, Unſchuldsvolle ihrer Seele, das ſie vor anderen auszeichnete, wird ihnen vom Unglück, das über ſie hinwegging, verwiſcht, und ſie gehen daraus hervor, ihres Beſten beraubt, ſtumpf, gleichgültig, kleinlich, nicht mehr unſchuldig, ganz wie die Gewöhnlichen, die ihnen früher ihrer Reinheit und Unberührtheit halber gram waren. Dann aber geht die gute Zeit für die ſonſt Vereinſamten erſt an; Gevattern hier und dort, gut Freund auf Weg und Steg und leidliche Sicherheit vor übler Nachrede, und Behagen und Ruhe, wenn ſie nur halbwegs ihren Pflichten nachkommen.

Als die alte Machlett, die etwas gebrechlich geworden war, Valentin zum erſten Male wiederſah, da wollte ſie es gar nicht glauben, daß ſich ihr Bürſchchen ſo ſehr verändert habe. Sie ſchüttelte wehmütig den Kopf und ſagte: „Du warſt ein gar lieber Junge. Nun, wir bleiben gute Freunde, denke ich, ſo lange ich es noch mitmache, auch jetzt noch,“ und ſie reichte ihm die Hand hin.

Valentin fühlte ſich allmählich ganz behaglich und wohl auf dem heimatlichen Kannerückchen. Das hätte er wohl früher nicht gedacht, daß es ihm hier ſo gut zu Mute ſein könnte. Er ließ das alte Lädchen ſchön herrichten, die Fenſterrahmen innen blau anſtreichen, weil

das hübſch zu den Geigen ſtand, und von außen ließ er das Holzwerk glänzend braun lackieren.

Auf dem Kannerückchen war ein Jahr vor Valentins Ankunft eine Bäckerswitwe mit zwei Kindern hingezogen; die war eine noch junge und friſche, behäbige Frau, ſtand bei den Leuten in beſtem Anſehen und verdiente ſich ein Stück Geld mit Weißnäherei. Man konnte ihr in keiner Weiſe etwas Übles nachſagen, und es dauerte gar nicht lange, da hatten die Nachbarn es damit vor, die junge Frau mit Valentin zuſammenzubringen. Und es machte ſich auch bald, ganz wie von ſelbſt, daß auf dem Kannerückchen Hochzeit gefeiert wurde.

Die Jahre gingen hin, da ſaß Valentin in einem ſchönen, geblümten Schlafrock, den ihm die Frau verehrt hatte, auf einer grünen Bank vor der Hausthüre; vor ihm unter den Eichen ſpielten, mit unter denen, die ſich hier aus Gaſſen und Gäßchen zuſammengefunden hatten, ſeine eigenen und die Kinder ſeiner Frau. Der ſchön entwickelte Baum auf dem Eichenplatze, der ſich vor ſeinen Kameraden ſo kräftig herausgemacht hatte, wurde voller und ſchöner von Jahr zu Jahr und erfüllte ſeine Beſtimmung, Geſchlechter zu überdauern, mit Stolz und Kraft. —

Wenn der Inſtrumentenmacher ſo in der Dämmerſtunde ſeinen lärmenden Buben von dem hohen Kanne-

rückchen aus zuſchaute, ob da nicht ein Widerſchein der alten Schönheit über ſein Geſicht zog, ob da nicht Unglaubliches in dem guten Hirn des Bürgers auftauchte und ob nicht fernes, wunderbares Glück und Leid ihn ſehnſüchtig aufatmen ließ?

Die alten Leutchen

In Altweimar, in dumpfer, enger Gaſſe hing an einem altmodiſchen Haus, das längſt nicht mehr ſteht, über einem Warengewölbe ein unſcheinbares, blaues, verblichenes Ladenſchild, darauf ſtand in ſchnörkelhafter Schrift: „Spezereiwaren-Handlung von Balduin Häberlein.“ Das Lädchen hatte ein gedrücktes Bogenfenſter, in dem die Herrlichkeiten, die feilgeboten wurden, auslagen, und vor dem Fenſter war ein Brett angebracht, um mancherlei Lockſpeiſe den Leuten vor die Naſe zu ſetzen. Da prangte, je nach den Jahreszeiten, ein Körbchen zarten Gartenſalates, ein appetitlich aufgeſchnittener Käſe, der unter ſeiner blanken Glasglocke einen gar erfreulichen Anblick bot; da lag ein ſtarrer, feiſter Fiſch, ſo recht der Länge nach; da ſtand ein hübſch Gerichtlein zarter Rüben, und gab es etwa nichts anderes des Froſtes wegen, ſo hockten nebeneinander auf dem Brette weiße Leinwandſäcke voll Backobſt, auserleſener Wachsbohnen und Erbſen. Es hatte alles ein ſolides Anſehen. Und das alte Gewölbe ſchien in gutem

Rufe zu ſtehen, denn den Nachbarsleuten, die auf das Hin und Her vor den Fenſtern achteten, waren es wohlbekannte Laute, wenn das helle Ladenglöckchen klang und wieder klang, und immer gab es für die müßigen Seelen etwas zu beobachten, wenn ſie auf das Spezereigewölbe ihr Augenmerk richteten. Von früh bis zum Abend ging Mägdevolk ein und aus und Hausfrauen mit wichtiger Miene, denn es galt, durch guten Einkauf einen neuen Stein einzufügen zum Aufbau häuslicher Gedeihlichkeit und Behäbigkeit. Behäbigkeit! — wie behagt ſie doch dem wunderlichen Ding, das ſein abgeſondertes Leben in uns führt, dem allerliebſten Tier im Menſchen, das neben der mit ihm eingeſpannten Seele, unbekümmert darum, ob dieſe bedrückt mit ihm einherläuft, es ſich wohl ſein läßt bei gutem Futter und in angenehmer Wärme. Das allerliebſte Tier im Menſchen macht ſich breit neben Hoffnungsloſigkeit und bewegt ſich bequem neben ſchmerzlichſter Erſtarrung. Weil es ihm gar zu wohl gefällt, hält es die matte Seele, die ihr Beſtes verloren hat, ab, heimzukehren, täuſcht ſeine Gefährtin um die Erkenntnis ihres Elends und bekehrt ſie endlich ganz zu ſich. Die fängt dann ſachte an und ahmt ihm nach, freut ſich mit ihm mitten in Troſtloſigkeit über einen guten Schluck und Biſſen zur rechten Zeit und iſt gelehrig. Erſt thut ſie vornehm

mit, kühl wie ein Fürſt unter Bauersleuten, doch nicht lange, und ſie iſt von der geſunden Niedrigkeit, in der ſie ſich bewegt, durchdrungen. Da tritt an die Stelle einer verlorenen, höchſten Hoffnung, vielleicht für einen Augenblick erſt nur, die Befriedigung, die eine behagliche Umgebung, eine Lieblingsſpeiſe bietet, und dann währt es nicht allzu lange, daß die ſtolze, gekränkte Seele dumpf mit ihrem Tier zuſammenhockt, und alles, was ihr einſt eine übermenſchliche Qual erſchien, hat ſich unmerklich nach und nach in ſanftes Wohlleben gelöſt. Es iſt ihr wieder heimiſch und gemütlich auf Erden geworden. Sie hatte ſich ihren Platz unter der Menſchheit vielleicht mit höchſten Mitteln und Opfern erobern wollen, hatte gelitten, mutig gekämpft, alles daran geſetzt und hoffnungslos verloren. Und nun, faſt ohne zu wiſſen, wie ſie dazu gekommen, ſteht ſie hübſch feſt, hat, was ſie braucht, und denkt an ein unverſtändliches, übermäßiges Wollen, das ſich einſt in ihr regte, als an etwas längſt Überwundenes lächelnd zurück.

Und in dieſem Sinne iſt unſer ſolides, vertrauenerweckendes Lädchen ein wichtiges und gutes Ding, und die Miene der Hausfrau, die dort ein und ausgeht, iſt mit Recht bedeutungsvoll, und der Einkauf im Lädchen iſt keineswegs leichtſinnig zu betreiben, ſondern voller Würde und Hingabe.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Da iſt ein vorzüglicher Käſe, ſaftig, zart, von angenehmſtem Aroma und gewürziger Kraft. Steht dieſer auf einem gewiſſen Punkte ſeiner Vollendung, das heißt, iſt er in dem Prozeß der Zerſetzung gerade ſo weit vorgeſchritten, nicht weniger und nicht mehr, als wie er ſeit Generationen ſchon für ausgezeichnet erkannt worden iſt, ſo trägt die Hausfrau, die ihn in ſolchem glücklichen Stadium erlangt hat, etwas Wertvolleres mit heim, als ſie bezahlte. Die Möglichkeit liegt da, daß dieſes harmoniſch vollendete Käschen, doch will das wohl verſtanden ſein, von größerer Wirkung werden kann als Recht, Geſetz und Menſchenwürde, als das, was uns in Schranken und Sitte hält. Es repräſentiert gewiſſermaßen für den, der ſich einen Biſſen davon auf der Zunge zerfließen läßt, das, was man Wohlleben nennt Er genießt eine kleine Anreizung ſtarker Empfindungen. Vielleicht trägt er ſich mit allerſchwerſten Gedanken. Leidenſchaft zehrt an ihm, Troſtloſigkeit, tiefer Überdruß, verlockendes Unrecht blendet ihn. Etwas von dieſem allen erregt ihn, und er iſt nahe daran, zu verderben, alles hinter ſich zu werfen, um auf Gnade und Ungnade zu leben, zu genießen und zu enden. Was ihn bewegt, iſt mächtig, ſteht in großen Zügen. Er ſieht den Tod, ſieht ſein Glück und ſein Verderben, weiter nichts. Da ſchluckt er von dem Käschen oder

ſonſt von einem guten Biſſen, und es drängt ſich in ſein tragiſch ſtarkes Empfinden allerlei Kleinzeug. Der nicht erwähnenswerte Genuß, der, von ihm kaum beachtet, auf der Lippe prickelt, weckt die Erinnerung an tauſend andere, an eine Macht, die aus ſolch kleinen, angenehmen Unbedeutendheiten beſteht. Dieſe Macht hebt ſich, ſtellt ſich verderbenbringenden Entſchlüſſen entgegen und ſchafft dem über Sitte und Gewohnheit Hinausſtrebenden unbemerkt den ſicheren Halt. Geſetz, Vernunft und alles, was der Menſchheit Schutz verleihen ſollte, hatte nichts ausrichten können, das Verderbliche war unaufhaltſam gewachſen. Der Menſch hatte ſich und andere vielleicht preisgeben wollen; da zur guten Stunde ſchlich ſich ein Bote des Behagens ein. Der kam dem Tier im Menſchen zu paß, es dehnte ſich und verlangte geſtärkt doppelt eifrig nach ſeiner Behäbigkeit zurück.

So iſt mancher gerettet uud gezwungen worden, an den alltäglichſten Annehmlichkeiten von ſchwerem Leiden zu geſunden. Daher iſt ſolch ein wohlgehaltener Laden, wie der des Händlers Balduin Häberlein, von tieferer Bedeutung, als es dem harmloſen Beobachter erſcheint. Und es iſt die Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er ſeinen Mann, wenn er die Sache verſteht, reichlich und überreichlich ernährt. Dieſer und jener mag

aus dem alten Spezereigewölbe ein mächtiges Lebenselixier, das gegen Trübsal und Jammer ihn standhalten ließ, gewonnen haben, ohne zu wissen, was ihn erhielt. Der alte Balduin Häberlein ahnte auch nicht, daß seine Kundinnen gar tief bei ihm in Schuld steckten. Der einen hatte er den Mann durch muntre, gute Bissen, die er klug in Vorrat hielt, vom Trübsinn gerettet. Und dem Sohn einer anderen, der auf schlechte Wege geraten war, hatte die vorzügliche Küche seiner Mutter und die auserwählt guten Zuthaten, die sorglich und reichlich beschafft wurden, die Ehrenhaftigkeit und gute Stellung des Hauses dargethan, mehr als Liebe und jedes würdige Gefühl, so daß er angesichts der wohlbestellten Tafel nicht den Mut gewinnen konnte, abzufallen. Im Hause einer anderen trug sich einer mit Todesgedanken und kam nicht zu deren Ausführung, weil es im Februar Lachs, in einem Monat Austern gab, im folgenden Krebse, dann wieder Wildbret. Jeglicher Monat brachte sein Gutes, und keiner wollte kommen, der frei von jeder Lockung gewesen wäre. Der aber wußte nichts davon, daß er ein Helfer und Retter war, nahm all die verschiedenen Verlangen, Nöte und Sorgen, von denen die Kunden ihm in den Laden getrieben wurden, in bare Münze umgesetzt, zufrieden ein, lebte mit seiner kleinen Frau im Ladenstübchen und

brachte ſeine Tage in Thätigkeit und größter Ehrbarkeit hin. Er war ein echter und würdiger Spießbürger, hatte ſeine erprobten Eigenheiten in Kleidung und Ausdrucksweiſe, trug das ſtraffe, graue Haar ſtarr in die Schläfen hineingekämmt, jahraus jahrein ein karriertes Halstuch unter der Weſte, und an Markttagen, wo das Geſchäft beſonders rege ging, hielt er es für notwendig, eine blaue Schürze vorzubinden. Die Mägde betitulierte er durchweg mit Jungfer Köchin, behandelte ſie jovial und etwas herablaſſend und ſah ihnen gehörig auf die Finger. Gegen die Frauen und gnädigen Frauen aber blieb er unveränderlich von größter Höflichkeit. Er war ein Menſch, der ſo ſehr hinter ſeinen Ladentiſch zu gehören ſchien wie die Schnecke in ihr Haus. Wer ihn kannte und gewohnt war, ihn zu ſehen, wie er zwiſchen ſeinen Tonnen und Tönnchen, ſeinen Käſeaufſchnitten mit Kiſten und Näpfen hantierte und von einer Atmoſphäre umgeben war, die mit der eigentlichen Luft keine nähere Verwandtſchaft hatte als ein friſcher Waldbach mit einer Burgunderſauce, der konnte ſich den Händler Balduin Häberlein nicht in Gottes freier Natur vorſtellen; und wäre er ihm an einem ſchönen Frühlingstage unter blühenden Bäumen am Flußufer auf ſich ſchlängelndem Wieſenpfade mit der kleinen Frau Häberlein am Arme begegnet, er hätte ſeinen Augen

nicht getraut über die närriſche Ungereimtheit der Erſcheinung inmitten der friſchen Frühlingspracht. Balduin Häberlein war von den Eigenſchaften ſeiner Umgebung durchdrungen und durchzogen. Und ſelten genug kam es vor, daß die beiden fleißigen und geduldigen Leute in ihrem Sonntagsſtaat aus dem Ladenſtübchen gingen, um ſich eine kleine Erholung zu gönnen. Sie lebten ſo hin wie viele Tauſende; vom Morgen bis zum Abend thaten ſie ihr Tagewerk, das ihnen vom Schickſal auferlegt war. Schon viele Jahre mit einander verheiratet, waren ſie kinderlos geblieben, und die Zeit hatte nichts weiter an ihnen vollbracht, als dazu gehört, aus einem Paar würdigen, wohlangeſeſſenen, jungen Leuten ein Paar gerade ſolche alte zu machen. Sie brauchten nicht viel bei dieſem Wandel von jung zu alt zu beklagen, im Gegenteil waren ſie dabei in aller Muße und Solidität zu dem, was ihnen in jungen Jahren in beſonders verſtändnisinnigen Stunden als Wünſchenswerteſtes vorſchwebte, gekommen.

Sie hatten ihr Geſchäftchen mit einander zu einer einfachen, von Grund aus ſicheren Vorzüglichkeit gebracht, kannten die beſten Quellen, ſtanden mit älteſten, wohlbewährten Häuſern in Verbindung und betrieben ihre Angelegenheit mit einer gewiſſen Weihe und Hingabe. Balduin Häberlein und ſeine Frau paßten im Alter gut

zu einander und ſahen aus, wenn ſie hinter ihrem Ladentiſche ſtanden, als wären ſie für einander geſchaffen, ſo daß es nicht gut anging, ſie ſich einzeln vorzuſtellen; nur that die kleine Frau es dem Händler nicht ganz in Ruhe und Gemeſſenheit gleich. Er war längſt ſchon in ſeinen Gewohnheiten, Liebhabereien, in Gang und Redensarten ein Bürgersmann geworden, an dem die Jugendjahre ihre Arbeit gethan hatten, als an ihrer kleinen Perſon ſich jedes, von ihm überwundene Lebensalter noch zu ſchaffen machte. Es hatte ſich alles bei ihr zuſammen gefunden; das Kindiſche und Kindliche und die Jugend hatten ſich bei ihr dauernd einzuſchmeicheln gewußt, und als das Alter kam, fand es eine ziemlich muntere Geſellſchaft, die ſich nicht ſo ohne weiteres vertreiben ließ, und es mußte ſich ein Eckchen ſuchen und ganz beſcheiden bei denen zu Gaſte ſitzen, die ſonſt in tauſend Fällen aus Haus und Hof von ihm verjagt werden. Wäre dies kleine, bewegliche Geſchöpf nicht ſehr bei Zeiten Frau Häberlein geworden, hätte ſie das Schickſal in ein vornehmes und reiches Haus geſteckt, wer weiß, welch Wunder von eleganter Schelmerei und artiger Liebenswürdigkeit ſich in ihr ausgebildet haben würde. Vielleicht hätte ſie zu den Reizenden ihres Geſchlechts gehört, bei denen alles Anmut und Heiterkeit iſt. Aber das Leben paßt nun einmal ſeine

Geſchöpfe mit den Jahren ihrer Umgebung an und läßt einen gewiſſen überflüſſigen Reiz in Bewegung und Gebärde bei bürgerlicher Arbeit nicht aufkommen. Und was das Beklagenswerte iſt, daß ein verkümmerter, reich begabter Menſch mit ſeinen unfertigen, nicht zur Perfektion gekommenen Gaben einen Hauch von Komik an ſich trägt, der den wohlwollenden Beobachter faſt ſchmerzlich berührt. So war es bei der kleinen Frau. Hurtig, flink und ſicher bediente ſie jahraus jahrein neben ihrem Balduin die Kunden, immer freundlich und hingebend, und verſchwendete bei dem Formen einer Tüte oder dem Aufſchneiden eines Schinkens einen Überfluß an Zierlichkeit, welcher der Kundin ein Lächeln ablockte.

Dem Händler aber war das Benehmen ſeiner Frau von jeher gerade recht, und er glaubte an ihr einen Ausbund von Manierlichkeit zu beſitzen, und da er eine gerechte und dankbare Natur war, ſo ſchrieb er einen guten Teil ſeines Wohlſtandes der Zuvorkommenheit und dem adretten Weſen des Frauchens zu und war ihr ſtets ein guter und nachſichtiger Ehemann. Sie bekam kein hartes Wort von ihm zu hören, nur in aller Ruhe und Gelaſſenheit ſuchte er ihr manchmal begreiflich zu machen, daß ſie einem Hange nach Feſtlichkeit und allerlei Lebensauspuß zu ſehr nachgäbe,

daß ſich derlei nicht für ihre Stellung ſchicke und unnütz ſei.

Dieſer Hang war da, doch hatte er ſich bei ihr durch lange Jahre hindurch nicht ausgebreitet, ſondern ſich ſtets ungefährlich und harmlos verhalten. In anderen Verhältniſſen hätte er, der Begleiter von Reiz und Anmut, ſich wie dieſe zu einer Höhe entwickeln können. Leichtſinn, Freude an Schönheit, mächtigſter Trieb nach Heiterkeit und leichtem Leben wären dann wohl in der Delikateßhändlerin erwacht, und hätten ſie zu tauſend Thorheiten verlockt, ſo aber war ſie mitſamt ihren Anlagen bis in das Alter hinein ein rechtes Kind geblieben und den beſcheidenen, anſpruchsloſen Menſchen, unter denen ſie lebte, eine Annehmlichkeit. Ihr Mann konnte ſich gar nichts Beſſeres, als in ihrer Pflege zu ſtehen, denken und ließ ſie im Grunde ungeſtört ihren kleinen Schrullen nachhängen, die ihm nicht ganz verſtändlich waren und in denen er in den erſten Jahren ihrer Ehe den ſchon erwähnten beſorglichen Trieb nach Wohlleben gewittert hatte, deſſen mögliches Wachstum ihm bedrohlich erſcheinen wollte, ſo unſchuldig auch ihre Liebhabereien waren und blieben.

* * *

Zu dem ſchmalen, altmodiſchen Hauſe, das der Händler beſaß und das er von ſeinem Vater ererbt hatte, gehörte ein enger Hof, der von hohen Hintergebäuden rings eingeſchloſſen war, ſo daß man von ihm aus weiter nichts von der ganzen Welt als nur ein winzig Stückchen Himmel ſah, und dazu mußte man ſich mitten in das Höfchen ſtellen und über ſich ſchauen. Dieſe kleine Ecke aber war von Frau Häberlein ſehnſuchtsvoll auserſehen, um hier einige überflüſſige Lebensfreude zu gewinnen. Sie hatte als ganz junges Weib Tag und Nacht davon geträumt, in dem Hof ſich ein Plätzchen zu ſchaffen, wo ſie nach ihrer Tagesarbeit und in einer freien Stunde mit ihrem Strickſtrumpf ſitzen könne. Ihr Mann, als ſie ihm zum erſtenmal beim Abendeſſen ſchüchtern ihren Plan mitgeteilt hatte, mußte darüber lachen und ſagte: „Was fällt dir ein? Das wäre ein ſchönes Vergnügen, in dem dunklen Loche zu ſitzen. Das darf man der Nachbarsleute wegen ſchon nicht thun.“ Da ſah er, daß ſeiner Frau die Thränen in die Augen traten, ſchüttelte den Kopf und bekam, weil er dieſen Vorgang in ihr nicht begriff, einen kleinen Ärger über ſie. Als er ſie aber am andern Morgen geduldig und zierlich im Laden hantieren ſah, da fühlte er ſich ſo hübſch ſicher und geborgen durch die Wahl der Frau, daß er ganz vergnügt und übermütig wurde und einer alten

Köchin, der die Kleine eben eine Tüte Pfeffer für den Dreier abwog, ein Spitzglas guten Liqueurs wohlwollend ſchmunzelnd entgegenreichte, ſo daß alle drei ſich mit angenehmen Empfindungen lächelnd gegenüberſtanden: die Frau, weil ſie ſich bei dem Benehmen ihres Gatten eine Vorſtellung machte, als müſſe es ihm außerordentlich wohl zu Mute ſein; auch erſchien er ihr in dieſem Moment etwas komiſch, und das mochte ſie an ihm leiden; die Köchin, weil ſie die Güte des Händlers und ſeines Liqueurs überraſchte, und Herr Balduin, weil es ihm in Wahrheit, wie ſeine Frau es ihm angeſehen, wohl zu Mute war und Angenehmes ſich für ihn ſchon belebt hatte. Ein blühendes Geſchäft, ein gutes, tüchtiges Weib, unbedingte Achtung ſeiner Kunden, eine Kiſte ganz vorzüglicher Sardines à l'huile, die vor einer Stunde angekommen war und mit deren Inhalt er ſein Gewölbe lockend ausſtaffieren wollte, er war in beſter Stimmung.

Als er aber an dieſem Tage gegen Abend in das Ladenſtübchen trat, da ſah er ſeine Frau an dem tiefniſchigen Fenſter ſitzen, das hinaus auf eine Quergaſſe blickte. Es ſtand ein Korb voll Federn neben ihr, und ſie hielt einen Kapaun, an dem ſie verſtändnisvoll gerupft hatte, um ihn zum Verkauf vorzubereiten, nachläſſig in den Händen, bemerkte das Eintreten ihres

Gatten nicht und ſchaute ſo ganz verloren zum Fenſter hinaus mit einem Ausdruck, daß, wenn ſelbſt ein dummer Tropf vorübergegangen wäre und ſie beachtet haben würde, er bei ſich gedacht hätte: Da ſitzt ein melancholiſches Frauenzimmer. Der Herr Balduin ſah ſie erſtaunt an und wußte nicht recht, was er denken und wie er ſich benehmen ſollte.

„Na, Anna," ſagte er, „was haſt du denn?" und legte ihr die Hand auf die Schulter. Da machte ſie Augen wie eine arme Seele und lächelte verlegen.

„Ja, was haſt du denn?" fragte der Händler noch einmal ganz bewegt und verwirrt. Sie waren damals ſchon ein paar Jahre miteinander verheiratet, und es war immer ruhig bei ihnen zugegangen. Die Frau mochte wohl hin und wieder ihre trüben Gedanken ſtill für ſich gehabt haben, ſonſt wäre der ſchmerzliche, wehmütige Zug, der Herrn Balduin in Erſtaunen geſetzt hatte, nicht ſo klar auf ihrem Geſicht zu leſen geweſen, aber ſie hatte noch keinerlei Troſt oder Zuſpruch von ihrem Gatten beanſprucht und war jederzeit munter und freundlich geblieben, und nun war ihm der ſanfte, traurige Blick eine neue Erſcheinung. Als er ſie noch einmal, ſchon etwas ungeduldig, darauf anredete, was ihr fehle, da brach ſie in Thränen aus, legte den Kapaun auf das Fenſterbrett, lehnte ihren Kopf an die Schulter

ihres Mannes und ſagte: „Es wäre ſo hübſch von dir, wenn du mir erlaubteſt, daß ich mir im Hofe ein Sitzplätzchen herſtellen dürfte.“ — „Was meinſt du?“ fuhr Häberlein halb erſchreckt und halb beluſtigt auf, als hätte er nicht recht gehört; „und darum heulſt du?“ — „Darum?“ — „Nun, Gott ſei Dank, daß wir keine Kinder haben, das wäre eine ſchöne Geſchichte. Mit fünf Jahren wären ſie geſcheiter als ihre Mutter, und ich hätte die ganze Bande mit ſamt dir auf dem Hals. — Na, ſei nur ruhig.“ Er gab ihr einen Kuß; als ſie aber immer heftiger weinte, ſchüttelte er verblüfft den Kopf und ſagte: „Meinetwegen, da kehr dir in der Spelunke einen Platz und tanz darauf; mir ſoll's recht ſein. — Sei nur ruhig.“ — Und er klopfte ihr beſänftigend auf die Schulter, dünkte ſich väterlich und weiſe und meinte bei ſich, daß ein Mann, wie er, doch etwas ganz Gehöriges bedeute gegen ſo eine Frau. Hätte er geahnt, daß er in dem Augenblicke dem tiefſten Geheimnis der Philoſophie in der Erkenntnis ebenſo nah und ſo weit entfernt ſei wie den Vorgängen in der Seele des kleinen verweinten Weibes, er würde ſich nicht ſchlecht gewundert haben.

Die Frau ſtand auf und nahm ihren Korb mit Federn in die Höhe, ſetzte ihn aber wie in Verwirrung wieder nieder, öffnete die vollen, vom Weinen heißen

Lippen, als wollte ſie etwas ſagen, und ſah zu Herrn Balduin auf. Dieſer trommelte mit den Fingern auf einer Kiſte, die auf dem Tiſche ſtand, und ſchaute nicht ganz behaglich vor ſich hin. Noch einmal öffnete ſie die Lippen und begann beſcheiden und mit vom Weinen noch zitternder Stimme: „Wenn man ſo denkt, daß es auf Erden ſo viele Dinge giebt, die unſereins nicht kennt, und gar viele Freuden, die auf andere Leute fallen und uns auslaſſen, da kommen doch mitunter Gefühle über einen, die gerade wie eine Sehnſucht ſind.“ — „Nun, was willſt du damit,“ frug er etwas gereizt, „biſt du nicht mehr zufrieden? Willſt du Änderungen haben — immer zu! Trotzdem es kein gutes Zeichen iſt, wenn das Weib oben hinaus will. — Aber nur zu!“ Da lächelte die junge Frau, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Was biſt du nur gleich ſo böſe?“ Dann ſetzte ſie leiſe hinzu: „Es war nur wegen der Dämmerung, daß mir es ein bißchen ſchwer ums Herz wurde.“ — „Gut, dann ſchlag auch nicht Lärm, daß man meint, alles ginge darunter und darüber,“ unterbrach ſie mit Würde Herr Balduin, faßte ſie am Kinn, hob ihr den Kopf, lachte trocken auf, indem er ſie anſah und ſagte: „Was ſeid Ihr Frauensleute doch durchweg für Narren. Da ſtellt man ſich vor, wenn einmal eine ihre Sache gut macht und vom Geſchäft etwas verſteht, es wäre

Vernunft hinter der Geſchichte, aber Gottes Wunder, wenn man das Ding bei Lichte beſieht, da fällt alles unter den Händen auseinander, und man begreift nicht, wie ein Frauenzimmer irgend etwas Vernünftiges zuſammenbringen kann vor lauter Kinderei und Verworrenheit. Sitzt eine Frau, die ſich in die Zeiten doch endlich ſchicken ſollte, in der Dämmerung und heult. Und weshalb? Es iſt nicht zu ſagen." Balduin lachte im Gefühl ſeiner Bedeutung, trat mit dem Fuß auf und ging einmal heftig im Zimmer auf und nieder, blieb vor ſeiner Frau ſtehen und ſagte: „Schaff du dir deinen Platz, wenn es dich glücklich macht, ich lege dir nichts in den Weg; aber nun iſt's gut und kein Gejammere mehr. Du kannſt doch, weiß Gott, zufrieden ſein. Suche dir einmal einen Mann, wie ich bin, du würdeſt dich ſchön umgucken."

In dieſen Worten lag Überzeugung, die keiner Begründung weiter bedurfte. Das gute Weib blickte ſo voller Vertrauen und mit einem leichten Zug lieblichſter Schelmerei zu ihm auf, daß ſie in dieſem Augenblicke ihres Lebens in vollſter Blüte ſtand, in ungetrübter Anmut. Denn ihre Bewegung drang aus innerſtem Herzen, in dem die Gefühle rein und unangetaſtet liegen und wenn ſie aus ihrer Tiefe auftauchen, jeden Zug, die ganze vom Leben erniedrigte Erſcheinung mit einer Überſtrahlung heiligen.

Die Frau verſtand das Weſen ihres Mannes faſt unbewußt. Die gutmütige Selbſtzufriedenheit, die muntere Überhebung berührte ſie wie ein lieber Scherz, den ſie voll durchſchaute, der ihr wohlbekannt war und gegen den ſie in ihrer Liebe nichts einzuwenden hatte. Herr Balduin fand, daß er ein nettes Weibchen habe, als die Frau in dem dämmerigen Ladenſtübchen vor lauter guten, innigen Gefühlen wie mit Roſen überſchüttet vor ihm ſtand.

So und ähnlich lebten die beiden Leutchen in gutem Behagen miteinander. Sie war mit ihrem Herrn wohl zufrieden und er mit ihr. Dem guten, etwas trockenen Balduin Häberlein aber fiel es nicht bei, daß neben ihm ein wunderſchönes Leben wie ein eingeengter Quell leiſe, aber mit verhaltener Heftigkeit drängte und wo in der Einengung ein Spalt entſtand, in einem ſcharfen Strahl hervorſprudelte zu ſeinem außerordentlichen Erſtaunen, denn von einem zum anderen Male vergaß er die unvermutete Überſprudelung, hatte aber doch bei jedesmaliger Wiederkehr, und als er ſah, daß das Ding keinen Schaden anrichtete, eine verſteckte Freude an ſolch unberechenbaren Zwiſchenfällen.

* * *

An der Einniſtung in dem erbärmlichen Hof hatte ſie ſich damals durch nichts irre machen laſſen und nicht Ruhe gehalten, bis Herr Balduin ihr eine Bank von Tannenholz, die ſie vom Lehrjungen grün ſtreichen ließ, ſchenkte, hatte ſich eine Hacke gekauft, um ein paar Pflaſterſteine damit zu lockern; und da ſie mit dieſer Arbeit nicht zuſtande kam, war, ohne daß man es recht wußte, wie ſich das gemacht, Herr Balduin in höchſteigener Perſon darüber gekommen. Er führte die zweifelhafte Idee ſeiner Frau aus, in dem ſchwerſchattigen Hofe ein Beet zu ſchaffen, ächzte und ſtöhnte dabei und räſonnierte über das ſinnloſe Frauenvolk. Aber die Frau hatte mit den Verhältniſſen klug gerechnet und ihr Beet an dem beſtmöglichſten Platze angelegt. Der Thür gegenüber, die in den Hausflur führte, ſchien durch ein Fenſter, welches zur Straße hinausſchaute, und durch die Hausthür, wenn dieſelbe offen ſtand, ein Stündchen des Tages die Sonne herein. Da bekam der Hof auch ein Teil Licht, und wenige Augenblicke, wenn alle Thüren offen ſtanden, trafen ein paar Sonnenſtrahlen auf das Fleckchen, auf dem die Frau hoffnungsvoll und freudig ihr Beet angelegt hatte. Das war von ihr wohl bedacht worden. Auf das Beet pflanzte ſie einen Strauß Peterſilie, ſteckte ein paar Weizenkörner in das Erdreich, welche bleiche, ährenloſe Halme aufgehen ließen, ſäete

Kreſſe und ließ ſich von einem Gärtner einige geduldige Tauſendſchönchen und Stiefmütterchen geben und noch ein unbeſtimmbares Schattenkraut. Vor die grüne Bank ſetzte ſie ein wackeliges Tiſchchen und ſtellte, ſo oft es ſich thun ließ, einen friſchen Blumenſtrauß darauf. So war für ihre liebevollen Augen ein ſchönes Gärtlein zuſtande gekommen, das für ſie wirklich eine Quelle von Annehmlichkeiten wurde. Durch ſorgliche Pflege und ſtarken Willen brachte das kleine leidenſchaftliche Weib es dahin, daß trotz Schatten und jeder Ungunſt, in Jahren ein feſtgewurzeltes Allerlei um die grüne Bank her den feuchten Boden bedeckte. Zu einer Blüte brachte es keine der Pflanzen, aber zu einem guten Blätterwerk, und gerade der Thür gegenüber auf dem Flecke, der durch glückliche Zufälligkeiten von ein paar Sonnenſtrahlen geſtreift wurde, hatte ſie den Gedanken gehabt, einen Fliederſtrauch zu pflanzen, und damit das Richtige getroffen. Er gedieh und war mit der Zeit ein ganz ſtattlicher Buſch geworden, der durch die offene Hausthür grün und feucht zur Straße hinausſchimmerte.

* * *

Nachdem mittlerweile Jahr um Jahr vergangen war und das Geſchäft durch unermüdliche Vorſorge des

Ehepaares ein Erkleckliches abgeworfen hatte, ſollte auch das Gärtchen, das bisher nur ſtille, beſchauliche Stunden geſchaffen hatte, der Frau zu guter Letzt auch eine Freundſchaft eintragen. Oben in die Dachwohnung war eine neue Mieterin gezogen. Eine Perſon ungefähr in dem Alter der Delikateßhändlerin, eine Frau Salome Thorſpeck, die immer, ehe ſie zu ihrer Stiege hinaufging, ein Weilchen auf den grünen, friſchen Fleck im Hofe lugte. Die beiden Frauen waren einmal, als die Häberlein im Höfchen gewirtſchaftet hatte und wohlzufrieden in der Thür lehnte, um ihr Werk zu betrachten, und Frau Salome gerade die Treppe hinabſtieg, miteinander in ein längeres Geſpräch über das Gärtchen gekommen. Sie hatten ſich ſchon immer freundlich begrüßt, aber es wollte ſich kein näheres Verhältnis zwiſchen ihnen anſpinnen. Das lag an der Häberlein, die durch ihren Mann nicht gerade die beſte Meinung von ihrer Mieterin hegte. Der war gegen Frau Salome ſtark eingenommen, und als ſeine Anna ihm jetzt ganz erfreut mitteilte, daß die Frau, die oben eingezogen, eine artige und verſtändige Perſon zu ſein ſcheine, da fuhr er auf und ſagte: „Laß mich mit der Närrin in Ruh! Schwatz du mit ihr, ſo viel du willſt, und warte ab, bis ſie dir ein Loch in den Magen geredet hat, denn das thut ſie, da kannſt du dich heilig darauf verlaſſen. Wer ſolche

Briefe ſchreibt wie das Frauenzimmer oben, vor der muß man ſich hüten. Das ſage ich dir: die hat einen Sparren im Kopfe, denn ſolche Briefe ſchreibt unſereins nicht!“

Herr Balduin hatte Gelegenheit gehabt, die Salome Thorſpeck als Briefſtellerin kennen zu lernen, und hatte ſich ein Urteil über ſie an ihren Produkten gebildet. Übrigens war er der Bevorzugte nicht allein, ſondern außer ihm ein gut Teil wohlſituierter Handels- und Gewerbetreibender, die mit ihm in demſelben Stadtviertel wohnten, kannten die Eigentümlichkeit der guten Salome, in wohlgeſetzten Phraſen ihr Elend und ihre Übelſtände denjenigen ſchriftlich ans Herz zu legen, von denen ſie eine kleine Aushilfe zu erlangen hoffte. Sie lebte in armſeligen Verhältniſſen, ſtand ganz allein, war früh Witwe geworden und hatte drei Söhne zu erziehen gehabt, die zur Zeit, als ſie in das Dachſtübchen zu Häberleins einzog, ſchon in alle Welt verſtreut waren und in entlegenen Erdwinkeln ihr knappſtes Unterkommen gefunden hatten. Sie war eine gute, rechtliche Frau, vor der man alle Achtung haben konnte, denn ſie hatte ein ſchweres Leben ſtandhaft ausgehalten. Durch eine verhängnisvolle Begabung aber, den Ausdruck für ihre etwas wirren, etwas überſchwänglichen Gefühle leicht zu finden, hatte ſie ſich geſchadet und war um all

die ſauer verdiente Achtung gekommen, die ihr das Leben hätte einbringen ſollen, und war ſtatt deſſen zur komiſchen Figur geworden, die ihre Mühſal und ihren Kummer wie ihr Wohlbefinden zur Unterhaltung und Beluſtigung ihrer Nebenmenſchen tragen mußte. Die Welt iſt grauſam in der Beurteilung derer, die das Spärliche mit ihrer Begabung überſchreiten, und höhniſch, wenn das Überflüſſige an einer Perſon unzulänglich erſcheint. Man hat das, was uns auferlegt iſt, unwiderruflich zu tragen; — alſo aushalten. Da iſt jede Betrachtung unnötig. Man ſoll ſchweigen und niemand beläſtigen. Spricht man doch, hält die Leute auf und jammert ihnen entgegen mit halb geſchickten, halb ungeſchickten Redewendungen, braucht, um die Lage klar zu legen, ein gutgefühltes Gleichnis, das man ungelenk und ungeübt nicht recht zu Ende führen kann, das ſollte wohl mit Erbarmen erfüllen. In ſolcher Rede ſchimmert das auf, was vom harten Leben längſt ſchon ertötet ſein müßte. Statt deſſen aber dient es zum Gaudium, und man iſt übel daran. Und Salome hatte gar das Unglück, nicht nur zu reden, ſondern ihre guten Gefühle, die ihr unter den Händen, wenn ſie irgend einen hilfeſuchenden Brief verfaßte, zu abenteuerlichen Sätzen und verſchrobenen Gedanken wurden,

ſchriftlich niederzulegen. Was Wunder, daß es ihr ſchlecht erging.

Von dem Tage an, als ſich die beiden Frauen auf dem Hausflur begegnet waren, hielten ſie feſt zu einander, ſaßen, ſo oft es ſich thun ließ, zuſammen auf der grünen Bank im Hof und gaben in dem großen Weltſchauſpiel eine Gruppe rührendſter Unvollkommenheit ab. Eine jener Gruppen, wie ſie ſich zu tauſend und aber tauſend Malen bilden: der armſelige Hof, der einen Aufenthalt der Lebensfreude darſtellen ſollte, die ſpießbürgerlich zierliche Delikateßhändlerin, die in anderer Atmoſphäre in ununterbrochener Anmut ihr Leben geführt hätte, und Salome, deren reich empfindender Geiſt unter günſtigerem Sterne zu einer ſchönen Ausbildung gekommen wäre. Es hat etwas Erſchreckendes, zu denken, welch eine unendliche Macht edler Kraft verkümmerte. Doch wer ahnt, was in uns dazu beſtimmt iſt, das Ewige in ſich zu tragen? Das, was wir als groß und ſchön, als errungen uns vorſtellen, iſt vielleicht vor dem Reichtum des Ungeahnten ſo verſchwindend klein, daß es von dem, was wir unvollkommen nennen, nicht zu unterſcheiden iſt', und das eine dem Höchſten ſo nah und fern iſt wie das andere.

Die beiden Frauen befanden ſich recht wohl, wenn ſie miteinander im Hof mit ihren Arbeiten zuſammen-

ſaßen und plauderten. Anna ließ ſich von den drei Söhnen der Freundin vorerzählen. Sie berieten miteinander den Küchenzettel. Herrn Balduins Eigentümlichkeiten und Vorzüge wurden zum öfteren durchgeſprochen. Herr Balduin ſelbſt war mit der Zeit dem Umgange Annas mit der Freundin geneigter geworden, ließ ſich ſogar herbei, den Sonntagskaffee und Kuchen, den ſeine Frau mit ſicherſter Regelmäßigkeit bereitete, in Frau Salomes Geſellſchaft einzunehmen.

Frau Salome trug jahraus, jahrein eine ausgezackte, ſchwarze Pellerine und um die Taille einen alten Ledergürtel nachläſſig geſchnallt; an dem hing an einem perlengeſtickten Bande, das noch aus ihrer Mädchenzeit ſtammte, eine Schere. Salome war Flickſchneiderin und nähte, ſo oft es ſich traf, tagsüber bei den Leuten. Sie wußte allerlei aus den Familien ihrer Kunden mitzuteilen und that es mit einem für fremdes Leben offenen Herzen. Für ihre Söhne hatte ſie Frau Häberleins Gemüt ſehr erweicht und war nach nicht allzu langer Bekanntſchaft mit ihrer Gönnerin dabei, den Jüngſten in das Geſchäft einzuſchmuggeln. Der ſtand bei einem Kolonialwarenhändler in einem kleinen Städtchen in der Lehre und hatte es dort nicht zum Beſten. Und Anna trug ſich nun zu allen Stunden mit dem Gedanken, ihren Mann dazu zu beſtimmen, den

Sohn der Freundin in das Haus und ins Geſchäft zu nehmen. Das wurde eine jener Ideen, denen ſie mit wahrer Glut nachhing, in die ſie ſich verſenkte, an denen ſie ihre Hoffnung und ihre überflüſſigen Lebenskräfte ſich austoben ließ.

Salome hatte für dieſen Jüngſten eine ganz beſondere Zuneigung, ließ durchfühlen, daß dieſer Sohn ihr geiſtig vor allen anderen am nächſten ſtände, daß ſie mit Rührung und Erbauung ſich ſelbſt in ihm von neuem leben ſehe. Um die feine und zierliche Denkungsart des hoffnungsvollen Jüngſten, darzulegen, erzählte ſie, daß er im Gegenſatz zu den anderen Söhnen von früheſter Jugend an eine Vorliebe zum Zarten, Gefühlvollen nachgegeben habe.

Als ſie das mit einer zu Herzen gehenden Rührung beſprach, ſtand ſie in der Küche der Frau Häberlein und ſchaute zu, wie dieſe eine feſte, ſchöne Schweinskeule, die am Feuer ſchmorte, gewandt und ſicher in die Pfanne hob, um ſich von deren allſeitigen Vorzüglichkeiten zu unterrichten. Salome ließ ſich nicht dadurch ſtören, daß die Delikateßhändlerin im Gefühle der Verantwortlichkeit, die ihr der Augenblick auferlegt hatte, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Keule gerichtet zu haben ſchien. Sie gab ihrem Drang, ſich auszuſprechen, vollkommen nach und erzählte, wie der Jüngſte ſchon

als kleines Bürſchchen ihr zur Erluſtigung, wie ein Herrlein ſo fein, mit ſpitzen Lippen, einen Vers aufgeſagt habe, der zu ihrer Jugendzeit alt und jung bekannt geweſen ſei. Den habe ſie dem Kinde beigebracht. Und nun begann ſie, unbekümmert um das Schmoren und Ziſchen neben ihr, das die kleine Frau Häberlein mit ernſteſter Aufmerkſamkeit erfüllte, den Vers mit einer wehmütig bewegten Stimme, die ſie oft annahm, vorzutragen:

„Weint, ach weint, ihr lieben Närrchen,
Herr von Roſenrot iſt tot;
Ach, er war ein ſüßes Herrchen —“

„Ei, ſo laßt das jetzt, Frau Thorſpeck!“ unterbrach ſie Frau Häberlein, als Salome weiter fortfahren wollte. „Für dergleichen iſt jetzt keine Zeit. Gebt mir die lange Zinnſchüſſel herunter, daß ſie mir gleich parat ſteht.“

Salome that, ohne ſich über die Unterbrechung ihres Gefühlsausbruches gekränkt zu zeigen, was die Händlerin von ihr verlangte. Sie mochte vom Leben hart gewöhnt ſein, und da ſie bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit bei der Hand war, ihre Empfindungen zu äußern, ſo war es ihr nichts Neues, zurückgewieſen zu werden und ungeachtet zu bleiben. Sie hatte die glückliche Eigenſchaft, die den Taktloſen eigen

iſt, die mit einer kindlichen Harmloſigkeit das in Empfang nehmen, was ihre Ungehörigkeiten ihnen eingebracht haben.

Die herzensgute, kluge Frau Häberlein hatte es bald durchſchaut, wo die Freundin kurz gehalten werden mußte. Sie war eine ſich ſelbſt faſt unbewußte, aber ſtarke Feindin jedes Unzarten und jeder Zudringlichkeit und fühlte ſich deshalb oft von dem Benehmen ihrer Mieterin nicht angenehm berührt. Doch in ihrer Güte und ihrem Verlangen, etwas zu finden, das die ſtille Sehnſucht nach Unbeſtimmtem in ihrem Herzen wohlthuend beſchwichtigen ſollte, nahm ſie ſolche Unannehmlichkeiten und Fehler an jemandem, dem ſie ihr Herz geſchenkt hatte, wie eine Erkrankung dieſer Perſon hin und hatte alles Mitleiden.

So kam ſie einmal herauf zu ihrer Mieterin in das Dachſtübchen und fand dieſe, wie ſie auf ein Blatt ſchrieb, das mit einer Schere dürftig gerade geſchnitten war. „An wen ſchreiben Sie?“ frug das Frauchen ſchon beängſtigt, als ſie kaum die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, da ſie der Anblick der ſchreibenden Salome beunruhigte. Es war ihr, als ſähe ſie dieſelbe mit allem Fleiße an ihrem böſen Verhängnis arbeiten.

„Ich habe an die Kanzleirätin eine Antwort zu bringen.“

„Nun, weshalb bringt Ihr die nicht?“

„Es iſt ſicherer,“ ſagte Salome, „ich gebe ſie ab.“

Die Kanzleirätin gehörte zu den Kunden der Schneiderin, und in dem Hauſe dieſer Frau hatte ſie ſo mancherlei erfahren, was ihr zu denken gab. Die Leute waren ihre vornehmſten Gönner, hatten gut zu leben, eine angenehme Stellung und waren doch alle Naſenlang vor Unannehmlichkeiten und allerlei Not nicht ſicher. Salome in ihrer Klugheit und Welterfahrung ſchien in dieſem Hauſe Übelſtände klar wahrgenommen zu haben. Die Söhne waren ohne glückliche Begabung, machten von Kindheit an Sorgen, weil ſie mit ihrem notwendigen Bildungsgange nicht zuſtande kommen konnten. Die Rätin ſteckte ununterbrochen in Geld- und Mägdenot. Der Rat war durch faſt pflichtmäßige Angewöhnung den größten Teil des Tages übellaunig und verſah unter ſeinen Angehörigen ein für alle ermüdendes, ſchwerfälliges Richteramt. Und außer all dieſen feſt eingeniſteten Unzuträglichkeiten, war ihnen in letzter Zeit noch eine Erbſchaft entgangen, auf die ſie hoffnungsvoll gerechnet. Das gab böſe Zeit im Hauſe, die Salome vollkommen durchſchaute. Sie hatte der Delikateßhändlerin alle ihre Beobachtungen mitgeteilt, und deshalb war es dieſer aus Gründen gar nicht recht, daß Salome die Ausrichtung an dieſe Familie ſchrift-

lich verfaßte. Sie hatte ihr auch von einer Funzel, die bei Rats im Hauſe lebte, erzählt und geſagt, daß das ein prächtiges, junges Frauenzimmer ſei, die der Frau Rat zur Hand gehe und bei den Kindern und in der Küche alles in aller Luſtigkeit zu ſtande brächte, und auch erzählt, daß dieſe Funzel einen anderen Namen führe, aber von allen Seiten Funzel und von den Kindern Funzelchen gerufen werde. Sie glaube, daß das rötliche Haar des Mädchens, das ihr bei jedem Windhauch um den Kopf flatterte, ſchuld daran ſei, daß man ſie Funzel rufe. Funzel nannte man in Sachſen ein kleines, offen brennendes Öllämpchen.

Der Brief war gerade beendet bis zur Unterſchrift, als Frau Anna eintrat, und gleich im Augenblick darauf mußte Salome in die kleine Küche ſpringen, weil auf dem Herdfeuer ihre Abendſuppe kochte und für einen ſo ſchmalen, ſpärlichen Biſſen einen ganz ungehörigen Lärm vollführte, ziſchte und wallte, weil Salome in ihrem Eifer ſie über Gebühr auf dem Feuer gelaſſen hatte. Dieſe Zeit benutzte Anna und ſchaute in den Brief. Es war, wie ſie befürchtete: Salome hatte ihrer Feder alle Freiheit gegönnt.

„Frau Rat!“ ſo begann der Brief. „Nach unſerer heutigen Rückſprache wegen zu ihnen zu kommen, wie Sie mir ſagten, ginge es nicht gut mit dem zu mir

ſchicken? Den kürzeſten Weg ſchlage ich Ihnen vor durch einen Stadtpoſtbrief an mich. Dieſen Betrag rechne ich Ihnen nach gethaner Arbeit zurück. Gern! ganz gern komme ich rauf zu Ihnen und zur lieben Familie. Glauben Sie mir, Schickungen, die mir vielmal nicht gefielen, ſind mir in meinem Leben, in meiner Ehe bekannt geworden, daß ich ſagen kann: Mein Herz iſt durchs Feuer der Trübſal geläutert, und weiß deshalb mich in jeder Menſchen Lage zu ſchicken in Zufriedenheit.

Jeder Tag ſteht Ihnen zu Dienſt, Frau Rat.

Salome Thorſpeck.

Die jetzige Zeit bis Oktober nennt man die Gurkenzeit. Die Sachlagen ſtehen ſäumig. Es giebt über der Arbeit keinen Rommel. Seien Sie alle in Achtung gegrüßt —“

Dies war Salomes Brief, und Frau Häberlein ſtand in einem verlegenen Staunen und blickte, nachdem ſie ihn ſchon zu Ende geleſen, noch darauf hin. Er gefiel ihr nicht, und ſie fühlte ſich in der Seele der Freundin gekränkt. Sie konnte ſich nicht in ſie hineindenken, wie ſie es anſtellen möge, ſo an die vornehmen Leute zu ſchreiben, und empfand einen tiefen Schmerz, der ihr die Thränen in die Augen trieb, als ihr die Freundſchaft mit ihrer Mieterin durch den Eindruck, den ſie eben

empfangen, mit einem Male so wenig schön und herzerquickend vor der Seele stand. Das ganze Leben zog in diesem Augenblicke an der Frau vorüber, und von keinem Ereignis fühlte sie, daß es den Grund ihres Herzens berührt hätte. Sie atmete tief auf, denn das alte, dumpfe Haus, das Gewölbe mit seiner dick durchtränkten Luft, die Anhäufung öliger Fässer und Büchsen, die hunderterlei Gerüche, das unausgesetzte Berühren von Eßwaren, die sie ihr Lebtag hatte zwischen den Fingern herumzerren müssen, alle diese Bilder brachten ihr ein beängstigendes Gefühl, und nichts, was mit ihr zusammenhing, erschien ihr wünschenswert. Als Salome wieder aus ihrer kleinen Küche heraustrat, da blickte die Gute sie verschüchtert an, als sei die Eintretende für sie eine fremde, nicht ganz vertrauenerweckende Person, und sagte zu ihr: sie habe nur einmal nach ihr sehen wollen und müsse gleich wieder hinunter ins Gewölbe.

„Habt Ihr vielleicht etwas zu helfen?“ fragte Salome. „Man hilft ja gern einander.“ Ihre Manier war es, an die einfachste Antwort eine allgemeine Redensart zu knüpfen.

„Nein,“ sagte das Frauchen, „heute nicht. Aber kommt nur ein bißchen herunter, wenn Ihr mögt.“

Als Frau Häberlein wieder hinter dem Ladentische stand, war es ihr nicht wohl zu Mute. Sie fühlte

ſich bedrückt, daß die Thorſpeck den Brief geſchrieben hatte, und daß ihr ſo quälende, böſe Gefühle erweckt worden waren. Sie betrachtete Salome als eine Wohlthat, die ihr zugebracht war und für die ſie ungetrübt dankbar ſein wollte. So wohl zufrieden ſie mit Herrn Balduin ſein konnte, ſo lebte in ihrem Herzen unaufhörlich ein ſehnſuchtsvolles Gefühl, an das ſie ſich gewöhnt hatte, das ſie durchs Leben begleitete, das ſie oft ſo wenig bewußt empfand, wie ihre eigenen Hände, bis es ihr einmal von außen her berührt wurde und ſie in vollſter Sehnſucht nach irgend einem erreichbar oder unerreichbar heiteren Glück daſtand. So hatte ſie von ihrem Manne durch ein langes Leben hindurch hin und wieder kleine, ſie erfreuende Dinge erbeten. Aber nicht leichthin, wie es dem Wert der Sache zukam, ſondern mit Leidenſchaftlichkeit, die ausreichen würde, ein volles Lebensglück zu erbitten. So hatte ſie um das Gärtchen gebeten, um einen hellen Anſtrich der Ladenſtube, um eine gelbſcheckige Katze, die ihr eine Nachbarin zum Verkauf angeboten, um ſolch kleine Erfreulichkeiten, ſo auch um die Erlaubnis, mit Salome verkehren zu dürfen.

Jetzt lag es ſchwer auf ihr, als ihr durch den Sinn ging, daß ſie jetzt im Augenblick es an ſich kommen laſſen würde, deren Geſellſchaft ſo dringend, wie ſie es

gethan, zu erwünſchen. Dies Bewußtwerden brachte ſie über ihre Mieterin in Ärger, beſonders als ſie bedachte, wie ſie ſo innig den Wunſch hege, ſich und Frau Salome zur Freude deren Jüngſten in das Geſchäft zu nehmen. Ja, ſie hatte ſchon ſo halb und halb die Gewißheit, daß Balduin nichts gegen ihren Vorſchlag einwenden würde, denn zu Oſtern ſollte ein Lehrling in das Geſchäft genommen werden, das hatten ſie miteinander beſprochen, und weshalb konnte es Leander Thorſpeck nicht ſo gut wie jeder andere auch ſein. So gingen ihr die Gedanken durch den Kopf, während ſie die Kunden bediente, und mochte es werden, wie es wolle, ſie beſchloß, da man ohne einen Wunſch ſo wenig wie ohne einen friſchen Trunk leben kann, an dem Verlangen, Salomes Jüngſten bei ſich unterzubringen, feſtzuhalten.

Und Frau Häberlein hatte ſich nicht verrechnet. Als ſie ihr Anliegen nach einiger Zeit vorbrachte, war Herr Häberlein anfangs nicht ganz einverſtanden mit dem Vorſchlag ſeiner Frau. Es war ihm nicht recht, daß die Mutter des Sohnes mit im Hauſe wohne, wegen des Geträtſches, das dann nicht aufhören würde, von oben nach unten und von unten nach oben, aber er gab nach, weil ſich gegen Salomes Jüngſten nicht viel ſagen ließ. Er hatte gute Schulzeugniſſe aufzuweiſen,

und ſein jetziger Herr ſchien ganz erträglich zufrieden zu ſein. Und beſonders gab Herr Balduin deswegen nach, weil er einer ihm wohlbekannten Art ſeiner Frau zu bitten, nicht widerſtehen konnte, und an einem Oſterſonntag wurde Leander Thorſpeck bei Häberleins erwartet.

Das Frauchen hatte einen hohen, guten Kuchen gebacken, ihr Damaſttuch auf den Tiſch gebreitet und Salome zum Kaffee eingeladen.

Herr Balduin betrachtete die Vorbereitungen zum Empfange des Lehrlings kopfſchüttelnd. Das wird etwas Gutes werden, dachte er; ſie wird ihn mir verwöhnen.

Während Anna und Salome erwartungsvoll im Ladenſtübchen vor dem gedeckten Tiſch ſaßen, ſtand Herr Balduin im Gewölbe und bediente die Kunden, denn die Ladenklingel erklang jede Minute.

„Der Tauſend," ſagte Salome, „das geht ja!"

Und Anna erwiderte beſcheiden, im behaglichen Sicherheitsgefühl: „Das iſt ſo ſchlimm nicht, ſo geht es nicht in einem hin."

„Na, na, na!" meinte Frau Salome. Da klang die Klingel wieder und man hörte Meiſter Häberlein mit erhobener Stimme ſprechen.

„Jetzt iſt er gekommen, ſagte Salome, „das iſt Leander!" Sie ſtand auf, lugte durch das Fenſterchen

in der Thür. „Ja, das iſt er," ſagte ſie in mütterlicher Zärtlichkeit, „kommen Sie doch, Anna, und ſehen Sie!"

Frau Häberlein ſtellte ſich auf die Zehen und ſchaute auch; da ſah ſie einen lang aufgeſchoſſenen, blonden Menſchen mit einem Felleiſen, das ihm an den hageren Schultern herabhing. Er trug eine Brille, die ſich ganz eigentümlich auf ſeinem eckigen, rötlichen Geſicht ausnahm. Sein blondes Haar war ſtraff aus der Stirn hinausgekämmt und hing ihm ſtarr und ſpärlich ein Stück hinter den Ohren vor. Aus den unzulänglichen Ärmeln ſeines braunen Rockes ſchauten ein paar breite, rote Hände, die an derben Gelenken ſaßen. Herr Balduin ſprach mit Würde und Eifer auf ihn ein.

„Hat er es mit den Augen zu thun?" fragte Anna, die nicht recht wußte, was ſie über den neuen Lehrling ſagen ſollte.

„Ja. Seiner Zeit bekam er eine Brille, und es hatte ſich dadurch ganz gut mit ihm gemacht," erwiderte Salome.

Jetzt führte Balduin den Lehrling in die Stube.

„Das iſt der Lehrling," wandte er ſich an ſeine Frau, „und ſo Gott will, kommen wir miteinander aus." Indem er dieſes ſagte, blickte er mit einem unwillkürlich komiſchen Ausdruck des Mißtrauens auf den langen, haltloſen Geſellen, der neben ihm ſtand.

Salome hatte ſich in übertriebener Beſcheidenheit in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen. Der Ankömmling mußte ſie ſchon längſt bemerkt haben, that aber, als ſähe er ſie nicht, und blickte vor ſich hin.

„Nun, nun,“ rief Frau Anna ganz erregt, „ſieht er denn nicht?“

Da hob der lange Leander den Kopf und ſchaute direkt nach der Ecke hin, wo Salome ſüß lächelnd ſtand.

„Da ſteht ja die Frau Mutter!“ ſagte er mit einem Tone, der Erſtaunen ausdrücken ſollte, aber im Ausdruck verfehlt war und völlig nichtsſagend klang. Er ging auf ſie zu, ſie auf ihn. Salome legte ihm die Hand auf die Schulter, blickte zu ihm gefühlvoll auf und ſagte: „Lieber Sohn, wir ſind unſeren Wohlthätern den größten Dank ſchuldig.“

„Ja,“ erwiderte Leander mit gedrückter Stimme. „Wie geht es Euch, Mutter?“

„Recht gut, Leander; wenn man in ſo liebem Verkehr ſteht wie ich und ſo viel Grund zur Dankbarkeit hat wie ich, da ſollte es einem wohl nicht gut gehen.“

„Laßt das doch jetzt!“ ſagte Frau Häberlein, deren Herz vor innerſter Erregung klopfte. Wäre das *mein* Sohn, dachte ſie, und ich hätte ihn ſo lange nicht geſehen, wir wollten uns anders begrüßen. Du lieber

Gott, wenn er noch übler aussähe, und da möchte doch dabei sein, wer da wollte, einen Kuß sollte er von mir haben, wie sonst auf der ganzen Welt ihm niemand einen geben könnte, dem armen, langen Geschöpf. Und indem sie das dachte, blickte sie unwillkürlich den steifen Leander unbeschreiblich liebevoll an.

„Kommt nun und setzt Euch zum Kaffee," sagte sie. Herr Häberlein war schon wieder draußen im Gewölbe beschäftigt, und die kleine Frau bediente ihre Gäste, lugte inzwischen durch das Fensterchen, um zu sehen, wie es stände, ob ihr Balduin nicht bald zu seinem Nachmittagsschälchen käme. Öfters wandte sie sich in aller Liebenswürdigkeit an Leander, fragte, wie es bei seinem ersten Herrn mit der Tageseinteilung gehalten worden sei, mit dem Aufstehen, den Mahlzeiten, wann sie den Laden geschlossen, ob sie auch ihren Handel auf Südfrüchte und Käseware ausgedehnt hätten und was er von den verschiedenen Aufbewahrungsmanieren der Käsesorten halte. Sie begann ihn eifrig nach ihrer Weise auszufragen, bekam aber äußerst zurückhaltende, kühle Antworten, wie sie jemand giebt, der einem unberufenen Frager Rede stehen muß, einem, der nichts von der Sache versteht.

Die kleine Frau blickte den Gesellen, der eben gehörig in den Kuchen einhieb, scharf und forschend an.

„Hör' er," ſagte ſie, „in dem Geſchäft, aus dem er kommt, ſcheint mir die Frau ihre Hände nicht mit darin gehabt zu haben, wie es ſein ſollte. Die hatte mit den Kindern und dem Hausweſen vielleicht viel zu ſchaffen. Bei uns aber geht es anders zu, und ich verlange jederzeit eine Antwort, wie ſie ſich auf meine Fragen gebührt. Das merk' er ſich!"

„Ei, Frau Anna, was meint Ihr?" begann Salome. „An ſo etwas wird es der Leander nicht fehlen laſſen, da müßte er mein Sohn nicht ſein."

„Nun, er möge es ſich geſagt ſein laſſen," erwiderte die kleine Frau gemeſſen und goß ihm von neuem Kaffee ein. Sie bemerkte, wie Salome ihrem Sohn, als ſie ſich nicht beobachtet fühlte, einen Rippenſtoß verſetzte, was den Anſchein hatte, als wollte ſie in ihm die Lebensgeiſter etwas in Umſchwung ſetzen, ſo wie man eine Flaſche umſchüttelt, um deren Inhalt durcheinander zu bringen.

Frau Anna legte ſich an dieſem Abend nicht ganz leichten Herzens zur Ruhe. Sie hatte ſich am Morgen hoffnungsvoll erhoben und einer Zeit entgegengeſehen, wo unter ihrer Pflege und Sorge ein guter Junge ſtehen würde, für den ſie alles gedeihlich und klug einrichten wollte und nach deſſen Zuneigung und Vertrauen ſie im voraus ſchon Verlangen trug. Jetzt ſtand ihr

der lange, karge Leander vor der Seele, und ihre warmen Gefühle duckten sich zusammen wie Vögel bei unerwarteter Märzenkälte. Sie lag lange, ohne einschlafen zu können, bis sie wieder zu neuer Hoffnung kam und meinte: „Seine guten Seiten werd' ich schon finden. Es wird sich etwas aus ihm herauslocken lassen."

Sie würde Geduld haben, das wußte sie. Wie hatte sie ihr Gärtchen gepflegt mit aller Ausdauer und war durch dessen Gedeihen belohnt! Sie war durch Erfahrung zu einer Reihe guter Gleichnisse gekommen, die ihr veranschaulichten, daß Mühe im Leben auf irgend eine Weise hoffnungsvoll sei. Und so gab sie es nicht auf, als Wochen schon ins Land gezogen waren und der Lehrling so gleichgültig und ungeweckt blieb wie am ersten Tage, ganz unverdrossen an eine künftige Wandlung im Wesen ihres Schützlings zu glauben.

Herr Balduin war Leanders wegen oft verdrossen, weil der lange Schlapps, wie er ihn nannte, voller Trägheit steckte und, weiß Gott, nicht wert war, in dem an liebevolle Hingabe gewöhnten Spezereigewölbe zu hantieren. „Nur allein, wie der Bursche eine Kiste öffnet," sagte er voller Überdruß eines Abends zu seiner Frau, „ist nicht zum Ansehen. Da nehm' ich ihm zehnmal lieber das Stemmeisen aus den Händen und mache

die Sache ſelber, als daß ich dem Gethrane zuſchaue. Da haben wir uns etwas eingebrockt, Alte. Die Salome oben iſt mir nachgerade auch unleidlich und wenn es nur des Sohnes wegen wäre. In allen beiden ſteckt der Hochmutsteufel und guckt ihnen durch die Lumperei. Sie ſind ſich zu gut für das, was ſie ſind, verſtehſt du?"

„Ei ja, ich verſtehe ſchon," erwiderte die Frau, „aber ob es ſich ſo verhält, das kann man nicht wiſſen. Denk' doch, wie ſchwer Salome ſich durchs Leben gebracht hat; man muß ihr immerhin alle Achtung geben."

„Das kann ſein; weshalb nicht," unterbrach ſie Herr Häberlein. „Du lieber Gott, was für erbärmliches Volk muß mit dem Leben fertig werden oder das Leben mit ihnen; das kommt auf eins heraus. Und wenn ſie ſich noch ſo verſchroben anſtellen: entweder gehen ſie über ihre Thorheiten zu Grunde oder nicht und da findet ſich etwas für ſie, da ſorgt das Leben für ſie. So ganz erſtaunlich iſt es nicht, daß ſich die Geſellſchaft oben durchgebracht hat, dickfellig, wie ſie ſind. Wenn du einmal dazu kommen kannſt, ſieh zu, was Leander in ſeiner Dämelei für einen Schmöker in der Rocktaſche mit ſich herumträgt. Ich habe meinen Ärger darüber. Du haſt es ja ſelbſt bemerkt; wie einem zum Poſſen zieht er ſein Büchelchen

vor, ſowie es im Augenblick nichts zu ſchaffen giebt, thut, als vertiefe er ſich hinein und höre und ſehe nichts mehr. Ein paarmal habe ich ihm die Komödie ſo hingehen laſſen, wie ich es aber bei Gelegenheit endlich verbot, ſchaute er aus dem Buche auf mit einer ſo erhabenen Miene, als wollte er ſagen: ‚Was fällt dir ein, mich zu ſtören‘, ſchob das Buch nachläſſig unter den Schürzenlatz und machte ſich dann an die Arbeit, als thäte er ſie einem Dummen zuliebe.“ Während Herr Balduin ſo ſprach, redete er ſich in Ärger hinein. „Ja,“ fuhr er fort, „wenn der Bengel ſich noch irgend etwas zu Schulden kommen ließe, wenn er grob und ungehörig würde, dann könnte man ihn mit Fug und Recht los werden; aber das iſt er nicht. In ſeiner Maulfaulheit iſt nichts Gutes und nichts Schlechtes aus ihm herauszubringen. Alles macht er mit den verfluchten Mienen ab, die man, um ihm die Freude zu verſalzen, einen in Ärger gebracht zu haben, gar nicht bemerken darf. Aber das halte ein Menſch aus. Ich gäbe etwas darum, wenn er ſeine Sache ſchlecht machte; aber ſo abſcheulich es ausſieht, wenn er etwas angreift, er bringt es zu ſtande wie ein Munterer und Behender. Im Traume aber kommt mir ſein hochnäſiges, rotes Geſicht vor. Der Kerl iſt es imſtande, mich Tag und Nacht in Ärger zu bringen.“

„Ja," ſagte Frau Häberlein ſeufzend, „ich hätte es mir anders gedacht."

„Nun, wir müſſen es aushalten," fuhr er fort, „denn weder den Leander noch die Frau Salome wüßte ich bei etwas Unrechtem zu faſſen. Was recht iſt, muß recht bleiben. Aber, weiß Gott, der Burſche hätte Schreiber oder Schneider werden müſſen, dazu hätte er eher getaugt. Einer, der ſich mit der rechten Hand die Naſe zuhält, wenn er mit der linken einen Hering aus der Lauge nimmt, der wird nie mit vollem Herzen in unſerem Geſchäft ſtehen."

Anna fühlte ſich bedrückt durch den täglichen Verdruß, dem Herr Balduin ausgeſetzt wurde, und tief gekränkt, daß ſie im gütigen Entgegenkommen an der Unliebenswürdigkeit des jungen Menſchen abgeprallt war.

Sie hatten damals einen trüben, naßkalten Winter. Der Sommer und Herbſt war der Delikateßhändlerin hingegangen, ohne daß ſie recht von dem Reichtum, der aus der Erde gebrochen war, in ihrer engen Gaſſe etwas bemerkt hätte. Wenn ſie am Fenſter in dem Ladenſtübchen geſeſſen, die ſommerlich geputzten, ſonnendurchwärmten Leute hatte vorüberziehen ſehen, war es ihr oft enge ums Herz geworden bei der Vorſtellung, daß die Glücklichen in aller Behaglichkeit hinaus auf die Dörfer zögen, daß ſie an die Ilm gehen würden,

nach Süßenborn, Tiefſurth und Tröbsdorf ſtromauf- und abwärts. Da zogen Bilder von ſchönen Flußufern, volllaubigen Bäumen, ſich ſchlängelnden Wegen, auf denen muntere Leute gingen, an ihrer Seele vorüber. Herr Balduin war von jeher kein Freund von Fußwanderungen geweſen, und ſie hatten ihren Sonntagsgang gewöhnlich nach nahe gelegenen Anlagen gerichtet oder zur beſonderen Feier in einem kleinen Stadtgarten jedes ein Schälchen Kaffee eingenommen. Das waren die Genüſſe geweſen, die ihr der Sommer eingebracht hatte, und jetzt ſaß ſie am Fenſter, und der naſſe Nebel zog durch die Straßen, ein leichter Schneeſchauer ſank hin und wieder feucht herab. Die Leute liefen verdroſſen und eilig ihres Weges. Und ſo ging es wochenlang Tag für Tag. Kein Sonnenſtrahl hatte über die hohen Dächer herübergelugt, und auf der Frau lag etwas ſchwer und freudlos, ſie wußte nicht, was es eigentlich war. So ähnlich hatte ſie wohl ſchon manchmal im Leben empfunden, nie aber ſo lange und ununterbrochen wie an jenen trüben, naſſen Wintertagen. Es war ihr, als hätte ſie an nichts mehr ihre Freude. Wenn ſie in der Dämmerſtunde ſaß und auf die Ladenklingel horchte, da zog wie mit ſchweren Flügeln ihr ganzes Leben an ihr vorüber, Jahr von Jahr, Tag von Tag ununterſcheidbar. Die Zeit, die Balduin und ihr

einſt ſtundenweis zugehörte, floß gleichmäßig in der Erinnerung wie ein träger Bach. Wohin? Weiter, immer weiter; nicht mehr allzulange. Wenn Anna mit ihren Empfindungen bis zu dieſer letzten Betrachtung gekommen war, ſeufzte ſie innerlich ſchwer auf und dachte: ‚Für wen aller Fleiß? Für wen das bißchen Mühe? Ja, wenn wir Kinder hätten, da ſähe die Sache anders aus, aber ſo? — Wozu die Sparſamkeit? Weshalb freut ſich der arme Balduin über den Jahresgewinn? Wir hätten ja genug und übergenug. Du mein Gott! Da ſitzt man nun und ſorgt ſein Lebtag für Leckerbiſſen, die die Leute holen, wenn ſie welche brauchen. Da hat man ſich hundertmal miteinander geſehen und kennt ſich doch nicht. Wer es ihnen giebt, iſt ihnen gleich. Mitten unter Menſchen ſteht man allein, und was man ſein Lebtag zu ſtande gebracht hat, weiß man ſelber nicht, und niemand dankt es einem.‘

Hätte die Delikateßhändlerin in ſolchen ſchwermütigen Stunden die wunderliche Vorrede, die einſt der einfachen Geſchichte ihres Lebens vorangehen würde, geahnt, wer weiß, ob ſie dieſelbe nicht gern verſtanden und ob ſie nicht einen Troſt für ſich gefunden hätte, zu denken, wie ſie beide, Herr Balduin und ſie, mit ihrer täglichen Geſchäftigkeit in das Bewegen des Weltlaufes thätig, unmerklich, doch mächtig eingegriffen

hatten. Hätte ſie einen tieferen Blick auf ihre Wirkung im Leben thun können, würde das ſie in Erſtaunen geſetzt und ihr wohlgethan haben; denn nutzlos war es nicht, was ſie vollbrachten. Doch ſo nahe der Gedanke mit ihr jetzt hier verbunden ſteht und die beiden Alten uns zeigt, wie ſie dem Mächtigſten auf Erden zum kräftigen Daſein mit verhalfen, ſo wenig war er ihr ſelbſt gegenwärtig. Solcherlei erdachter Troſt lag ihr weit ab. Sie ſaß in der Dämmerſtunde am Fenſter, alles um ſie her erſchien ihr trübſelig. Was ſie mit Herrn Balduin erreicht hatte, wollte ihr unnütz und zwecklos vorkommen. Draußen der graue Winter war öde und die Erinnerung an die Freuden im Sommer karg. Wie ruhig und zufrieden war ſie doch oft unter denſelben Zuſtänden geweſen, die ihr jetzt ſchwer zu ertragen ſchienen. Wenn ſie nach ihrer Arbeit zur Ruhe kam, ſetzte ſie ſich nieder, legte die Hände ineinander und hatte das Gefühl, als wäre das Maß nun voll gelaufen, als müßte es jetzt dem Ende zugehen, und es wurde ihr wehmütig und ernſt zu Mute. Sie fühlte ſich nicht wohl. Was ihr fehlte, konnte ſie ſelbſt nicht ſagen; ſie kam leicht in Ärger und ſchien äußerſt reizbar zu ſein, was an ihr ſonſt nicht zu bemerken geweſen war. Auch Herr Balduin wußte nicht, was er von ſeiner Frau halten ſollte, von dem durch ein ganzes

Leben immer freundlichen und zierlichen Geſchöpf. Sie ſelbſt grübelte nach, was der Grund ihres Übelbefindens wohl ſein könne, und kam auf nichts. Unmöglich konnte doch Salomes Jüngſter, der Leander, daran ſchuld ſein. Läſſig, gleichgültig und unſchön bewegte der ſich mit ſeinen langen Gliedern zwiſchen den beiden thätigen Alten, als legte er es darauf an, ihnen überdrüſſig zu werden. Das aber durfte eine vernünftige Frau nicht um alle Faſſung bringen. Doch ſeine Miene, die hochnäſige Miene, die er am Ladentiſche, bei der Arbeit und unaufhörlich aufſetzte, und die Zimperlichkeit, mit der er die Dinge angriff, und das überlegene Lächeln auf dem harten, roten Geſicht: dies immer und immer zu ſehen, das könnte einen, dachte ſie, um alle Güte und Liebe bringen. Leanders offenbare Mißachtung, mit der er die tägliche Beſchäftigung betrieb, die das Leben der Delikateßhändlerin ausgefüllt, hatte für dieſe etwas unbeſchreiblich Kränkendes und Erregendes. Nicht nur ſein eigenes Hantieren ſchien er von oben herab zu behandeln, nein, ihr war es, als betrachte er gerade ſo hochnäſig und mißachtend, wie er alles that, was ihn betraf, ihre und Herrn Balduins Arbeit; als ſchnitte er auf jeden Tag ihres Lebens ekelhafte, gleichgültige Geſichter.

Eines Abends, als ſie allein bei ihrem Talglicht

im Ladenſtübchen ſaß — Herr Balduin war ausgegangen, der Laden ſchon geſchloſſen, und Leander hockte oben bei Salome — da ließ ſie ſo von ungefähr die Blicke in dem kleinen Raume ſchweifen, ſchaute ſich dies an und jenes und dachte, wie ihr alles doch gar ſo wohl bekannt ſei und wie alles, was mit einem alt geworden, wert iſt, und ehe ſie es ſich verſah, war ſie wieder in trübe Gedanken verfallen. Da erblickte ſie in ihrer Grübelei etwas, das ihr vorher nicht aufgefallen, auf dem Stuhle am Ofen ein vergriffenes, verbogenes Büchelchen. Sie ſchaute dumpf darauf hin, bis ſie es mit einem Mal mit klarem Bewußtſein liegen ſah und bemerkte, daß es Leanders Buch ſei, in das der ärgerliche Menſch zu jeder möglichſt ungelegenen Zeit die Naſe hineinſteckte. Das hatte er liegen gelaſſen. Sie hob es flink und lebendig, wie in ihren guten Zeiten, voller Neugier auf und nahm es zur Hand, rückte das Licht zurecht und ſchlug es bedächtig auf. Indem ſie dies that, fuhr Überraſchung und Ärger im Durcheinander über ihr Geſicht. „So ein Schweinigel,“ fuhr ſie entrüſtet auf und ſtarrte in das aufgeſchlagene Buch. Dort lag vor den Augen des alten, zierlichen Weibes eine wohlbenagte Wurſtſchale als Buchzeichen zwiſchen den Seiten. Vor ihrer Seele ſtand ihr Schützling ſo lang und ſparrig, wie er ein-

herzugehen die Beſtimmung hatte, und noch nie ſchien er ihr ſo in tiefſter Seele fatal wie eben jetzt in ſeiner Abweſenheit. Sie ſtand auf, ging an das Fenſter und ſchaute hinaus in die Dunkelheit.

Als ſie wieder vor den Tiſch trat, lag das Buch mit ſeinem widerwärtigen Zeichen aufgeſchlagen ihr vor Augen. Die befleckten, ungeſchonten Seiten waren ihr unangenehm und der Geruch der räucherigen Schale abſcheulich. Sie faßte dieſelbe mit den Fingerſpitzen und entfernte ſie. Dann putzte ſie das Licht, das flackernd an dem verkohlten Docht in die Höhe brannte, damit es beſſer leuchte, nahm ihren Strickſtrumpf zur Hand und ſchaute wie von ungefähr in das aus allen Fugen gegangene Buch, noch ohne zu leſen und in ärgerlicher Betrachtung über den häßlichen Eindruck, der auf ihr lag. Endlich aber rückte ſie ſich das Licht noch etwas näher, nahm die Stricknadel, glättete die aufgeſchlagene Seite und begann zaghaft in ihrer Gewohnheit zu leſen.

Es war ein ihr unbekanntes, weit gekanntes Lied. Und ſie begann:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Da las ſie und weiter, eine Zeile, einen Vers nach dem anderen, und dem kleinen, bedrückten Weibe war es, als wüchſen ihrer Seele Flügel; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie empfand Unausſprechliches. Jetzt die Zeilen:

Rauſche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Raſt und Ruh;
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu.

Da umgab ihr Empfinden friſche, wonnevolle Dämmerung, die ſich wie ein Wunder um ſie her verbreitete, die Raum zu weiteſter Sehnſucht gab. Rauſchender Fluß, ſanfter Geſang, im Monde ſchimmernde Blüten, im Monde ſchimmerndes, feuchtes Wellenbewegen, in das Unendliche hinein unbegrenzte Friſche, dann faßbare, glaubhafte Bilder und Gefühle; eine Sehnſucht, aus dem engen Stübchen der winterlich dunkelfeuchten Straße hinaus in ſchmeichelndſten Frühling zu fliehen und Gedanken, denen das Gewohnte fremd iſt.

Ungedacht bewegte ſich ſolches um die Frau wie wunderbarſte Luft aus ferner Welt. Sie lehnte ſich in ihrem Stuhl zurück und atmete tief auf, blickte in das dumpf brennende Licht und atmete immer freier, als zöge an ihr ein reiner, lebendiger Strom vorüber. So ſaß ſie in tiefſter Stille, nichts ſtörte ihre weihevolle

Stunde, und ſie genoß das Schöne, das ihr zugekommen, wie einen ruhigen Schlaf, und das hatte die alte Exzellenz gedichtet. — Der Goethe — ihr beſter Kunde. Sie zahlten freilich die Rechnungen nicht beſonders regelmäßig, wie vornehme Leute das an ſich haben. — Aber wer hätte das gedacht! — So etwas Wnndervolles konnte dieſer Mann ſagen!

Die braven Bürger Weimars wußten damals ſo wenig von ihm, wie ſie heutzutage von ihm wiſſen.

Das Weibchen erwachte erſt wieder aus ihrer Seligkeit, als die Thür ſich öffnete und Leander hereintrat, um, wie es zu ſein Hauspflichten gehörte, gute Nacht zu ſagen, ehe er ſchlafen ging. Der ſah auf den erſten Blick ſein Buch vor der Meiſterin liegen und griff danach, um es an ſich zu nehmen.

Da fühlte ſich die Frau gekränkt und roh aus ihren Empfindungen geriſſen.

„Ich habe Eurem Buche keinen Schaden gethan,“ ſagte ſie anzüglich und fuhr weich fort: „Ich bitte Euch, haltet es beſſer. Mit einem Buche ſo abſcheulich umzugehen, iſt eine Sünde und Schande, merk er ſich das! Wie kann er darin leſen und ſolch ein Rüpel ſein!“

Leander ſchien nicht die Abſicht zu haben, etwas zu erwidern, und wollte eben wieder in ſeiner verſtockten Weiſe mit dem Buche ſtumm zur Thür hinausgehen;

da rief ihm die Delikateßhändlerin, die gar zu gern ein Wort, was ihn ihr näher brächte, gehört hätte, zurück.

„Zeig er das Buch noch einmal!“

Leander gab es mißlaunig hin und ſagte: „Die Frau hat es ja geſehen.“

Sie ſchüttelte in Gedanken verſunken den Kopf, nahm das Buch wieder zur Hand und blätterte darin. Es war ein Taſchenalmanach, mit bunten Kupfern ausgeſtattet, und die verſchiedenſten Dinge wurden in dem Büchlein behandelt. Da ſtand etwas über Heilquellen und über die Karlsbader Heilquellen insbeſondere, etwas über die Mode, die das Jahr, in dem der Kalender erſchien, beherrſchte, ein kleiner Roman und Gedichte aller Art.

„Woher habt Ihr das Buch?“ fragte die Frau.

„Ich hab' mehr ſolche,“ erwiderte er kurz; „ſie gehören meiner Alten.“

„Da iſt ihm ein Gedicht wohl ganz beſonders wert darin?“ fragte ſie wieder und lächelte etwas.

„Das nicht,“ erwiderte er.

Die Delikateßhändlerin blickte ihn forſchend an. Seine blöden Augen aber ſchauten über ſie hinweg und verrieten ſeine Unbehilflichkeit und ſein verſchloſſenes Weſen. Er mochte zu den Leuten gehören, denen kein

tieferes Gefühl ſich zu Worten geſtalten kann, die vielleicht warmherzig empfinden, ſich vielleicht auch gern mitteilen würden, aber es durch allerlei Unvollkommenheiten ihrer Anlagen durchaus nicht können, und die als unliebenswürdige Unempfindſame durch das Leben gehen müſſen. Vielleicht gehörte Salomes Jüngſter zu dieſer Art von Geſchöpfen und hatte wirklich im Eifer ſeiner Andacht und Begeiſterung das wunderlichſte Zeichen das je ein Menſch gewählt hat, zwiſchen die Blätter gelegt, welche ihm beſonders erfreulich geweſen waren.

Der guten, kleinen Frau aber, die erwartungsvoll zu ihm aufblickte, verriet er nichts von ſolchen Gefühlen und ließ ſie vollkommen im Zweifel über deren Vorhandenſein, drehte ihr, nachdem er ihr noch eine Weile gegenübergeſtanden hatte, mürriſch den Rücken, murmelte noch einmal ſein pflichtmäßiges „Gute Nacht!“ und ging nach der Thür.

„Da, nehm er ſein Buch mit,“ ſagte die Frau, reichte es ihm und ſchaute noch wie in Gedanken verloren auf den Platz, wo er geſtanden hatte, als er ſchon längſt die Stiege zu ſeiner Kammer hinaufgetappt war. Ihre gute Seele wußte nicht recht, was ſie mit der ſchönen Erfahrung, die über ſie gekommen war, als ſie das erhöhte Leben empfunden, das aus dem Liede heraus über ſie ſtrömte, beginnen ſollte. Sie verſank in

tiefste Wehmut, alles um sie her erschien ihr von neuem unvollkommen und wenig schön, alles bedrückte sie. Ganz von ihr entfernt leuchtete unbekanntes Licht, und sie saß in trüber, dumpfer Dämmerung. Es mag wohl gut sein, zu sterben. Was soll man so lange hier? dachte sie und schaute noch immer unverwandt vor sich hin.

So saß sie noch, als Herr Balduin von seinen alten Freunden zurückkam, mit denen er sich hin und wieder in einer kleinen Weinstube traf. Als er in das Zimmer zu seiner Frau trat, die ihn nicht hatte kommen hören und bei seinem Eintreten wie eben erwacht aufschaute, legte er, als er guten Abend sagte, seine Mütze hastig, wie es sonst nie seine Art war, auf den Tisch, so daß Anna ganz erstaunt aufsah. Seinen Überrock zog er nicht aus, knöpfte ihn aber weit auf und ging so mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Um Himmels willen, was ist dir, Balduin?“ fragte die Frau und erhob sich von ihrem Stuhl. „Was fehlt dir?“

„Mir?“ fragte er. „Was meinst du, wenn wir aus unserem Laden, aus unserm Haus heraus müßten; wie wär denn das?“

„Davon kann die Rede nicht sein. Da ist ja keine Gefahr.“

„So," fuhr er erregt auf, „es iſt aber ganz zufällig Gefahr da!"

„Wieſo denn?" fragte Anna, der plötzlich der Gedanke aufſtieg, Herr Balduin könnte wohl ein Gläschen zuviel getrunken haben, und fügte ſanft und gütig hinzu: „Beruhige dich, Balduin; ſoll ich dir eine Taſſe Thee bringen?"

„Hör einmal, Frau," ſagte er trocken, ſtellte ſich vor ſie hin und faßte ihre beiden Hände. Es iſt mein voller Ernſt und wird ſo kommen, daß wir aus dem Hauſe müſſen."

„Red doch nicht, Balduin," unterbrach ihn die Frau unſicher und geängſtigt. „Was fällt dir denn ein?"

„Mir iſt es nicht eingefallen," erwiderte er erregt und ging wieder heftig auf und nieder; „ſie wollen eine neue Straße brechen, Gott weiß weshalb. Über die verfluchte Verſchönerungsſucht! Eine gerade Verbindung mit dem Marktplatze finden ſie für gut. Sie wollen mehr Luft in der Gaſſe haben, was weiß ich. Da müſſen unſere Häuſer daran glauben, Schwendlers und meines. Und Schwendler wird ſich nicht lange beſinnen, das kannſt du dir vorſtellen, die alte Bude los zu werden. Für die Leute iſt es das reinſte Glück, die werden eine Summe bar in die Hand bekommen, wie ſie es ſich nicht träumen konnten, und ſind die Not

mit dem wackeligen Ding von Haus mit einem Mal los, denn an Verkauf wäre anders nie zu denken gewesen."

„Ja, du lieber Gott!" rief Frau Anna und setzte sich ganz verworren wieder auf den Stuhl.

„Mit uns steht es schlimmer. Ich dachte nicht anders, als meine Augen hier in Frieden zu schließen. Das Haus ist auch noch imstand und hätte es noch lange mitgemacht." Indem er das sagte, lehnte er mit dem Rücken an den Kachelofen und blickte wehmütig vor sich hin. Die Frau aber saß ganz in sich zusammengedrückt auf ihrem Stuhl, und er fuhr bedächtig fort: „Die Bedingungen sind vorteilhaft. Wir fahren dabei nicht schlecht."

„Ja, woher weißt du es denn?" seufzte sie.

„Vom Sekretär Gobe, der kam extra heute mit in die Weinstube, um die Sache mit Schwendler und mir zu besprechen. Der Rat hat ihn jedenfalls geschickt, daß er etwas über die Angelegenheit mit unserem Nachbar und mir hören sollte; nun, und wie es geht, da gab ein Wort das andere."

„Ich weiß gar nicht," unterbrach sie ihn, „wie du nur so reden kannst, als ob es geschehen würde."

„Und es wird geschehen, da kannst du dich darauf verlassen!" fuhr Herr Balduin heftig auf. „Auf dem Stadtplan, da geht der rote Strich schon durch die

Häuſer. Nichts iſt zu machen. Morgen ſind wir zum Stadtrat beſtellt, dann wird es ſich herausſtellen.“

„Haſt du den Plan auch ſchon geſehen?“ fragte ſie angſtvoll.

„Noch nicht. Erſt morgen, aber —“

Jetzt ſprang ſie auf, trat zu ihm und ſagte mit tief erregter Stimme: „Nein, nun ſprich, ob es wahr iſt?“

„Du hörſt es ja,“ erwiderte er ungeduldig.

Da ließ ſie die Arme herabſinken, ſchaute wie hilflos vor ſich hin und konnte zu keinem Worte mehr kommen. Auch Herr Balduin ſtand regungslos an den Ofen gelehnt. Die Uhr tickte auf und nieder, und der Regen ſchlug an die Scheiben.

„Na, Alte, ſo ſchlimm iſt es ja nicht,“ begann Balduin nach langem Schweigen wieder. „Da denk doch nur, wie andere bald da, bald dort ihr Lebtag wohnen müſſen, und wir haben hier die ganze, liebe Zeit geſeſſen; nun kommt es auch einmal an uns. Und für uns wird ſich auch ein anderes Fleckchen finden und ein beſſeres. Dir gönne ich's, daß du zu etwas Gutem kommſt.“

„Laß das!“ erwiderte ſie matt und ging an das Fenſter, um hinauszuſehen. Über ihr bewegliches Gemüt kam heute Abend allzuviel. Sie glaubte, daß ſie träume, und kam deshalb nur zu einem dumpfen

Staunen über etwas Unerhörtes, das mitten in der ununterbrochenen Gleichgültigkeit sie selbst angehe. Es war ihr noch nicht bis zum eigensten Bewußtsein gekommen, daß es sich darum handele, das alte Ladenstübchen auf immer zu verlassen. Wäre ihr das klar geworden, so hätte sich in ihr ein Erschrecken geregt, ähnlich dem plötzlichen Gewahrwerden, daß der Tod nicht nur ein wohlbekanntes Wort und ein vertrauter Begriff ist, sondern, wenn er nahe tritt, ein ungeahnt fremdes Entsetzen. Und für sie war ja der Tod ein Verschwinden aus dem vertrauten, einzig bekannten Raume in ein undenkbares Unbestimmtes hinein. Ähnlich schien für sie ein neues, irdisches Leben unter veränderten Verhältnissen zu sein.

Wie betäubt besorgte sie vor dem Schlafengehen noch alle ihre kleinen Obliegenheiten, nahm die Asche aus dem Ofen, ging in die Küche und füllte ihr Wasserkesselchen, stellte es an seinen altgewohnten Platz, daß am Morgen alles zum Kaffeekochen parat stände, hob gedankenlos vom Boden ein Endchen Bindfaden, ein Krümchen auf, wischte den Tisch mit ihrer Schürze blank, rückte die Stühle zurecht und that alles mit einem eigentümlichen Ausdruck im Gesicht. Herr Balduin sah ihr unverwandt zu und schüttelte den Kopf.

„Was machſt du denn noch, Anna?“ fragte er. „Geh lieber zu Bette.“

„Ja, ja!“ ſagte ſie und ſetzte ſich nieder.

Da trat Herr Häberlein auf ſie zu, legte ihr die Hand auf die Schultern und ſagte: „Laß dir es nicht ſo ſehr zu Herzen gehen, Alte. Mir wird's, weiß Gott, auch nicht leicht werden; aber wir ſind doch unſer Lebtag gut weggekommen gegen andere, da muß es nun einmal hereinbrechen. Komm, ſei ruhig.“

Die Delikateßhändlerin war ruhig, ihm viel zu ruhig. Er hatte ſich die Wirkung ſeiner Botſchaft anders vorgeſtellt und ſtand der Frau nun betroffen gegenüber, wollte ihr etwas zum Troſte ſagen, fand aber nichts und ſtützte die Hand auf die Lehne des Stuhles, auf dem ſie ſaß, und beide ſchwiegen abermals. Endlich ſtand die Frau auf, knüpfte ihr Halstüchelchen ab und hing es, wie ſie es jeden Abend zu thun pflegte, an den Schlüſſel eines Wandſchrankes, der neben der tiefniſchigen Thür eingelaſſen war. Indem ſie das that, blickte ſie ſchmerzlich auf ihren Mann und ſagte: „Den alten Schrank, werden ſie mir den auch mit einreißen? Das hätte ich nie gedacht. So Abend für Abend hängt mein Tuch an dem Schlüſſel.“ Sie ſchüttelte den Kopf. „Weißt du, wie ich bei unſerem erſten Mittageſſen einen Blumenſtrauß da herausholte und ihn auf

den Tiſch ſtellte und du lachteſt? Den hatte ich von der Madame Kirſten damals bekommen. Die iſt nun auch ſchon lange tot," fügte ſie gelaſſen hinzu: „ſo geht es!" — Da traten ihr die Thränen in die Augen und liefen ihr über die Wangen; ſachte griff ſie nach ihrem Schürzenzipfel und ging ganz gebeugt durch die Kammerthür.

Das geht ihr nahe, dachte Herr Balduin, da trägt unſereins es anders, wenn denn etwas einmal ſo ſein ſoll.

Als die Frau ſchlaflos die Nacht in ihrem Bette lag, kam ihr nicht der Gedanke, daß ihrem ſehnſuchtsvollen Herzen jetzt vielleicht eine Pforte geöffnet werden ſollte. Angſtvoll und ſchwer lag die neue Erfahrung auf ihr, jede Hoffnung ertötend, das einzige Zukünftige, was ſie vor ſich ſah: hoch aufwirbelnder Staub, öde Fenſter, verworrenes Dröhnen, Stürzen, Sinken, ihres Wohlbekannteſten Vernichtung. Mit Entſetzen ſah ſie eine glatte Straße da, wo vor kurzem noch ihr feſtes, dunkelwinkeliges Neſt ſtand, und fühlte ungehindert über den dumpfig eingeengten Platz, auf dem der Flieder-ſtrauch ſtand, friſche Luft ſtreichen und Sonnenlicht wogen. Dem Strauche aber kam das nicht zu gute; als ſie die Mauern fallen ſah, riſſen ſie ihm die lieben Wurzeln und Würzelchen aus dem Grund, und er lag im Staub zwiſchen Trümmern. — Das war ein böſe

Nacht, die ſie beide durchmachen mußten; denn Herrn Häberlein wollte der Schlaf auch nicht kommen.

Am anderen Morgen, als ſie wortkarg beieinander über ihrem Kaffee ſaßen, begann Herr Balduin nach längerem Schweigen mit würdiger Miene: „Wenn alles wird, wie ich mir denke, ſtehen wir mit einer hübſchen Hand voll Geld da und können in aller Behaglichkeit zuſehen, wo ſich für uns etwas aufthun will. So gut wie einer könnte ich jetzt einen Laden im beſten Stadtviertel übernehmen. Wir dürften ſchon daran denken, es uns hin und wieder bequemer zu machen. Du ſollteſt Hilfe haben und nur gerade ſo viel thun, als es dir recht und angenehm wäre.“

„Das laß doch jetzt,“ unterbrach ihn die Frau abwehrend und ſchaute traurig in ihre Taſſe. „Du lieber Gott, nun ſoll man alles wieder neu beginnen!“ Da ſtützte ſie den Arm auf und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Herr Balduin ſah ſie kopfſchüttelnd an. „Nimm doch Vernunft an, Frau. Wir können uns doch nicht ſo ohne Weiteres begraben laſſen, wenn die alte Bude aus den Fugen geht, und außerdem iſt das Geld, das wir durch den Verkauf haben, wahrhaftig nicht zu verachten. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Ding ſo viel wert iſt; einfach deshalb nicht, weil ich nie darüber

mir ſo recht klar geworden bin. Dieſe Einnahme zu unſerem Kapital geſchlagen, giebt eine anſtändige Summe. Mit der würde ein anderer ſich irgendwo zur Ruhe ſetzen und den Herrn ſpielen, darauf verlaß dich."

„Ja, das möchte man, zur Ruhe kommen," ſagte die Frau wehmütig vor ſich hin.

Da ſtand Herr Balduin auf und ging bedächtig im Zimmer auf und nieder, ſchaute hin und wieder auf die Frau, die ganz verſunken in ſich daſaß und auf nichts als auf ihre wehmutsvollen Gedanken achtete.

* * *

Als nach dieſem Morgen Wochen hingegangen waren und ſich der Verkauf des Häuschens für die Leutchen äußerſt günſtig geſtaltet hatte und beide trotzdem dem beſtimmt kommenden Tage, wo ſie es verlaſſen mußten, ſorgenvoll und ängſtlich entgegenſahen, da ſtanden ſie gegen Abend miteinander im Gewölbe. Die Frau zündete eben die Lampe an und fuhr dann mit einem Tuche über den Tiſch, polierte die Büchſen blank, die darauf ſtanden, und richtete alles, was ſich im Laufe des Tages verſchoben hatte, gefällig zurecht. Sie hielten das Lädchen wie immer äußerſt liebevoll, aber jetzt wehmütig in Ordnung und erwieſen ihm mit ſchwerem

Herzen die letzten Ehren. Wie ſie ſo ſchweigſam, aber einander durch ihre Gedanken nahe verbunden, jedes ſich ruhig behende etwas zu ſchaffen machten, that ſich die Ladenthür auf und herein trat Salome, wie es ſchien, ſehr erregt. Sie war ſeit der Nachricht, daß ſie aus ihrem behaglichen Unterſchlupf unter Häberleins Dache wieder vertrieben werden ſollte, ſo unruhig wie ein Zugvogel, wenn der Herbſtwind ſich einſtellt. Das arme Weib hatte ihr Lebtag ſchon in einer guten Zahl verſchiedenſter Kammern und Stübchen geſteckt, von Not und Hilfloſigkeit war ſie aus einem ins andre getrieben worden. Die Delikateßhändlerin aber ließ es ſich recht angelegen ſein, für die gute Freundin ein neues Unterkommen zu finden, ehe ſie daran dachte, wo ſie und Herr Häberlein die alten Tage beſchließen würden. Das wußte Salome, auch daß ſie ſich umthaten, Leander in ein anderes Geſchäft zu bringen, da Häberleins ſelbſt noch nicht wußten, was ſie beginnen würden, und den Burſchen nicht ins Unbeſtimmte hinein halten konnten. Sie fühlte ſich deshalb ſoweit ganz gut verſorgt und hatte nur die Unruhe in den Gliedern und machte der kleinen Frau bei jeder Gelegenheit das Herz ſchwer, ſo daß dieſe einen wahren Schreck bekam, wenn Salome bei ihr eintrat.

So auch jetzt. Sie blickte von ihrer Arbeit auf und fragte zaghaft: „Nun, was giebt es?“

„Was es giebt?“ erwiderte ſie. „Wer weiß? Hat Herr Häberlein jetzt Zeit?“ wandte ſich die rüſtige Schneiderin an den Händler, der von ihr nicht Notiz genommen hatte und unter ſeinen Büchſen und Kiſtchen wirtſchaftete. Er blickte, für ſie wenig ermutigend, einen Augenblick nach ihr hin, aber Salome verſtand, daß er bereit ſei. „Ich komme von Rats,“ ſagte ſie eifrig, „und wollte nur ſagen, daß ich etwas erfahren habe.“

„Was denn?“ fragte Häberlein.

„Ich ſprach mit Jungfer Funzelchen,“ fuhr ſie erklärend fort.

„Mit wem?“ fragte Herr Balduin unwillig.

„Ich weiß ſchon,“ unterbrach die Frau, „mit der Jungfer, die bei Rats in Dienſten ſteht. Ich hätte das Mädchen gern einmal zu ſehen bekommen, denn Salome macht einen Erhebs von ihr, was für eine tüchtige und artige Perſon das ſei.“

„Ja, und da iſt nichts Unwahres daran,“ fuhr Salome fort; „da könnte man ſuchen, ehe man ſo etwas fände.“

„Was ſoll's mit der?“ fragte Balduin.

„Ja, wie ich heute bei Rats ſitze und Jungfer Funzel gerade den Kaffeetiſch für die Kinder und uns deckt, kommen wir doch, wie es ſich ſo macht, auf Herrn und Frau Häberlein zu reden. Ich habe ihr ſchon

oft herzlichſt all die Güte und Liebe, die ich bei Häberleins erfahren, mitgeteilt.“

„Laß Sie das!“ unterbrach ſie Herr Balduin.

„Ich wollte nur ſagen,“ nahm Salome den Faden wieder auf, ohne ſich irre machen zu laſſen, „die Jungfer weiß, was ich hier erfahren habe, und Ihr ſteht bei ihr im beſten Renommee. Und wie wir ſo ins Reden gekommen ſind, mit einem Mal geht es ihr doch wie die liebe Sonne übers Geſicht, und ſie fährt ſich ſo mit den Fingern durch die Flatterlöckchen. Ich ſehe ſie mir an und denke: Was hat die? Da ſagt ſie: ‚Hört, Eure Leute ſollten ſich doch das hübſche Häuschen in Jena, das unſerem gerade gegenüberliegt und ſchon ſeit vorigem Sommer auf Verkauf ſteht, anſehen; wer weiß, ob es ihnen nicht gefiele, und ich glaube, der Kauf wäre auch vorteilhaft. Seht,‘ ſagte ſie, ‚wenn ich mir denke, ich käme einmal zu Geld, da könnte ich mir nichts Schöneres vorſtellen, als dort an dem Ufer zu wohnen, und der Garten am Haus und unten der Fluß.‘ Da ſchaute die Jungfer ganz wehmütig vor ſich hin. ‚Und Eure Leute haben das Geld und könnten ſich ſolches Glück kaufen und thun es am Ende nicht.‘ Sie lächelte, als ſie das ſagte, und wie ich wieder hinſchau, ſtehen ihr die Augen voll Thränen. ‚Nun, Jungfer,‘ ſag ich, ‚was giebt es denn? Ich dächte gar, das

Weinen laßt doch anderen, das paßt ſich ja für Euch nicht.' — ‚Frau Salome,' antwortete ſie mir darauf, ‚das iſt für jedermann, und es iſt gut, daß es ſo iſt; denn allein durch Sonnenſchein wächſt nichts, es will ſeinen Regen haben.' Gerade kamen da die Kinder herein, und nun gab es zu thun, denn ſo kleines Volk iſt nicht ſatt zu machen. Aber jetzt hättet Ihr ſie ſehen ſollen in ihrer Munterkeit. Ich wollte es ſelber nicht glauben, daß ihr den Augenblick vorher die Thränen nur ſo die Wangen herabgelaufen waren. Sie trieb ihren Scherz mit der Geſellſchaft und hielt ſie hübſch in Zucht, daß es eine Freude zu ſehen war. „Dem kleinſten Mädel von Rats," fuhr Salome fort, „ſpielte ein Bruder übel mit und nahm ihr das Brot weg, als ſie es eben einſchieben wollte. Da gab es Jammer, die Kleine rutſchte von ihrem Stuhl und verſteckte ihr Geſicht in Funzels Rockfalten. ‚Ja, Schreilieſe,' ſagte da die Jungfer und mit einem ſo guten Tone, daß es mir ganz weich ums Herz wurde, ‚wer wird ſich gleich ſo anſtellen?" Komm, ſei ſtill!' Sie nahm das Kind in die Höhe und ſetzte es wieder auf ſeinem Stuhl zurecht, und es dauerte nicht lange, da lachte es. Darauf wendete ſie ſich zu mir und ſagte: ‚Seht, Frau Salome, ſo weint man in ſeiner Dummheit das Leben lang. Wenn Ihr heute heimkommt,' fuhr ſie fort, ‚vergeßt

doch nicht, zur Frau Häberlein zu gehen, und ſagt es mit dem Haus. Ich dächte, wenn die in ihrem dumpfen Löchelchen, in dem ſie immer geſeſſen haben, von ſo etwas hören, müßten ſie ſich vor Sehnſucht kaum laſſen können. Sagt auch, daß in dem Garten hinter dem Haus die beſten Obſtſorten ſtehen. Sie ſollen ſich nur bei Rats erkundigen, die wiſſen Beſcheid.' „Und ſo bin ich denn gleich hierhergelaufen," ſagte Salome, „um ja nichts zu verſäumen."

Die kleine Frau war Salomes Redeſchwall andächtig gefolgt. Sie hatte ſchon oft an den Erzählungen von der Jungfer Funzel ihre Freude gehabt und hätte das Mädchen gar zu gern kennen gelernt. Es war ihr ein angenehmer Gedanke, daß die für ſie Fremde ſo liebevoll ihrer gedachte, und wie ein Stern hob ſich mit einem Mal eine wunderbare Hoffnung in ihrer Seele. Nie hatte ſie bis jetzt an ſo etwas für ſich zu denken gewagt. Das Herz klopfte, und ihr war zu Mute wie einem Kinde um Weihnachten. Salome und Herr Balduin ſprachen noch eine Weile miteinander, aber die Frau ſetzte ſich auf die Stufe, die zur Ladenthür hinaufführte, hörte und ſah nichts weiter, als was in ihr ſelbſt vorging. Und als die Thür klang und eine Kundin eintrat, erhob ſie ſich und ging ſachte hinauf in die Ladenſtube; dort ſetzte ſie ſich an ihren alten

Platz am Fenſter, legte die Hände auf den Knieen übereinander und ſchloß die Augen. Da war es ihr, als ſei es wieder derſelbe Abend, an dem ſie in Leanders Buch das Lied geleſen, das ihr das ganze Weſen bewegt hatte. Faſt unbewußt flüſterte ſie mit tiefer Innigkeit vor ſich hin: „Rauſche, rauſche, lieber Fluß!“ lehnte den Kopf zurück und flüſterte es noch einmal. Das waren die einzigen Worte, die ihr haften geblieben waren, aber der ganze Zauber, den ſie damals empfunden, wogte wieder um ſie her, nur lebendiger, noch ſchöner und faßbarer. Und als ſie ſich bewußt wurde, was ſie ſo innig empfand, waren es die erſten Schimmer einer heiteren, ſonnigen und freien Zukunft.

Während die Frau in ſanfter Schwärmerei halb träumte, halb wachte, ging Herr Balduin im Laden auf und nieder, knöpfte den Rock ſich würdevoll von oben bis unten feſt zu und ſagte zu Salome, die ſich noch immer erwartungsvoll in ſeiner Nähe aufhielt: „Es wird zu überlegen ſein, Frau Thorſpeck. Leute in unſerer Stellung könnten ſich ſchon ein ſorgenfreies Alter gönnen, weshalb nicht. Soweit ſind ja die Mittel da.“

„Das bezweifle ich nicht, Herr Häberlein; überlegt es noch,“ erwiderte die Mieterin ſüßlich und ſchickte ſich an zu gehen.

Herr Balduin aber bemerkte kaum ihr Verſchwinden,

ſo warf er ſich in die Bruſt und ließ ſich das Gefühl, ein wohlbeſtallter Mann zu ſein, der unter ſeiner Lebensrechnung einen Strich machen könne, um darunter zu ſetzen: „Gewonnen“! etwas zu Kopfe ſteigen. Er fühlte ſich aufs äußerſte friedlich und unabhängig und rieb ſich vergnügt die Hände. Als er in die Ladenſtube trat und ſeine Frau ſo andachtsvoll ſitzen ſah, lachte er und ſagte: „Dazu werde ich wohl nicht kommen, eine vernünftige Alte zu haben; ſo wie ſie mit zwanzig war, ſo iſt ſie mir geblieben. Nun ſage mir, was denkſt du jetzt?“ Er klopfte ihr im Gefühl ſeines Wertes auf die Schulter und ſah ſie voller Güte und Freundlichkeit an. „Was meinſt du denn, wenn ich morgen zu Rats ginge und mich erkundigte, und daß wir dann die Sache ſo langſam weiter betrachteten.“

„Ach,“ erwiderte die Frau unter Thränen, „ſolches Glück kann unmöglich für uns ſein.“

„Weshalb nicht?“ fragte Herr Balduin; „ſo gut wie für andere auch für uns. Es iſt ja noch kein Schritt weiter gethan, wenn ich mich morgen über dieſes und jenes unterrichte. So einen Plan habe ich ſchon mit mir herumgetragen.“ Er nickte bedächtig vor ſich hin, rieb mit der Hand ein paar Mal über die Tiſchfläche und ſagte: „Ja, ja, Alte, ſo geht es!“

Als der Abend noch weiter vorrückte, ſaßen die

beiden Leute bei einem Fläſchchen Wein ſich gegenüber, das Herr Balduin im Drange der Gefühle aus dem Keller geholt hatte, und ſie tranken ſich bedächtig zu und beſprachen die Zukunft. Wehmut und Hoffnung bewegten die Seele der kleinen Frau ſo mächtig, daß ſie alle Augenblicke mitten im beſten Bereden mit dem Schürzenzipfel über die Augen fahren mußte und nicht weiter ſprechen konnte. Das war an einem vierten Februar, als die beiden ſo beieinander ſaßen und Zukünftiges dämmernd über ihnen lag.

* * *

Anfang Mai ſtand vor Häberleins Laden ein mächtiger Möbelwagen; da gab es in dem Hauſe ein Hin und Her, eine Unruhe in öden Räumen. Das Gewölbe war leer. Herr Balduin hatte alle die Apfelſinen, Citronen, ſeinen Kalmus, Pfeffer, Räucherwerk, ſeine Nüſſe und ſeinen feinen Ingwer an einen Abnehmer ſoweit vorteilhaft verkauft, und was ihm noch davon übriggeblieben war, hatte er für ſich ſelbſt behalten. Da wurde in den Tagen altjähriger Staub aufgerührt vom Keller bis zum Boden, kein Nagel blieb unbetrachtet, kein Gerümpel unbemerkt. Man erſtaunte über das, was ſich angeſammelt hatte und was man, ohne

es zu wiſſen, beſaß. Es waren böſe Zeiten, die das alte Haus zu ſeinem Untergange vorbereiteten.

Frau Häberlein ſchaffte in dumpfem Eifer unten und oben. Manchmal drückte ſie Schmerz und Grauen, wenn ſie daran dachte, was ſie ſeit Tagen mit größter Hingebung that, ſchwer auf das Herz und ließ ſie mit klaren Augen ſehen, wie ſie ſelbſt Hand anlegte, mit aller Kraft ihr wohlgepflegtes Teuerſtes zu zerſtören. Dann wieder, wenn ſie in ihrer Haſt und Regſamkeit einmal aufſchaute und die warme Maiſonne durch trübe Fenſterſcheiben in den aufgewirbelten Staub ſcheinen und flimmern ſah, da zog es wie Sehnſucht und Ungeduld in ſie ein, und der Wirrwarr um ſie her, in dem ſie ſteckte, und die dumpfen, dunklen Ecken und das Enge, nie Durchfriſchte, das ihr Leben lang ſie umgeben hatte, laſtete ſchwer und erſtickend auf ihr. Es waren die härteſten Tage ihres Daſeins, und ein Übermaß von Gefühlen, die in ihrer regſamen Seele durch den nahen Abſchied wachgerufen wurden, beunruhigte ſie.

So kam die letzte Stunde heran, welche die Leutchen in ihrer Heimat zu verbringen hatten. Die Frau ging noch einmal in ihrem Sonntagsſtaat, im dunkelgrünen Wollenkleid, das ſie eng und zierlich umſchloß, in einer weißen Mütze mit braunem Band, durch alle leeren Räume bis hinauf auf den Boden. Dort lehnte ſie

ſich an ein Dachfenſterchen und ſchaute in den ſchönen Maitag hinaus. Auf allen Dächern lag goldener Sonnenſchein, die Schwalben blitzten blauglänzend und zwitſchernd an ihr vorüber, hinein in ein Meer von Licht, von Luft und Wärme. Das war der letzte Blick, den ſie von ihrem Beſitztum aus that, und wie ſie ſo Umſchau hielt, da hafteten ihre Augen an einem Erkerfenſterchen, vor dem ein grünes Brett befeſtigt war, das einen über und über blühenden Roſenſtock trug. Ihr Lebtag mochte ſie wohl nicht aus der verſteckten Dachluke geſchaut haben, und ſo zu allerletzt vom nah Bekannteſten aus etwas neues zu gewahren, machte einen wunderlichen Eindruck auf ſie. Sie blickte, in Erinnerungen verſunken, durch den Maiſonnenſchein auf den Roſenſtock in allertiefſter Wehmut, dann ſchloß ſie den grauverwitterten Holzladen und hatte, indem ſie das that, die Empfindung, daß hier alles zum letzten Mal behutſam berührt werde, zum letzten Mal vor der Zerſtörung. Vom Boden aus that ſie noch einen Blick hinunter in das dämmerige Höfchen, ihren lieben Aufenthalt. Das ſtand gedrängt voll Gerümpel, voll alter Kiſten, Bretter und Kaſten, aber aus allem Wuſt hob ſich friſch und unbeſchädigt der Fliederſtrauch. Das ging ihr zu Herzen; langſam und ſachte machte ſie ſich auf den Rückweg. Unten in der Küche wartete auf ſie

zum letzten Mal der Kaffeetopf auf dem alten Herde. Sie nahm aus einem Korbe zwei Taſſen, trug ſie in das verlaſſene Ladenſtübchen, ſtellte ſie ſorglich auf eine hohe Kiſte, zwei wackelige Stühle davor, nahm aus dem Korbe einen runden Kuchen und holte die Kanne vom Feuer. Dann rief ſie Herrn Balduin, der ſich in allen Ecken noch etwas zu thun machte, herein, und die beiden Leutchen verzehrten die letzte Mahlzeit in ihrem Hauſe, ohne viel dabei zu reden oder Betrachtungen zu machen, aber mit ernſter Feierlichkeit.

Nicht lange darauf hielt ein leichter Einſpänner vor der Thür. Sie machten ſich auf, Balduin ſchloß das Haus hinter ſich ab und händigte Salome, die ſich zu guter Letzt eingefunden hatte, den Schlüſſel ein. Die reichte der Frau auch ihren Korb in den Wagen und benahm ſich bei dem Abſchied gefaßt, hatte aber die ſchönſten und erbaulichſten Redensarten bis zuletzt in Bereitſchaft.

Die Alten ſtiegen ein, der Wagen ſetzte ſich in Bewegung, und es ging erſt über das raſſelnde Straßenpflaſter zur Stadt hinaus, dann an blühenden Gärten vorüber. Die Apfelbäume waren noch im vollſten Flor, roſig und weiß hingen die Blüten gehäuft an den Äſten und über das grüne, aufſchießende Korn ſtrich der ſanfte Maiwind. Die Birken ſchimmerten im hellſten Grün,

und Tannen und Kieferngehölze, an denen ſie vorüberkamen, ſtanden auch im friſchen Schmuck. In den Dörfern ſorgloſe Kinder; Hühner und junges Gänſevolk in den knoſpenden Obſtgärten; überall Leben, Wachſen und Friſche. Die Frau ſaß wie träumend neben Herrn Balduin. Mit der Zeit wagte ſie es, ſich in dem Wagen behutſam zurückzulehnen, und beſchaute ſich beglückt die erfreulichen Dinge, an denen ſie vorüberkamen. Je weiter ſie fuhren, je mehr Frühlingsluft an ihnen hinſtrich, deſto mehr wurde von den beiden ein Lebelang alltäglichſter Thätigkeit und Dumpfheit fortgeweht. Salome und Leander und die Zahl der Kundinnen fielen von ihnen ab, in den großen Raum der Vergangenheit hinein. Die kleine Frau atmete ſo frei und unbehindert wie ein Kind und ſagte zu Herrn Balduin: „Wie müſſen wir alten Leute dankbar ſein, daß der liebe Gott uns das gegönnt hat. Ebenſogut hätte er auch eins von uns abrufen können oder uns Krankheit ſchicken, ſtatt daß wir nun ſo wunderſchön dahinfahren.“

In der Alten regte ſich das, was man Lebenswonne nennt. Was ſie nur je unklar gehofft und geträumt, das wollte ſich ihr jetzt ſchön erfüllen. Sie vergaß die langen, ihrer Natur nicht angemeſſenen Jahre, in denen ihr der überflüſſige Reiz des Lebens nicht zu Teil geworden war, und ſaß da wie eben erwacht,

voller Ahnungen. Ihre neue Heimat hatte ſie noch nicht zu ſehen bekommen und näherte ſich ihr jetzt zum erſtenmal. Der Wagen fuhr einen Weg hinauf zwiſchen Gartenmauern hin, über welche Blütenbüſche niederhingen. Sie hörten die Vögel in den verborgenen Gärten ſingen und zwitſchern, und die Sonne lag voll auf den hellen Steinmauern. Da ſagte Herr Balduin: „Nun kommt es bald, dort fangen ſchon die erſten Häuſer an.“ Darauf ſchaute die Frau mit klopfendem Herzen vor ſich hin, und nicht lange, ſo hielt der Wagen vor einem Haus, das mit ſeiner Reihe grüner Fenſterläden unter hohem Dache freundlich dreinſchaute.

„Da ſind wir, Alte,“ bewillkommnete ſie Herr Balduin mit einem Ausdruck, dem man anhörte, daß ihm die Sache ſchon wohl vertraut war, und half ſeinem bewegten Frauchen aus dem Wagen. Er hatte ſchon ein paar Tage lang hier gehauſt, um, während die Frau in der alten Wohnung hantierte, die neue, ſo viel wie für ihn thunlich, inſtand zu ſetzen.

Die Frau nahm ihren Korb an den Arm und trippelte Herrn Balduin, der die Hausthür öffnete, zaghaft durch den ſchmalen, mit roten Backſteinen gepflaſterten Vorraum nach, dann in die Stube, deren Fenſter zur Landſtraße hinaus auf ein gegenüberliegendes Haus blickten. In der Stube ſtanden die alten Möbel

aus dem Ladenſtübchen, dazu ein wunderſchönes, neues Sofa und ein prächtig polierter Schrank. „Ach, du mein Gott!“ flüſterte die Frau und ließ ihre Gefühle noch nicht ſo recht aufkommen, vielleicht in der Empfindung, als könne ſie davon erwachen. Sie ſetzte ihren Korb auf die Diele, beſchaute die ſchönen, weißen Vorhänge und ſchüttelte ganz verſunken den Kopf. „Komm, Alte, erſt wollen wir den Garten beſehen,“ ſagte Herr Balduin.

Nun gingen ſie wieder beide hintereinander her durch den Hausflur. Herr Balduin öffnete eine grün geſtrichene Thür, und ſie traten hinaus in die volle Pracht. Gleich vor dem Haus ſtand ein junger, kräftiger Apfelbaum der ſo über und über blühte, daß es eine Freude war. Von der Thür aus führte ein ſchnurgerader Weg bis an das Ende des ſchmalen, etwas abfallenden Gartens, und dieſer Weg hatte eine Einfaſſung von den ſchönſten, weißen Narziſſen, deren dichte Blätterbüſchel kräftig aus dem Erdreich aufgeſchoſſen waren und die Blumenſterne friſch umgaben. Blühende Bäume und überall hellſtes Grün, noch unbepflanzte, gelockerte Beete, allerlei Keimendes, das ſich eben erſt aus dem Boden herauswagte, Buſchwerk und Beerengeſträuch, am Wege ein paar knoſpende Roſenſtöcke; alles das ſah das Frauchen in ihrer nächſten Umgebung und

empfand das frische Leben, das jedes Blatt und jede Hand breit Erde ausströmten. Sie bückte sich, um von einer schönen, schneeweißen Narzisse ein Schnecklein abzulesen, und indem sie das that, wurde sie rot vor Beschämung, denn man könnte meinen, sie thäte sich wichtig als Eigentümerin, und behutsam schaute sie auf, ob Herr Balduin auf sie achtete.

Aber der ging würdevoll und schweigsam vor ihr her und empfand es jedenfalls als unnötig, da zu reden, wo jedes Schöne sich selbst erklärte. Endlich drehte er sich um und sagte: „Alte, was meinst du?“ Da reichte ihm die kleine Frau die Hand, die hellen Thränen standen ihr in den Augen, und ihr gutes, überschwänglich volles Herz ließ sie zu keinem Worte kommen. Das war ein Augenblick, den sie in ihrem Leben nicht vorgesehen hatte, und alles, was sich an diesem Tage weiter begab, erschien ihr wunderbar, wie eben erst geschaffen: die Abendsonne, deren rote Strahlen den lockenden Garten übergossen; ein Gesang, den sie auf der Straße hörte; die Leute, die ihr am Fenster vorübergingen. Und ihre Freude hatte sie, als sie aus den Kisten und Kasten das Bettzeug räumte und hin und wieder bei der Arbeit aufschaute und ihr Blick auf das gegenüberliegende Haus, das dem Herrn Rat gehörte, fiel. Der war für die Sommerzeit ihr Nach-

bar geworden, und Herr Balduin hatte ihr geſagt, daß jetzt ſchon die Jungfer Funzel mit den Kindern dort eingezogen ſei, gerade als er mit ſeiner Sache ſo weit fertig geworden, um wieder zu gehen. Das war ihr ein angenehmer Gedanke, und ſie beſchäftigte ſich mit der neuen Nachbarin.

Am anderen Tage in der ſchönſten Stunde traten die Alten wieder aus ihrem Hauſe, ſie hatten ſchon allerlei miteinander geräumt und gewirtſchaftet und wollten in der ſchönen Frühzeit ſich einmal draußen umſehen. Das Frauchen pflückte jetzt ſchon im Gehen von dem Überfluß ein paar der weißen Narziſſen und einige purpurrote Aurikeln, auch einen Goldlackſtengel, der am Grasrand blühte, einen Zweig helles Stachelbeerlaub und trug ihren Strauß vor ſich her, ſo behutſam und glücklich wie ein junges Mädchen.

Am Ende des Gartens war in die Mauer ein Pförtchen eingelaſſen. Das öffnete Herr Balduin, und ſie gingen über einen morgendlich feuchten Weg in das Buchenwäldchen, welches ſich bis knapp an das Flußufer hinzog. Schlängelnde Pfade führten zwiſchen den ſchlanken Stämmen hin. Da wandelten die beiden Alten unter dem maifriſchen Laub und dachten nicht an ſich, ſondern nur an das Schöne, das ſie genießen durften, und nie mochte wohl auf einem Menſchenpaar

das Alter ſo wenig drückend aufgelegen haben wie auf den beiden Leuten an jenem ſchönen Morgen. Die Frau wenigſtens vermochte ſich nicht von der Jugend um ſie her zu unterſcheiden. Sie ging mit ihren Betrachtungen nicht wie die, die mit Anſtrengung ſich ſelbſt überwinden mußten, um genießen zu können, von einem ſchmerzlichen Punkte aus, ſondern genoß ſanft und ſich ganz hingebend, legte ihre Hand in die des Herrn Balduin und hatte in ihrem Alter das volle Glücksbewußtſein. Sie ſetzten ſich nebeneinander auf eine Bank, die abſeits vom Wege mitten im Grünen faſt verſteckt ſtand, die aber die Frau mit ihren Umſchau haltenden Blicken gleich entdeckt und für ein wunderſchönes Plätzchen erkannt hatte. Herr Balduin ſteckte ſich in aller Zufriedenheit ſeine Pfeife an, und die Frau holte aus den Falten des grünen Wollkleides ihren Strickſtrumpf hervor. Das Knäuel rollte ihr, während ſie emſig Nadeln und Finger regte, mitten in blühendes Kraut zwiſchen Gras und Blätterwerk hinein, und als ſie ihm nachſchaute, erſtaunte ſie von neuem über den großen Reichtum um ſich her. Die Zeit verging ihnen ſachte und angenehm. Ein leiſer Wind fuhr hin und wieder durch die oberſten Wipfel. Aus Herrn Balduins Pfeife hoben ſich Rauchwolken, kräuſelten ſich bläulich, zogen durch die ſtille, klare Luft und leuchteten hin und

wieder in den ſchwankenden Sonnenlichtern, die das dichte Laub durchdrangen, hell und wunderlich auf.

Wie ſie ſo nebeneinander ſaßen, hörten ſie Schritte. Die Frau bog einen Zweig zurück, um aus ihrem grünen Verſteck heraus auch ſehen zu können, was ginge und käme. Es dauerte nicht lange, da ſah ſie auf dem Wege, der an ihnen vorüberführte, ein junges Mädchen kommen, in einem dunkelblauen Leinenkleid, einen Jungen an der Hand führend. Wie ſie das Mädchen genauer betrachtete, welches mit dem Kinde ihr gegenüber etwas ſtehen blieb, weil das Bürſchchen ihr in einem Gefühlsausbruch von Zärtlichkeit die tüchtigen Ärmchen um die Kniee ſchlang, meinte ſie, daß auf der Welt kein Geſchöpf in dieſes ſchöne Wäldchen ſo wohl hineinpaſſen möge als gerade dieſe junge Perſon. Sie hatte einen kleinen, feſten Kopf und ſonnige Augen, einen blonden, glänzenden Zopf knapp in einen Knoten feſtgeſteckt, um die Stirn aber die luſtigſten Flatterlöckchen, die man ſich denken kann. Ihre Geſtalt war nicht gerade ſchlank zu nennen, aber angenehm und beweglich.

„Sieh nur!“ flüſterte die Frau Herrn Balduin zu und lehnte ſich zurück, damit auch er den hübſchen Anblick haben ſollte.

„Das iſt ja die Jungfer bei Rats,“ ſagte Balduin.

Indem er das bemerkte, machte ſich der Junge von

der Jungfer los und bog in den Pfad ein, der auf die Bank zuführte, um zu entwischen. Sie lief ihm nach, und im Augenblick darauf ſtanden ſie vor den beiden Alten. Herr Balduin erhob ſich, griff nach ſeinem Käppchen, und die Jungfer ſchaute etwas betroffen auf, reichte ihm aber gleich die Hand hin. „Nun, wir kennen uns," begann ſie munter und reichte ihre Hand auch der Frau hin. „Ich wünſch' allen Segen zum Einzug." Das ſagte ſie mit einem ſo liebevollen Tone, daß es der Frau war, als hätte ſie vorher mitten in ihrer Freude gerade ſolch einen Willkommen vermißt.

„Hier iſt noch ein Platz neben uns," ſagte die Alte und wies auf die Bank.

„Wir haben Eile," erwiderte die Jungfer, „wir müſſen noch hinunter und Milch beſtellen. Aber ich dachte, daß die Nachbarn hier herum zu treffen ſein würden, und wollte doch meinen Gruß anbringen. Die Frau Häberlein habe ich ſchon vom Fenſter aus heute wirtſchaften ſehen. Wenn man mit etwas behilflich ſein kann, ich thu's gern," fügte ſie hinzu und nahm die Hand des verdutzt um ſich ſchauenden Jungen, um zu gehen.

„Wir begleiten Euch ein Stückchen," ſagte Frau Anna, und ſie machten ſich miteinander auf den Weg. Unterwegs erzählte ihnen Funzel, daß ſie vorerſt mit

den drei Kleinſten hier allein wohne, um alles herzurichten. Sie hätten einen ſchweren Winter hinter ſich. Die Kinder wären alle an den Maſern krank gelegen und ſollten ſich nun hier vollends erholen. Die Frau Rat würde in ein paar Tagen wohl nachkommen, aber der Herr mit den beiden Älteſten erſt in den Pfingſttagen. Dann ſprachen die beiden Alten ihre Dankbarkeit gegen ſie aus, da ſie es ja ſei, die ihnen zu ihrem Glücke ſo recht eigentlich verholfen habe.

„Ja, nicht wahr," ſagte die Funzel darauf, „es iſt ſchön hier, und das iſt erſt das Rechte, wenn man ſich ſo im Freien fühlt. Mir wird es auf die letzten Wochen, die wir in der Stadt bleiben müſſen, immer ganz beklommen zu Mute. Mein Lebtag könnte ich es dort gar nicht aushalten, keinen Mund voll friſcher Luft bekommt man," fuhr ſie lachend fort und ſchwenkte das Bürſchchen, das ihr jetzt ganz bedächtig an der Hand ging, etwas hin und her, gab ihm einen kleinen Stoß, daß es mitten in das ſchönſte Gras wie ein Käfer auf den Rücken fiel und um ſich her ſtrampelte. Dann zog ſie es wieder in die Höhe und ſagte: „Das iſt ein großer Schelm, man glaubt es gar nicht. Die anderen beiden ſind jetzt bei der Magd, aber dieſen muß man immer ſelbſt in Obacht haben. — Aber der beſte iſt er von allen," wendete ſie ſich leiſe an Frau Häberlein,

„dem kommt kein unwahres Wort über die Lippen; und gut iſt er! — Nicht wahr, Schlingel?“ ſagte ſie.

„Funzel, das war eine Amſel, dort iſt ſie hinein!“ rief der Junge und zeigte auf dichtes Buſchwerk.

„War ſie ſchwarz?“ fragte Funzel, „hatte ſie einen roten Schnabel und gelbe Beine?“

„Ja,“ ſagte er im höchſten Eifer.

„Dann war's eine,“ meinte die Jungfer.

„Nun?“ fragte er, als ſollte noch etwas kommen.

„Nun?“ ſagte Funzel, „das andere weißt du ja. Sie hat in dem Buſch ein Neſt und freut ſich, daß ſie ſo ſchnell entwiſchen kann.“

So plauderte ſie in aller Munterkeit, daß es Frau Häberlein leid that, als ſie wieder voneinander Abſchied nahmen. Aber beide luden die Jungfer ein, doch mit den Kindern zu ihnen zu kommen, und gingen durch ihren ſchönen Garten wieder in das Haus zurück.

* * *

Man darf auf Erden nicht vom Glück reden, da es leicht durch ein Ausſprechen verſcheucht werden kann. Deshalb mag ich nicht ſagen, daß die beiden Alten glücklich waren; und dennoch getraute ich es mir faſt. Die Frau wenigſtens möchte ich ſo nennen, da ſie ihr

Lebtag in Sehnſucht nach halb Geahntem, Ungekanntem hingebracht und alles ſich ihr jetzt im Alter noch in Staunen und Dankbarkeit gelöſt hatte; und was wünſcht man mehr?

Herr Balduin mochte nicht viel nach Glück geſtrebt haben; ihm war mit Befriedigung gedient, und die kannte er wie irgend einer. Wäre ein Überfluß von Glück über ihn hereingebrochen, würde auch nur Befriedigung und weiter nichts in dem Händler erweckt worden ſein. Von dem Jubel aber, der in ſeiner kleinen Frau lebte, ahnte er nichts, ſo wenig er ſie in ihrem Verlangen nach dem, was nun gekommen war, je verſtanden. Und dennoch hatte ſie ihm jede Erfüllung ihrer kleinen, leidenſchaftlich entſtandenen Wünſche zu verdanken bis auf dies letzte ſchön Erreichte.

Die erſten Wochen waren dem Paare in ſeiner neuen Heimat raſch vergangen. Die Obſtbäume im Garten ſetzten prächtige Früchte an. Die Beete waren alle bepflanzt worden und ſtanden im beſten Gedeihen. Auch die Freundſchaft mit der Jungfer Funzel, und das gegenſeitige Gefallen an einander blühte allerſchönſtens. Unſere gute, kleine Frau ſtand eines Tages vor der Thüre ihres hübſchen Hauſes und blickte die Straße entlang, da ſah ſie einen Wagen an der Ecke halten, einen offenen Korbwagen, wie ihn die Metzger haben,

wenn ſie über Land fahren, und daraus kletterten ein paar dürre, ſparrige Geſtalten. Frau Häberlein beobachtete dies neugierig und aufmerkſam. Sie ſah, wie die Geſtalten mit einem verzweifelten Sprung von dem hohen Trittbrett hinabſtolperten, zuerſt ein langer, hagerer Geſell, der mit den Armen greulich in der Luft hantierte, als er der zweiten Geſtalt, einer langen Frauensperſon, beim Ausſteigen behilflich ſein wollte.

Als ſich beide dem Hauſe näherten, erkannte Frau Häberlein in ihnen Salome Thorſpeck und Leander, deren Jüngſten. „Herr, du mein Gott, was wollen die!‘ dachte Frau Häberlein und je näher ihre beiden alten Hausgeiſter ihr kamen, um ſo beklommener wurde es ihr zu Mute, und ſie blieb befangen ſtehen wo ſie ſtand, bis zur Begrüßung.

Frau Salome Thorſpeck überſchüttete ihre Freundin mit einem Wortſchwall, und der alten Häberlein war es, als umgebe ſie wieder die dumpfe, unerfreuliche Atmoſphäre ihres vergangenen Lebens, als lege ſich ihr etwas ſchwer auf die Bruſt. Salome und der Jüngſte wurden von ihrer Wirtin in das Haus geführt. — In der ſtattlichen Stube nahmen alle dreie Platz, und Salome erzählte, daß Leander eine Schreiberſtelle in Rudolſtadt angenommen habe, und daß ſie eben beide dahin auf dem Wege ſeien. — „Leander,“ wie ſich Salome aus-

drückte, „behufs längeren Aufenthalts.“ Sie ſelbſt hingegen hatte die Fahrt unternommen zur Auffriſchung heruntergekommener Kräfte — „vermittelſt deren,“ wie ſie zierlich fortfuhr, „ſie in harter Arbeit und Treppenſteigen behindert würde.“

Frau Häberlein beklagte das; aber nicht herzlich, wie es ſonſt wohl ihre Art geweſen, ſondern zerſtreut und kühl; ihre Augen waren mißtrauiſch bei allen Berichten Salomes, faſt ununterbrochen auf den früheren Lehrling und Hausgenoſſen gerichtet.

Dieſer trug noch dasſelbe widerwärtige, gleichgültige Weſen wie ehedem zur Schau, das Weſen, das der Delikateßhändlerin jedem Ding auf das er ſeine Blicke richtete, allen Wert nahm. Er hatte den wunderlichſten Einfluß auf ſie ausgeübt, einen ſchrecklichen und geheimnisvollen Einfluß, dem ſie ſich nicht hatte entziehen können. Die ſonderbarſten Beiſpiele, wie alles ſich unter den Augen des Hausgenoſſen widerlich verwandelte, waren ihr wohl im Gedächtnis geblieben.

Da hatten ſie einſt einen wundervollen, friſchen Lachs bekommen, ein wahres Ungeheuer an Pracht, der lag auf Eis in ſeiner ganzen Schönheit und war friſch wie eine Schneeflocke und untadelhaft.

Frau Häberlein bemerkte, wie der Lehrling an dem ſchönen, würdigen Tier auf eine verächtliche Manier

roch und es wie nichts Gutes umdrehte und auch die andere Seite beroch, gedankenlos und gelangweilt.

Von dem Augenblick an hatte ſich der Lachs verändert, Frau Häberlein war es ſo geweſen, als hätte er ſich verändert und wäre aus einem wertvollen, herzerfreuenden Fiſch zu einem toten, der Verweſung anheimgefallenen Vieh, zu einer Abſcheulichkeit, zu einem Kadaver geworden, ſo daß es der Händlerin angſt und bange geworden war, was mit ihm geſchehen ſollte. — Leander brauchte, wie geſagt, anzuſchauen was er wollte, ſo war es ihr verleidet. — Wenn er ſchnüffelte, was ſeine Angewohnheit war, meinte ſie, die Luft wäre erſtickend und ſchlecht, und begriff nicht, wie man es darin aushalten könnte. Blickte der Lehrling Herrn Balduin auf ſeine unverſchämte Weiſe an, ging es ihr wie ein Stich durch das Herz, und ſie hätte dem Miſerabelen eins überziehen können — denn auf Herrn Balduin ließ ſie von keiner Menſchenſeele etwas kommen.

Jetzt, nachdem der ſchlimme Hausgeiſt mit ſeiner Mutter in die neue, ſchöne Heimat eingedrungen war, beobachtete Frau Häberlein den Widerwärtigen befangen und bemerkte, daß er genau ſo an dem Kaffee und friſchen Brot und Kuchen, den ſie den Gäſten vorſetzte, herumſchnüffelte, wie damals im Ladenſtübchen, das er ihr ganz mißliebig gemacht hatte. —

Er sah sich in der freundlichen Stube um, als wollte er sagen: „Das ist auch weiter nichts.“ — Frau Häberlein führte Mutter und Sohn in den Garten, und auch dort wich dieser Ausdruck nicht aus den Zügen von Salomes Jüngstem. — Nur als Herr Balduin zu ihnen trat, gewahrte sein Weib, daß der schreckliche Lehrling dachte: ‚Ihr seid schön alt, ihr Narren, es ist nicht mehr der Mühe wert, daß ihr euch noch hier in dem Garten festgesetzt und es euch bequem gemacht habt; wie lang wird's dauern, dann hat der Spaß sein Ende.‘

Der Delikateßhändlerin war es, als zöge ein dunkler, kalter Schatten über die schöne Gegend, die hoffnungsreichen Obstbäume, die blühenden Rosen, die Bienenstöcke und Spargelbeete. — Sie seufzte tief auf — und die Stunden, in denen Salome und der Sohn sich bei dem Ehepaare aufhielten, vergingen träge, wie noch nie Stunden in der neuen Heimat vergangen waren.

Erst als es an das Abschiednehmen ging, atmete die Frau auf, wünschte Salome und Leander alles Gute, steckte der alten Freundin ein inhaltsreiches Päckchen zu, forderte sie aber mit keinem Worte auf, wiederzukehren. — Als ihre Gäste die Straße entlang gingen, und das Paar ihnen vom Fenster aus nachblickte, fiel die kleine Frau Herrn Balduin um den Hals und sagte:

„Gott Lob, daß ſie fort ſind, die laſſen wir nicht wieder herein, du.“

„Siehſt du, ich habe es dir immer geſagt, du ſollſt dich mit der Geſellſchaft nicht abgeben, es iſt etwas Unausſtehliches an ihnen; wer aber nicht hörte, warſt du.“

„Ja, ja, ja,“ ſagte das gute Weib. „Ich habe es auch gebüßt.“

„Gott behüte einen jeden,“ ſagte Herr Balduin, vor ſolchen, die am Leben herumnörgeln, die einem die Dinge verekeln, die großpatzig und unzufrieden dreinſchauen. Gott behüte einen vor ſolchen —“

Sie ging in den Garten hinaus, und es währte nicht lange, da war die volle Freude wieder eingezogen. — „Und ſoll eins von uns heute davon,“ ſagte die Delikateßhändlerin weich, „ſo hatten wir uns doch — und unſer Garten gehörte uns auch — und das Haus und jeder ſchöne Tag — und jede Stunde. — Sollen ihrer nicht mehr viele ſein — wie Gott es will!“

Dieſen Abend kam Funzel, als die Kinder zu Bette gebracht waren und Herr Balduin im „Goldenen Engel“ unter den Honoratioren ſaß, herüber zur Frau Häberlein gelaufen und verſchwatzte ein Stündchen mit ihr. Da gingen ſie mit einander hinaus vor die Thür; im Garten unter den Apfelbaum ſetzten ſie ſich und

ſtrickten. Funzel hatte eine allerliebſte Stimme und ſang der Alten vor, was ſie nur immer wußte.

Rings im weiten Umkreis hörte man die Heimchen um dieſe Stunde zirpen; und wenn ſie ganz ſtill beieinander ſaßen, glaubten ſie den Fluß rauſchen zu hören. Da erzählte ihr einſt das Frauchen von dem wunderſchönen Lied, daß ſie im Winter aus dem Buche von Salomes Sohn geleſen, und wie alles zugegangen ſei, daß ſie es gerade an dem Abend geleſen, an dem ſie das erſte von dem Verkauf des Gewölbes gehört, und daß alles, was ſie damals empfunden, nun in Wahrheit eingetroffen ſei.

„Das iſt hübſch," ſagte Funzel darauf: „ich meine auch, man ſollte an ſolche Dinge glauben; wenn ſich gar ſo etwas Beſtimmtes in einem regt und man kann nicht darauf kommen, weshalb, ſo iſt es ſicher für Zukünftiges. Ach, du mein Gott," ſagte ſie munter, „ich wollte, mir träumte es auch einmal ſo. Aber das wird bei mir wohl ausbleiben. Nun, es iſt gut," ſetzte ſie nach einer Weile eigentümlich ernſt hinzu, „es geht auch anders. So viel Glück giebt es nun einmal nicht, als daß alle etwas davon abbekommen könnten."

„Was meint Ihr denn, Funzel?" frug die Alte. „Euch kann doch nichts fehlen, Euch doch zu allerletzt."

„Ja," ſagte Funzel und lachte, „mir glaubt es niemand, wenn es mir auch übel geht. Deshalb laß ich es ruhig bleiben mit dem Geſichterziehen; was ich durchzumachen habe, mache ich durch, und wenn ich lache, wo ich vielleicht auch weinen könnte, da iſt weiter kein Verdienſt dabei. Der eine hält es ſo, der andere ſo."

„Ja, Funzel, was fällt Euch denn ein?" rief das Frauchen erſtaunt und ſchaute ſie an. Funzel fuhr ſich über die Augen, als wollte ſie die Thränen verbergen, und ſagte in einem bewegten Tone, der aus den verſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzt zu ſein ſchien, halb verlegen und wehmütig und dennoch munter und lebendig, nachdem ſie wieder klar um ſich blickte: „Hier am Orte habe ich meinen Schatz, Euch will ich es ſagen, den jungen Hilfslehrer Severin. Wißt Ihr, Herr Häberlein ſprach geſtern, daß er ihn kennen gelernt hätte."

„Ja, du mein Gott!" rief die kleine Frau in freudigem Erſtaunen.

Da lachte Funzel, nahm ihre Arbeit, die ſie hatte ruhen laſſen, wieder zur Hand und ſagte: „Ja, der Severin iſt mein Schatz, und keinen Augenblick bereu ich's, denn er iſt ein guter Menſch."

„Das glaub ich," ſagte Frau Häberlein lächelnd,

„aber ich meine, das wäre das wenigſte, was man von ſeinem Liebſten ſagen kann.“

„Ja, wenn alles glatt und gut geht,“ erwiderte Funzel, „dann wohl; wir aber haben viel miteinander durchzumachen, Severin iſt ein unruhiger Kopf, mir iſt das Herz oft ſchwer. Er iſt ſchon ſeit Jahren hier Hilfslehrer und kommt zu nichts Rechtem, ſo daß wir gar nicht abſehen können, wie lang uns der Brautſtand noch dauern wird. Das mag wohl auch auf ihn drücken. Und nun kommt dazu, daß er bei ſeinen Vorgeſetzten nicht ſo recht in Gunſt ſteht, wie wir es beide wohl möchten. Nun, das würde ſich geben, denn er iſt tüchtig, und ſie könnten mit der Zeit ſchon ein Einſehen haben. Aber ſeit einem Jahre hat er ſich etwas in den Kopf geſetzt, wovor mir angſt und bange wird, und ich weiß auf der Welt nicht mehr, wie ich es ihm ausreden ſoll.“

„Nun?“ fragte Frau Häberlein und blickte teilnahmsvoll auf das Mädchen.

„Er will nach Amerika,“ ſagte Funzel kurz und ſo, wie es jemand thut, der über das, was er ausſpricht, eine vollkommen abſprechende Meinung hegt, „und will mich überreden, gleich mitzugehen,“ fuhr ſie fort, „damit wir dort als Mann und Frau unſer Glück verſuchen könnten. Das ſpielt ſeit einem Jahre, ſo daß

ich nichts zu thun habe, als abzureden und zu verweigern. Mein bißchen Erſpartes ginge faſt allein auf die Reiſe auf, und dann ſäßen wir dort, wer weiß in welchem Elend; denn ob ſich für ihn ſo ohne weiteres etwas fände, das iſt nicht ausgemacht. Er iſt nicht der Mann, ſich vorzudrängen, und ſeine Geſundheit hält auch nicht allzuviel aus. Sehen Sie, die Unruhe, zu etwas zu kommen, iſt es, die ihm zu ſolchem Entſchluß verleitet, und der arme Kerl plagt ſich damit. Wenn ich ſo bedenke, ich habe vom fünfzehnten Jahre an gedient und mir es ſauer werden laſſen, habe zurückgelegt, wo ich nur immer konnte, und gemeint, daß ich es meinem Mann einmal zubringen würde, und habe mir oft ausgemalt, wie hübſch es ſein müßte, ein eigenes Heim zu haben. Wenn man immer im Dienſt geſtanden hat, da macht einem der Gedanke doppelte Freude," ſetzte ſie hinzu, „das glaubt nur. Und nun fällt es ihm ein, daß wir uns ſo mir nichts dir nichts fortſtehlen ſollen, hinaus in die Fremde, als wäre kein Platz für uns im Lande. Ich habe keine Verwandten mehr aber ich bringe es nicht über das Herz, aus der Heimat zu gehen, wenigſtens nicht, ſolange ich nicht deutlich vor mir liegen ſehe, daß es ſein Glück iſt. Und es iſt nicht ſein Glück. — Wenn Ihr wüßtet, wie es mir manchmal zu Mute

iſt," fuhr ſie fort, und die Thränen ſtiegen ihr in die Augen. „Und ich erlebe es, daß wir noch auseinander kommen!" Damit ſtützte ſie ſich mit der Stirn auf den grünen Gartentiſch, vor dem ſie ſaßen.

Die Frau legte ihr die Hand auf die Schulter und wußte nicht recht etwas zu ſagen.

„Ich warte ja ruhig und mit gutem Mut, bis es ihm beſſer gelingt," fuhr Funzel fort und hob wieder gefaßt den Kopf, „und es wird ihm hier gelingen, wenn er in Ruhe vorwärts geht und nicht alle Welt von ſeinen abſonderlichen Plänen hört, denn dergleichen ſchwätzt ſich herum, man weiß nicht wie, und ſchadet mehr, als man ſich vorſtellt. — Wenn ich ſo an die große Welt, die um einen her liegt, denke," ſagte ſie nach einer Weile, „und an die vielen Geſchöpfe, ich meine, da müßte man im allertiefſten Herzen demütig werden. So unendlich viele haben nicht Ausſicht auf Glück gehabt und mußten es ſich gefallen laſſen, ihr Leben in Freudloſigkeit hinzubringen. Ich weiß nicht, ich habe nie den Mut gehabt, ſo recht ausbündig nach Glück für mich zu verlangen; da kommt mir immer der Gedanke: Du lieber Gott, weshalb ſoll denn gerade für dich etwas ſo allerbeſtes zurecht gelegt ſein, und gar danach zu jagen, wie mein Schatz es thut, das

kommt mir wie ein rechtes Unrecht vor, und ich möchte ihn zurückhalten.“

So ſprach die beſcheidene Seele, und indem ſie es that, ſchaute ſie wieder klar in ihrer hellen Lieblichkeit vor ſich hin.

„Armes Kind,“ ſagte das Frauchen voller Güte, und ſtrich ihr ſanft über die Wangen, „daß du ſolche Not haſt, das ſollte man nicht denken.“

„Mich hat der liebe Gott auch nicht zum Klagen geſchaffen,“ fuhr Funzel lebendig fort. „Zehnmal am Tage freue ich mich meines Lebens, auch wenn es mir nicht ſo geht, wie ich wohl möchte. Ich nehme Gutes und Böſes in Kauf, wie es jeder hier thun muß, und bin nicht furchtſam. Sollte aber etwas zwiſchen mich und meinen Schatz kommen, das würde mir nahe gehen. Ich habe ein feſtes Leben und bin hart gewöhnt. Ich müßte bei meiner Arbeit bleiben und alles hübſch lebhaft und guten Mutes weiter ſchaffen, denn wollte ich mürriſch und trübſelig werden, da ſtände es ſchlecht um mein Fortkommen.“ Dann ſetzte ſie mit von Thränen erſtickter Stimme hinzu: „An Krankwerden oder gar an Sterben wäre bei mir nicht zu denken, wenn mich mein Schatz verließe. Ich habe ihn jetzt ſchon ſeit ein paar Tagen nicht zu ſehen bekommen und weiß gar nicht, was das bedeuten ſoll.“

„Beruhigt Euch, Funzelchen," ſagte die Frau, „bis dahin ſoll es nicht kommen. Verlaßt Euch nur auf uns, das geben wir nie zu. Mein Mann hat ja den Herrn Severin kennen gelernt, und mir ſchien, als hätten ſie Gefallen aneinander gefunden."

„Meint Ihr?" ſagte Funzel.

Und beide blieben in Gedanken verſunken ſitzen, ſahen den Mond hinter dem Wäldchen auftauchen und ſaßen länger als gewöhnlich zuſammen, trotzdem ſie kaum ein paar Worte noch miteinander wechſelten. Frau Häberlein griff in ihrer Herzensbewegung nach Funzels Hand und hielt ſie feſt in der ihrigen, als wollte ſie damit ſagen: Warte nur, ich habe dich in meinen Schutz genommen, wir wollen es ſchon gut miteinander machen.

Als das Mädchen ſich von ihr verabſchiedet hatte, ging die Frau in das Haus, zündete ihr Lämpchen an und wartete auf Herrn Balduin. Sie war durch das Vertrauen, das ihr die junge, ſchöne Perſon erwieſen, beglückt und hatte das Gefühl, als brächte das Leben ihr immer mehr und immer beſſeres zu, als würde jede Sehnſucht in ihr gelöſt und jeder Wunſch erfüllt. Im Herzen empfand ſie ſolch eine ſchöne Liebe zu dem Mädchen, wie ſie ſich die Liebe zu einer Tochter nur je geträumt hatte. Und ſie meinte, nun liege es ihr

ob, für das Kind zu ſorgen und alles dafür einzuſetzen, hier Glück zu ſchaffen. Es war ihr faſt recht, daß es der Funzel nicht zum Beſten ginge, und daß ſie etwas zu helfen und zu bedenken bekommen hatte. So ſaß ſie, und die Zeit verging ihr unmerklich.

Als Herr Balduin zurückkam, fragte er beim Eintreten: „Iſt Funzel bei dir geweſen?“

„Jawohl,“ erwiderte die Frau, „die war hier.“ Und es dauerte nicht lange, da wußte Herr Häberlein, daß der Liebling mit dem Hilfslehrer Severin verſprochen ſei und wußte alle Leiden und Nöte des jungen Pärchens, die ihm die kleine Frau lebhaft zur Anſchauung brachte. Mit allergrößter Teilnahme ließ ſich Frau Häberlein darauf erzählen, daß Severin ihren Mann bis an die Hausthür begleitet habe.

„Das iſt ein netter Kerl,“ ſagte Balduin, „mir gefällt er recht gut. Wäre damals ſtatt des langen Schlappſes ſo einer wie Paul Severin bei uns in das Geſchäft eingetreten, das hätte ich mir gefallen laſſen. Und für Severin wäre es auch beſſer geweſen, als daß er hier ſitzt, an ſeiner Hilfslehrerſtelle nagt und davon nicht ſatt und froh wird. Ich habe ihn gebeten, er ſoll einmal bei uns vorſprechen. „Ja, Alte, mag man ſagen, was man will,“ fügte Herr Balduin wehmütig hinzu, „ein friſches, geſundes Geſchäft hält Leib und

Seele zuſammen. So ſchön es hier auch ſein mag und ſo wenig ich es mir anders wünſchen möchte, mir iſt es manchmal gar nicht, wie es mir ſein ſollte, da fehlt es mir an allen Ecken. Es iſt eben ſchwierig, ehe man von der lieben Gewohnheit loskommt."

Die Frau ſchaute ihren Mann beſorgt an. „Balduin," erwiderte ſie, „davon haſt du ja nie etwas geſagt."

„Ja, es iſt einem ſelbſt nicht recht klar, bis man es einmal ausgeſprochen hat," fuhr Herr Balduin fort. „Als ich vorhin mit dem jungen Severin nach Hauſe zu ging, machte es ſich ſo im Geſpräch. Es wird ſich auch wohl geben. — Du fühlſt nichts dergleichen?" wendete er ſich an die Frau. „Wenn du aufſtehſt, iſt es dir nicht, als wüßteſt du nichts zu thun und zu ſchaffen und könnteſt gerade ſo gut liegen bleiben?"

„Daß ich nicht wüßte," erwiderte das Frauchen bedenklich, „eher im Gegenteil; ich kann es kaum erwarten, bis es ſo weit iſt, daß der Tag wieder neu beginnt. Mir iſt die kleine Wirtſchaft jetzt auch gerade recht."

„Ja, ja," unterbrach ſie Herr Balduin, „du warſt von jeher leichtſinniger, als es gut ſein mochte, und hatteſt deinen Sinn auf allerlei Allotria gerichtet. Ich habe dir das genug geſagt, nun ſtellt es ſich wieder

heraus. In ſo einem Frauenzimmer ſteckt kein Lot Anhänglichkeit!“

„Was fällt dir ein?“ ſagte das Frauchen, die ihrem Manne erſtaunt zugehört hatte. „Verlange nicht etwa, daß ich mich darüber erboßen ſoll; ſo eine alte Frau iſt dankbar, wenn es ihr gut geht und wenn ſie in ihrem Alter Grund hat, glücklich zu ſein. — Ich dächte, du beſännest dich bei Zeiten,“ fuhr ſie fort, „du haſt den Garten vor der Thür, wo es jetzt mehr zu thun giebt, als dir lieb iſt, und beklagſt dich, daß nichts zu ſchaffen wäre.“

„Weißt du auch,“ ſagte der Alte nach einer Weile, „daß heute unſer Gewölbe daran muß? Der Apotheker war in der Stadt und erzählte, daß ſie angefangen haben.“

„Du mein Gott!“ erwiderte die Frau, ſah vor ſich hin, ſtand dann auf und machte ſich etwas in der Stube zu thun.

„Ja, ja,“ ſeufzte Herr Balduin und ging langſam und bedrückt in die Schlafkammer.

Der andere Tag war ſonnig und heiter, und in dem Herzen der Delikateßhändlerin wollte die Wehmut nicht recht eindringen, als ſie ſich vergegenwärtigte, daß jeder Augenblick ihr altes Haus in der Stadt ſeinem Ende näher brächte, daß jetzt aus den leeren, ihr wohlbekannten Fenſterhöhlen der Staub wirbelte; daß Balken

ſtürzten und alles in Auflöſung begriffen ſei. Aber jeder Blick den ſie in ihren ſchönen Garten that, ließ ſie die beängſtigenden Bilder vergeſſen, und Funzel Quittenbaums Geſchichte und die mütterliche Liebe zu dem Mädchen beſchäftigten ſie mehr, als irgend etwas Vergangenes es jetzt hätte thun können.

Das Altchen war ſo ganz in ihr Element geraten, daß ſie kaum um ſich blickte, ſondern immer voller Behagen und in aller Annehmlichkeit weiter wandelte; meinte, aller Welt müſſe es wohl zu Mute ſein wie ihr, ſo daß Herr Balduin, der ſchon in den erſten Jahren ihrer Ehe bei der Frau den Hang nach Wohlleben gewittert haben wollte, faſt recht behielt. Er hatte ſich nie ganz ſicher gefühlt und das Frauchen oft damit gekränkt, daß er ſein Mißtrauen für ſie zur Anſchuldigung machte; jetzt ſchienen ſeine böſe Ahnungen wahr werden zu wollen. Durch ein allzu langes Bereden der von ihm gefürchteten, gefährlichen Eigenſchaft ſeines Weibes hatte er ſie endlich, wie es ſchien, heraufbeſchworen. Denn ſo beſorglich und pflichttreu die Delikateßhändlerin den Mann ihr Lebtag gepflegt und trotz aller Geſchäftigkeit immer Zeit gefunden hatte, getreulich auf ſein Ausſehen und ſeine Mienen zu achten, ſo ſehr fühlte er ſich jetzt von ihr vernachläſſigt. Tag für Tag lebte ſie in ihrem Leichtſinn und in Zufriedenheit hin, war ſo von erfreu-

lichen Angelegenheiten erfüllt, daß ſie nicht im geringſten darauf achtete, daß Herr Häberlein ſchon ſeit einiger Zeit durchaus nicht beſter Laune zu ſein ſchien.

An einem ſchönen Tage vor Sonnenuntergang gingen ſie miteinander durch den Garten. Die Roſen ſtanden in allervollſter Blütenpracht, und für den Abend hatten ſie die beiden, Funzel und den jungen Severin, mit dem Herr Balduin große Freundſchaft geſchloſſen, eingeladen.

Die Frau blieb, als ſie neben ihrem ſchweigſamen und etwas verdrießlich dreinſchauenden Gatten unermüdlich auf- und niedergegangen war, vor einem Roſenſtocke ſtehen, bog einen Zweig herab und ſog den Duft andachtsvoll in ſich ein.

Herr Balduin betrachtete ſie eine Weile, wie ſie, um ihn unbekümmert, wie ein Bienchen an der Roſe ſog; endlich ſagte er ärgerlich: „Das iſt recht, laß dir einen Käfer in die Naſe kriegen. Überhaupt iſt das eine ganz verfluchte Einbildung, hinter die man kommt, wenn man die Sache einigermaßen mit Verſtand betrachtet, daß eine Roſe ſo beſonders riechen ſoll. Ich ſage dir, ein Käſe, ein rechter echter und reifer, riecht mir angenehmer, kräftiger und beſſer. Es hat auch eine ſolidere Bewandtnis damit; denn eine Roſe iſt im Grunde doch ein ſinnloſes Ding.“

Frau Häberlein ſchaute erſtaunt und erſchreckt zu Herrn Balduin auf und fand, daß dieſer eine gries-grämige und wenig muntere Miene zu ſeinen ſonderbaren Redensarten aufgeſetzt hatte.

„Was ſoll das heißen, Balduin?“ fragte ſie.

„Ja, was es heißen ſoll?“ murmelte der Alte vor ſich hin, legte die Hände mit einer ſchnellen Bewegung auf dem Rücken zuſammen und marſchierte dem Hauſe zu.

Frau Häberlein ging ihm kopfſchüttelnd nach. Ihr war auch heute das Herz nicht leicht, denn nächſter Tage ſtand ihr die Trennung von Funzel Quittenbaum bevor. Die Frau Rat mit den Kindern zog wieder in die Stadt, und ſie kamen erſt im September noch auf ein paar Wochen vor Wintersanfang in das Landhaus zurück.

Heute war vielleicht ſchon der letzte Abend, an dem ſie das gute Mädchen längere Zeit bei ſich haben durfte, und zugleich der erſte, an welchem ſie das junge Pärchen zuſammen ſehen würde.. So beſorgte ſie bewegten Herzens die Zurüſtung zum Abendeſſen und vergaß in ihrer Geſchäftigkeit die wunderliche Äußerung und Übellaunigkeit des Herrn Balduin, der in der Dämmerung, weil er nichts Beſſeres zu thun wußte, die Straße hinabgeſchlendert war. Funzel kam, ſo früh

ſie ſich hatte losmachen können, ſchon vor ihrem Verlobten und ſuchte Frau Häberlein in der Küche auf; ſie trug ein hell leinenes Kleid und hatte ſich friſch und zierlich herausgeputzt, ſah aber nicht ſo munter wie gewöhnlich drein.

„Nun, Funzel?“ fragte Frau Häberlein und ſchaute ſich das Mädchen an. Für Funzels Seelenſtimmung hatte ſie einen feinen Blick. „Nun, dir iſt es heute nicht beſonders wohl zu Mute.“

„Ja, wenn der Abſchied nicht wäre,“ ſagte Funzel und drehte in leichter Befangenheit am Küchenſchrankſchlüſſel; „und Severin iſt auch nicht beſter Laune. Wenn es nun in ein paar Tagen fort geht und ich wieder in der Stadt ſitze, dann kommen erſt die dummen Gedanken. Ich gehe diesmal mit ſchwerem Herzen, und wenn die Kinder nicht wären, ich hielt's nicht aus; Ihr wißt es ja, daß es bei meinen Leuten nicht gerade heiter zugeht. Der Rat und die Frau machen ſich das Leben ſchwer genug. Manchmal iſt mir's, als hätten die ihren Verſtand nur deshalb bekommen, damit ſie ja auch alles Böſe im Leben aufſpüren können, und das Gute und Fröhliche werfen ſie, ſo iſt es mir oft, wenn ich es mit anſehe, wie Scherben beiſeite. Manchmal,“ ſagte ſie aufſeufzend, „vergeht eine Woche, ohne daß man auch nur ein frohes Geſicht zu ſehen bekommt.

Und die großen Buben treiben es auch schon so, zerren sich den lieben, langen Tag mit ihrem Schulwerk mürrisch herum, haben an ihrer Arbeit keine Freude und ziehen widerwärtige Gesichter, wenn es etwas setzt. So geht es Tag für Tag, und da will es schon etwas heißen, munter zu bleiben."

„Ja, ja," seufzte das Frauchen, „und ich weiß auch nicht, wie ich mich ohne Euch behelfen soll. Jetzt ist mir's erst, als ob ich Einsamkeit kennen lernen müßte."

Da ging die Hausthür, und Herr Balduin trat mit dem jungen Severin, dem er entgegen gegangen war, ein.

„Da kommen sie," sagte Frau Häberlein, „wir wollen sie vorausgehen lassen." Sie band ihre Schürze ab, wischte noch geschäftig über ein paar Teller und ging dann mit Funzel den beiden in den Garten nach. Wie diese die Schritte der Frauen hinter sich hörten, wendeten sie sich um, und Funzel sagte, als sie ihren Verlobten auf sich zukommen sah, mit leuchtenden Augen zu dem Frauchen: „Ist er nicht ein lieber Mensch?"

Severin hatte ein gutes und solides Ansehen, gehörte entschieden zu der Sorte Leute wie Herr Balduin, und hatte eine behende Gestalt, die in ihrer mäßigen

Hagerkeit den künftigen Einflüſſen des Alters, ohne viel Veränderung zu erleiden, Stand halten konnte. Er hatte muntere Augen und dichtes, dunkles Haar. Sein Benehmen war durchaus würdig, und er ſchien mit jedem Schritt ſich ſeiner Verpflichtungen gegen den alten Gönner bewußt zu ſein, als er ſeiner Braut entgegen ging.

„Wart du!“ ſagte Funzel, lief auf ihn zu und warf ihm eine Hand voll Roſenblätter, die ſie im Vorüberſtreifen von einer verblühten Roſe gepflückt hatte, ins Geſicht. Er ſchüttelte erſt unwillig den Kopf, nahm aber dann ihren Arm in den ſeinigen und ließ ſie huldvollſt neben ſich herwandeln.

Darauf ſchaute Funzel nach den beiden Alten, die miteinander hinter ihnen hergingen, und ſagte: „Man ſollte gar nicht meinen, daß er zu Zeiten ſo abenteuerliche Gedanken im Kopfe hat, wenn man ihn ſo hübſch ehrbar gehen ſieht, und daß er ſolche Not machen kann. Nicht wahr?“ lachte ſie und ſchaute ſchelmiſch zu ihrem Schatz auf.

„So laß das doch!“ flüſterte er ihr zu. „Was willſt du jetzt?“

Sie achtete aber nicht auf ſeine Einwendung, immer nach rückwärts gewendet fuhr ſie fort: „Habt Ihr ihm den Kopf ein wenig zurecht geſetzt, Herr Häberlein?

Ich wollte nur bitten, daß ich ihn Euch in Erziehung geben dürfte, wenn ich nun gehen muß."

Herr Häberlein lachte über das ganze Geſicht, denn er hatte an der hübſchen Funzel Quittenbaum ſeine Freude.

„Iſt ſchon beſorgt, Jungfer Funzelchen. Ganz umſonſt ſitzen zwei ſo mäßige, vorzügliche Leute, wie wir ſind, nicht miteinander den Abend im Goldenen Engel. Schon deshalb nicht, weil es immerhin einen guten Eindruck macht, wenn ein munterer, junger Menſch es mit einem alten Manne hält. — Ja, und er verſteht mich, fragt ihn nur," fuhr Herr Balduin fort, „ich ſage beſſer wie meine gute Alte."

Da blieben ſich die vier gegenüber ſtehen. Severin lächelte, und die kleine Frau ſchaute verdutzt und betroffen zu ihrem Gatten auf.

„Ja, er verſteht," fuhr Balduin fort, „daß es einem alten Manne ſchwer wird, von ſeiner gewohnten Hantierung zu laſſen, und daß alle Schönheit und alles Allerliebſte, und was ſo den Leuten behagt, ihm ſeine gute Thätigkeit nicht erſetzen kann. Mit dem Frauensvolk, da iſt das anders; die ſind mit ihrem Leichtſinn zu jeder Zeit auf das Wohlleben aus, und mag es kommen, wann es will, früh oder ſpät, ſie laſſen ſich davon den Kopf verdrehen. Da iſt nichts dabei zu

machen. Vor den Augen wird einem die eigene Alte fremd und hört und ſieht nicht mehr, wenn ihr das geſchieht, wonach ſie verlangt hat. Nun, nichts für ungut," ſagte Herr Balduin wohlwollend, als das Frauchen rat- und hilflos um ſich her ſah und nicht recht wußte, worauf hinaus das, was ſie gehört hatte, zu gehen ſchien. Er faßte ihre Hand und ſchüttelte ſie. „Seht, Herr Severin, die Frauensleute muß man nehmen, wie ſie ſind."

„Ja, ja," ſeufzte Funzel, „das iſt ſchon recht, wenn man die Männer nur auch ſo nehmen könnte; aber da hat man ſeine liebe Not!"

„Der Tauſend, Severin," rief der Alte und wies auf Funzel, „Ihr habt eine Böſe erwiſcht! Gott behüte Euch vor dem Schwatzwerk!"

„Das nimmt man mit in den Kauf," erwiderte Severin und ſchaute das Mädchen zärtlich an.

Balduin aber klopfte Funzel auf die Schulter und ſagte: „Du Prachtmädel du!"

Frau Häberlein pflückte noch einen ſchönen Blumenſtrauß ſtill zuſammen, um ihn auf den gedeckten Tiſch zu ſtellen. Und als ſie miteinander bei dem Abendeſſen ſaßen, da wurde Herr Balduin immer munterer und aufgeräumter, wie ſein Frauchen ſich ſeiner kaum erinnern konnte. Severin und er ſprachen von dem

ſchlechten Zuſtande, in dem ſich die Geſchäfte im ganzen Ortsumkreiſe befänden, und in Jena ſelbſt keine wahrhaft vernünftige Handlung, in der die Leute ihren Kaffee und Zucker und was wirklich Feines erhandeln könnten.

„Hier könnte, wenn es recht angefangen würde, ſolch ein Geſchäft ſeinen Mann ernähren.“

Sie ſprachen immer eingehender und erregter. Severin entwickelte eine ganz eigentümliche Sachkenntnis, die Funzel nie bei ihm vermutet hätte, und Frau Häberlein ging ſachte über den Gemütszuſtand ihres Mannes ein Licht auf. Herr Häberlein hielt nicht mehr Ruhe, in ihm regte ſich ein lang bewährter Thätigkeitstrieb, und jetzt wußte ſie, was die beiden, Severin und ihr Mann, allabendlich ſo eifrig zu bereden gehabt hatten. Sie und Funzel hörten noch eine gute Weile geduldig zu, und Frau Häberlein hatte ihre Freude daran, wie friſch und heiter Balduin ſprach.

Es war auch in Wahrheit ein guter Augenblick, wie der Alte ſich wieder kräftig in das Leben einzudrängen verſuchte, wie er Hoffnung und Erfahrung lebendig durcheinander ſich bewegen ließ, wie er mit dem Jungen erwog und beſprach, der jungen Kraft Vorteile zumaß, indem er ſich über manche Dinge, von denen Severin unterrichtet zu ſein ſchien, fragend an ihn wendete und doch zu gleicher Zeit das vornehm Herablaſſende

des Alters ihm gegenüber beibehielt. Wie ſeine gute Frau voller Hingebung ihm zuhörte, ſich an ihm freute und jeden Augenblick in Dankbarkeit und Liebe bereit war, ihrem Gatten, wie es auch ſei, zu helfen. Dann die junge Funzel Quittenbaum, die dem Geſpräch unſicher, ahnungsvoll folgte, über das Vertrauen, das der würdige Alte ihrem Verlobten ſchenkte, erſtaunte und ſich freute und nicht recht wußte, was die allgemeine Erregung in jedem der drei Geſichter vor ihr zu bedeuten habe, bis aus dem lebensvollen Bewegen um ſie her für ſie eine beglückende Hoffnung ſich erhob.

Das Altchen war aufgeſtanden, hatte die Hand auf die Schulter ihres Mannes gelegt, der ſich halb erſtaunt nach ihr umwandte, und ſagte: „Mir iſt es gar zu recht, wenn du das thuſt, was dir lieb und angenehm iſt, das glaube nur. Das iſt wahr, ich bin eine leichtſinnige Frau, habe ich mir doch heute gegen Abend, als wir miteinander an dem Roſenſtocke ſtanden, gar nichts bei dem gedacht, was du ſagteſt.“ Sie ſprach mit lebhaft erregter Stimme und fuhr fort: „Mir iſt es lieb, beginne hier etwas Neues, Balduin. Hier in der Vorderſtube bauen wir den Laden aus, und den Herrn Severin nimmſt du in das Geſchäft.“

Da fuhr Balduin faſt unwillig auf und ſagte: „Das wäre mir das Rechte in meinen alten Tagen

mir ein Geſchäft über den Kopf wachſen zu laſſen. Nicht wahr, Severin, was meint Ihr?“ Die Empfindungen zogen über die alten Züge des Frauchens und brachten im Vorüberziehen einen wunderbaren Jugendſchein über ſie. Sie blickte ſich im Kreiſe um, und ihre Augen ruhten ſo voller Liebe und Glanz einen Augenblick auf Funzel, daß es dieſer ganz wunderlich zu Mute wurde. Herr Balduin wollte reden und lehnte die Hand vertrauensvoll auf Severins Arm. „Ich weiß am beſten,“ fuhr er fort, „daß ich mit Herrn Severin gern etwas unternähme — aber —“

„Zu viel Ehre!“ unterbrach ihn Severin. „Wie ſollte ich zu dergleichen kommen. Bedenken Herr Häberlein meine völlige Mittelloſigkeit.“

„Ta — ta — ta!“ ſagte Herr Balduin und machte eine bedeutungsvolle Handbewegung. „Das würde ſich finden; was braucht ein Gehilfe fürs erſte Mittel zu haben. — Da meint die Alte,“ begann er wieder in ſcherzendem Ton, „ſo etwas ließe ſich über das Knie brechen. Wenn ihr es in den Kopf fährt, glaubt ſie, es ſei ſchon da und hergerichtet. So iſt ſie und ſo war ſie.“

Severin ſchaute geſpannt auf Funzel, deren Blicke an dem Frauchen hingen, die immer noch hinter Herrn Balduins Stuhl in Gedanken verſunken ſtand. Un-

merklich aber, ohne daß es eines Wortes von Seiten der Alten zum Einlenken bedurft hätte, ging die Unterhaltung der zwei Männer ihren Gang, und zwar waren sie, ohne daß sie recht wußten, wie es geschehen, vom unbestimmten Allgemeinen auf das Allerpersönlichste, Eingeschränkte und Sichere gekommen, und das Bächlein der Unterhaltung lief da, wo es laufen sollte.

Die Frau hörte andachtsvoll mit einem unbeschreiblichen Lächeln auf den schmalen Lippen zu, wie die beiden immer eifriger wurden. Sie berieten miteinander den Ausbau der Unterstube, den die Delikateßhändlerin vorgeschlagen hatte, und sie mußten ihn für gut halten, denn sie besprachen die Sache mit der Art Befriedigung, als wäre diese Idee aus ihrem eigenen Kopfe entsprungen.

Herr Balduin hörte dem jungen Hilfslehrer offenbar mit Wohlgefallen zu, wenn der seine Vorschläge machte, und stimmte bei, als Severin außerordentlichen Wert auf Viehsalzverkauf legte. Herr Häberlein sprach ihm gegenüber, zum Staunen der kleinen Frau, das aus, was außer ihr nie ein Sterblicher zu hören bekommen: nämlich die Quelle, von der er seine Kaffees bezogen hatte. Und er that es mit einer gewissen weihevollen Feierlichkeit, reichte Severin die Hand dabei hin und sagte: „Es wäre schon gut, wenn wir bei-

einander bleiben könnten, Herr Severin!“ Und Severin ſchlug mit einem verbindlichen, verlegenen Lächeln ein.

Die Frau nahm ſachte die Teller und Reſte vom Tiſche. Funzel half ihr, und beide Frauen ſchlichen, die Arme voll Schüſſeln, zur Thür hinaus; ohne von den in ihren Plänen vertieften Männern bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu reden, ſetzten ſie ihre Laſt in der Küche ab und gingen in den Garten in den vollen Mondſchein hinaus. Da hielt Frau Häberlein unter dem Baume ihre liebe Funzel in den Armen, und die Nacht war ſtill und mild, die Gefühle der alten Frau glichen ihr in dieſem Augenblick an ruhiger Schönheit.

Ein Teil ihres ſanften Friedens bildete die Dankbarkeit gegen ihren Mann. Durch deſſen Einſicht und Klugheit war ſie zu ihrem Glück gekommen, und jetzt verſchaffte ihr ſein neues, kräftiges Aufſtreben die Ausſicht, das junge, liebe Geſchöpf, das ihre ganze Freude war, den Reſt der alten Tage nahe behalten zu dürfen. Zu aller Erfüllung war eine Hoffnung zuletzt noch über ſie gekommen, und die Vorzüge des ſtillen Alters, das aus jeder Lebensſtufe einen wünſchenswerten Teil zurückbehalten, verbanden ſich mit dem Glücke, das von außen her ſie umgeben hatte.

Ihre Natur, die ein Leben lang nach der ihr angemeſſenen Umgebung ſich geſehnt und unbewußt geſchmachtet hatte, durfte vor ihrem Hinſchwinden rein ihre ganze Freudekraft empfinden.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Werke von Helene Böhlau.

Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Ratsmädelgeschichten. Geh. M. 3.60; geb. M. 4.60
Herzenswahn. Roman. Geh. M. 3.60; geb. M. 4.60
Im Trosse der Kunst. Novellen. Geh. M. 3.60; geb. M. 4.60
Reines Herzens schuldig. Roman. Geh. M. 6.—; geb. M. 7.—

Verlag von J. Engelhorn, Stuttgart.

Im frischen Wasser. Roman in zwei Bänden. Geh. M. 1.—; geb. M. 1.50

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachflg., Stuttgart.

Novellen. Inhalt: Im Banne des Todes. Salin Kaliska Maleen. Geh. M. 5.—; geb. M. 6.20

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.

Der Rangierbahnhof. Roman. Fünfte Auflage. Geh. M. 4.—; geb. M. 5.—
Das Recht der Mutter. Roman. Dritte Auflage. Geh. M. 6.—; geb. M. 7.50
Schlimme Flitterwochen. Novellen. Zweite Auflage. Geh. M. 3.—; geb. M. 4.50
Halbtier! Roman. Vierte Auflage. Geh. M. 4.—; geb. M. 5.—
Der schöne Valentin. Novellen. Zweite Auflage. Geh. M. 4.—; geb. M. 5.—
Sommerbuch. Altweimarische Geschichten. Geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

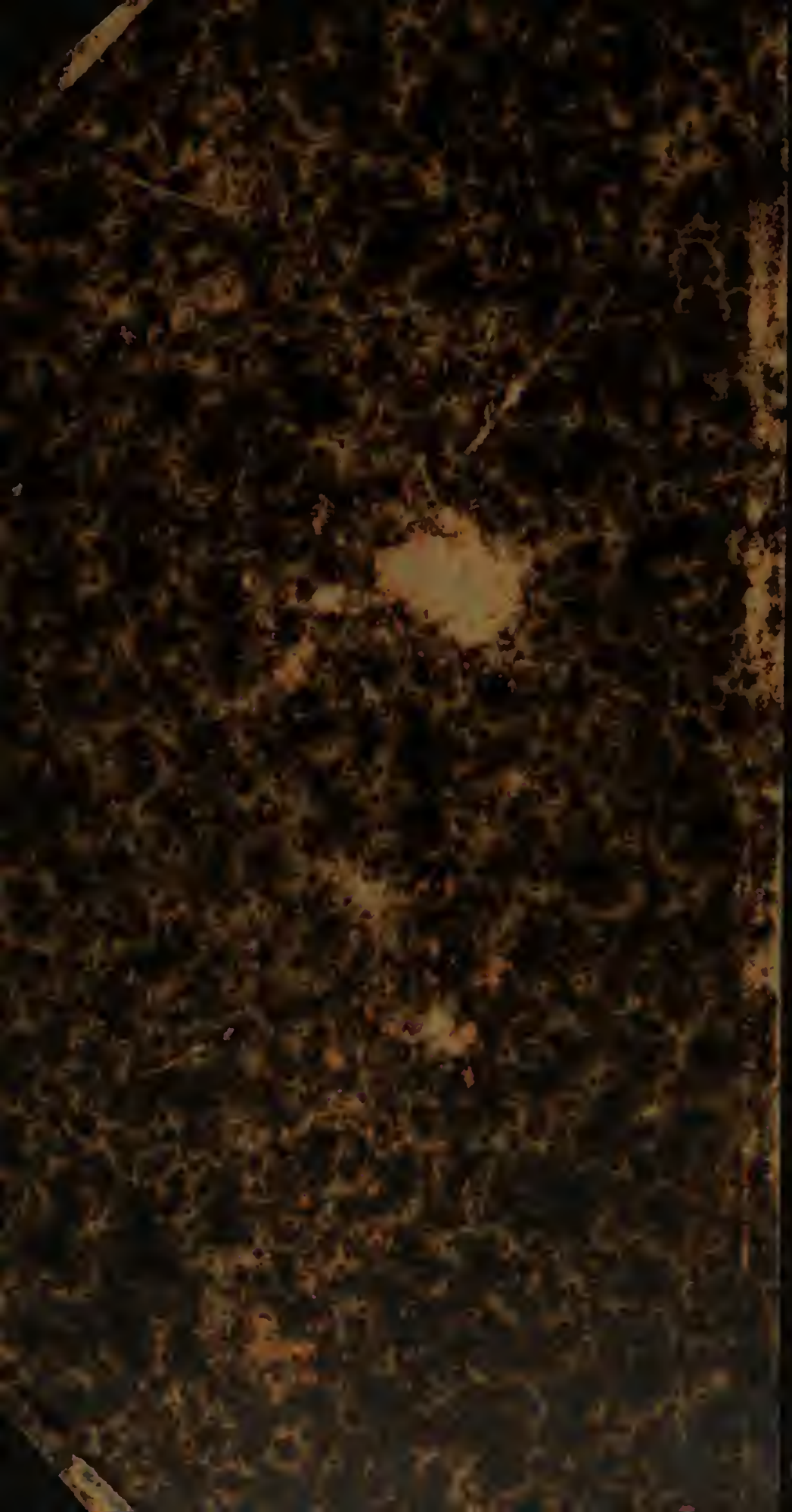
---o---

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

30m-6,'14

Böhlau B 671
Der schöne valentin sch
Mar 2 1912 James MAR 15 1912
1912 walker 1913
Park
OCT 6 1916 Price OCT 31 1916
6-4-19 Weber FEB 2
SEP 29 1923 Mae Jones
10-13-23 " C
Böhlau
157768
UN... LIBRARY

Digitized by Google